Opp. 468 (1
III 1370
1
700
NML
7
7 Bdc

3 M. v Arnswaldt.

C. Müller.

6722.

<36603746320012

<36603746320012

Bayer. Staatsbibliothek

79/81

CHRISTIAN GARVE.

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

Erſter Theil.

Breslau, 1792.

bei Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich bringe dem Publicum eine kleine Gabe dar, — mehr einen Beweis meines guten Willens zu ſeinem Dienſte zu arbeiten, als ein wichtiges Hülfsmittel ſeiner Aufklärung, oder einen Beytrag zu den Schätzen ſeiner Kenntniſſe.

Die Materien, welche ich hier bearbeitet habe, ſind zum Theile ſo populär, daß darüber jedermann ſein eigner Lehrer ſeyn, — und der Schriftſteller höchſtens nur das Verdienſt haben kann, das, was der vernünftige Mann über

die Sache immer gedacht hat, deutlicher mit Worten auszudrücken; — zum Theile ſind ſie geringfügig und unbedeutend, und werden nur durch den Zuſammenhang wichtig, den ſie, vermöge der menſchlichen Leidenſchaften, oder vermittelſt der bürgerlichen Verfaſſungen, mit der Sittlichkeit haben. Ueber die Geduld und die Unentſchloſſenheit kann niemand etwas durchaus neues ſagen: und über die Moden und das bürgerliche Air, werden nur Wenige philoſophiſche Unterſuchungen anhöreu wollen.

Deſſen ungeachtet habe ich geglaubt, daß das Intereſſe, welches ich an dieſen Gegenſtänden, und den bey ihrer genauern Betrachtung in mir erregten Ideen fand, mir mit einer Anzahl Menſchen, die eine der meinigen ähnliche Lage und Gemüthsart haben, gemein ſeyn könnte. — Was ich von den Meuſchen kenne, weiß ich hauptſächlich aus mir ſelbſt: was ich von der Welt kenne, iſt der kleine Kreis, den

ich aus meinem Standorte überſehen habe. So weit als ich andern ähnlich bin, werde ich ihre Empfindungen getroffen und ihre Gedanken errathen haben: denn die meinigen habe ich getreu, und, ſo viel ich konnte, deutlich darzuſtellen geſucht. Inſofern die Dinge und Menſchen, die mich von Jugend auf umgeben haben, als Proben von dem, was ſie überhaupt ſind, gelten können, werden meine Beobachtungen, auch für Leſer an fremden Orten und in veränderten Lagen, Wahrheit enthalten.

Ich habe nicht allemahl die Zweifel und Einſchränkungen zu meinen Sätzen hinzugefügt, die bey denſelben ſtatt finden, weil es, dem Schriftſteller, welcher dieß thun wollte, unmöglich wäre, über dieſe Materien irgend etwas beſtimmtes zu ſagen, oder jemals zu endigen. — Ich beruhigte mich damit, daß die Ausnahmen leicht wahrzunehmen ſind, wenn

die Regel entdeckt iſt, und daß oft ſelbſt eine unrichtige dazu dient, — indem man ſie prüft, oder berichtiget, — beſſere Beobachtungen zu veranlaſſen, Beobachtungen, auf die man demohnerachtet, ohne eine vorhergehende mangelhafte Theorie, nicht gekommen wäre.

Einem Menſchen, der gelitten hat, iſt es natürlich, über die Geduld nachzudenken; einem, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſich widmenden, Manne, muß praktiſche Entſchloſſenheit eine vorzüglich wichtige Tugend ſeyn: aber es wird mehrere, die mich nur von ferne kennen, das Intereſſe befremden, das ich an den Moden und an den Sitten der Höfe nehme. Um mich, in den Augen dieſer Leſer, über meine Wahl zu rechtfertigen, muß es mir erlaubt ſeyn, einige Augenblicke von mir ſelbſt zu reden.

Von meiner früheſten Jugend an, hat eine leidenſchaftliche Liebe zum Umgange mein Ge-

müth beherrſcht, und oft es beunruhiget. Der Wunſch in der Geſellſchaft zu gefallen, und von derſelben geſucht zu werden iſt, zu allen Zeiten, weit ſtärker bey mir geweſen, als die Begierde nach litterariſchem Ruhme. Wenn mir dieſer leztre ein wünſchenswerthes Gut ſchien: ſo war es nur deßwegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeiz lernte bald noch feinere Unterſchiede machen. Ich wollte nicht nur, wie Montaigne, daß man mich ſelbſt, nicht meine Bücher ſchäzen ſollte: ich wurde auch gewahr, daß es etwas ganz anders wäre, wenn mich die Geſellſchaft unter dem Titel eines mir zugeſchriebnen, beſondern Talents, als wenn ſie mich unter dem, einer unbeſtimmten, aber allgemeinen Liebenswürdigkeit aufnähme; und nur dieß leztre war der Gegenſtand meiner Wünſche. Ich dachte genau ſo, wie Pascal, daß derjenige, den man, bey ſeinem Eintritte in eine Verſammlung, der Geſellſchaft als einen vortreflichen Clavierſpie-

ler, einen Erzähler luſtiger Geſchichten, oder ſelbſt als einen berühmten Dichter oder Schriftſteller ankündigt, nur noch ein erborgtes und unſicheres Anſehn in derſelben habe, — und daß, um ſich als Mitglied von ihr betrachten, und an ihren geſelligen Vergnügungen mit vollem Rechte Theil nehmen zu können, er nicht, wegen einer beſondern Eigenſchaft von ihr gelobt, ſondern, nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit, als braver und artiger Mann, (honnête et galant-homme) geliebt werden müſſe.

Dieſe meine, von der Vernunft nicht hinlänglich bewachte Leidenſchaft, die Begierde, im Umgange zu gefallen, und des Umgangs zu genießen, wollte auf eben ſo mannigfaltige, als ausgeſuchte Weiſe befriediget ſeyn. Ich wünſchte von keiner Claſſe ausgeſchloſſen zu werden, und vielleicht verlangte ich zu ſehr, auch in den erſten meines jedesmahligen Wohnorts, eine Rolle zu ſpielen. Hierbey mochte zum Theile bloße

Eitelkeit, die nur hervorragen will, zum Grunde liegen; aber ich bin mir bewußt, daß auch Wißbegierde und das Verlangen vollkommner zu werden, mit unter meine Triebfedern gehörte: Wißbegierde, inſofern ich im Umgange vornehmlich eine Schule der Menſchenkenntniß ſuchte, und dazu die verglichne Beobachtung mehrerer Stände für nothwendig anſah; Verlangen nach Vollkommenheit, indem ich durch den Umgang mit der vornehmen oder mit der modiſchen Welt, gerade diejenigen Uebungen zu erhalten hoffte, welche die Fehler meiner Naturanlagen verbeſſern, und die, durch Nachdenken und Studium unerreichbaren, Vorzüge mir verſchaffen könnten.

Der Himmel, welcher beſſer, als wir ſelbſt, weiß, was uns nutzt, hat die Erreichung derjenigen Abſichten, nach denen ich ein ſchwaches Verlangen trug, durch mancherley mir verliehene Hülfsmittel begünſtigt, — der Befriedi-

gung meiner lebhafteſten Begierde aber unzäh= lige Hinderniſſe entgegen geſetzt. Von meiner frühen Jugend an, ſahe ich Perſonen, die mit mir in gleichen äußern Umſtänden waren, und denen ich an Geiſtesgaben überlegen zu ſeyn glaubte, in allen Geſellſchaften weit beſſer, als ich, ihr Glück machen. Ich erlangte, von Zeit zu Zeit, die Achtung einiger würdigen Männer aus jeder Claſſe: aber nie gelang es mir, den großen Haufen in irgend einer zu gewinnen: welches ich doch, weil es mir um ausgebreite= ten Umgang, nicht bloß um freundſchaftlichen zu thun war, ſehnlich wünſchte. Weder meine Talente noch meine äußern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern, oder den Kaltſinn der fröhlichern Kreiſe gegen einen Un= bekannten und Ernſthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen noch Intereſſe ih= nen wichtig machten. Zufälle begünſtigten mich ſelten, und meine eignen Mängel hinderten mich, von denen, welche ſich zuweilen darbo=

then, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einſamkeit zurück, die ich ſo gerne mit dem Geräuſche der Welt vertauſcht hätte.

Indeß zog ich doch von dieſer meiner Begierde, die Welt zu kennen und ſie zu genießen, ſo unbefriedigt ſie blieb, den Vortheil, daß ich ſie, ſo weit ich ſie ſah, mit einem geſchärftern Blicke beobachtete. Ich hatte oft nöthig, mich über die Ausſchließungen von Seiten der Höhern, die meinen Stolz kränkten, oder über die Gleichgültigkeit, die ich von meines Gleichen erfuhr, und die mich betrübte, zu tröſten: und ich fand dieſen Troſt immer nur in dem Nachdenken über die Urſachen, welche mir das Uebel zugezogen hatten. Ich ſah die Leute nach der Mode mit deſto größerer Aufmerkſamkeit an, nachdem ich ſelbſt verzweifelte einer von ihnen zu werden: und, unwillig über die Schüch-

ternheit und den Zwang, den ich, in der Geſellſchaft der vornehmen oder der galanten Welt an mir fühlte, bemerkte ich deſto ſcharfſichtiger das Eigenthümliche in der Perſon und den Umſtänden derjenigen, die, ohne größere Hülfsquellen in ihrem Geiſte zu haben, mit ſichtbarer Ueberlegenheit über mich unter andern Menſchen auftraten. So wurde ich, in der That, nach und nach über Fehlſchlagungen ruhiger, die ich, als unvermeidliche Folgen der Natur der Dinge und der meinigen erkannte. Meine eignen Mängel kränkten mich weniger, da ich ſie beſtimmter kennen lernte, und die unabänderlichen von denen, die meiner fortgeſetzten Bemühung noch weichen konnten, unterſchied; und ich wurde nachſichtiger gegen die Vorurtheile andrer Menſchen, nachdem ich einſah, wie nothwendig ſie entſtehen mußten, und wie viel Gutes noch mit dem Uebel, welches ſie veranlaſſen, verbunden wäre.

Auf dieſem Wege bin ich zu den Betrachtungen über geſellſchaftliche Gegenſtände gekommen, die ich hier den Leſern vorlege, — auf dieſem zu dem Intereſſe an denſelben, welches macht, daß ich ſie für wichtig genug hielt, ſie dem Publicum mitzutheilen. — Der Wunſch, des Umgangs der Menſchen, und zwar des Umgangs in allen Claſſen, zu genießen, wird, glaube ich, ewig eine der vornehmſten Abſichten bleiben, um derentwillen die Menſchen nach Reichthum und nach Ehre ſtreben, und alſo eine der Angeln, um welche ſich die Thätigkeit der Welt dreht. Begierden ähnlicher Art alſo, als die, welche mich beunruhigten, werden immer in vieler Menſchen Herzen ſeyn. Viele werden ihre Wünſche, gleich mir fehlſchlagen ſehn, oder in Gefahr ſeyn, durch ihre Leidenſchaft zu ähnlichen Fehltritten als ich begieng, verleitet zu werden. Allen dieſen werden, wie ich glaube, die Bemerkungen eines ihres Gleichen, der die Natur der Gegenſtände, welche ſie nur leiden-

ſchaftlich zu betrachten gewohnt ſind, kaltblütig unterſucht, weder zu ihrer Belehrung, noch zu ihrer Beruhigung, unnütz ſeyn.

Aber aus eben dieſen Urſachen, welche meine Unterſuchungen veranlaßten, ſind, ohne Zweifel, auch Fehler derſelben entſtanden. Vielleicht iſt durch die Beziehung, welche der Gegenſtand auf mich und meine Leidenſchaft hatte, auch mein Geſichtskreis, in welchem ich ihn beobachtete, zu ſehr beſchränkt worden. Vielleicht habe ich zu oft, der ganzen Claſſe, aus welcher ich herſtamme, zur Laſt gelegt, was mir nur, als perſönlicher Fehler, zugehört; und die Mängel meiner Natur, oder meiner Erziehung auf Rechnung der Lage geſetzt, die ich mit dem größern Theile des Mittelſtandes gemein habe.

Vielleicht paſſen auch mehrere meiner Betrachtungen beſſer auf den Zuſtand der Dinge und der Menſchen, wie er war, als ich unter

dieſelben eintrat, als auf den gegenwärtigen. Zur Zeit der Jugend frappiret dasjenige, was ſich auf unſere Lieblingsneigungen bezieht, am meiſten, und die Eindrücke, welche es auf unſer, noch mit allen ſeinen Anſprüchen und Hoffnungen erfülltes, Gemüth macht, miſchen ſich unvermerkt in alle Beobachtungen ſpäterer Jahre. Der Fortgang aber ſowohl der Meinungen als der Sitten, iſt in meinem Zeitalter, ſo ſchnell geweſen, daß ein, von der Natur zu einem ſo langſamen Gange beſtimmter, Menſch, als ich, leicht, mit ſeiner Philoſophie hinter ſeinem Jahrhunderte hat zurückbleiben können.

Wie ſehr iſt es, zum Beyſpiele, dem Geiſte der Zeit zuwider, an den Höfen irgend etwas Gutes zu finden: und Sitten in gewiſſer Abſicht zu loben, die nur unter dem Schatten des Despotismus aufblühen konnten!

Doch, unparteyiſche Richter, die das Ganze meiner Grundſätze, aus der Darſtel-

lung einiger meiner Ideen, zu erkennen vermögen, werden die moraliſche Lauterkeit derſelben nicht verdächtig finden. Darüber aber werden ſie mir einen gegründeten Vorwurf machen, daß ich die Materie von den Sitten der verſchiedenen Stände, und den jedem derſelben eigenthümlichen Fehlern und Vorzügen, nicht lieber in ihrer vollen Allgemeinheit unterſucht, als ſie bloß unter dem eingeſchränkten und kleinlichten Geſichtspuncte angeſehen habe, den mir die Maxime Rochefoucaults anwies. Dieſen Tadel beantworte ich mit dem aufrichtigen Geſtändniſſe, daß mein ſchärfſter Blick lieber rückwärts gekehrt iſt, und mir die Mängel meiner Werke erſt dann recht in die Augen fallen, wenn ſie vollendet ſind; daß indeſſen, ſo wie die Menſchenkenntniß aus lauter einzelnen und kleinen Beobachtungen geſammelt werden muß, auch bey ihr die Unterſuchungen, welche eine beſondre Veranlaſſung, und ein nahes und beſtimmtes Ziel haben, gemeiniglich mehr

neue

neue Ideen erwecken, und verborgenere Seiten des Gegenſtandes ans Licht bringen, als die, welche weitläuftige Materien umfaſſen, und nur die Erforſchung der Wahrheit überhaupt beabſichtigen.

Noch muß ich, ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, mich über zwey Puncte erklären.

Der erſte betrifft die Rechtſchreibung. Der größte Vortheil, der durch ſie zu erhalten ſteht, muß von der, bey den guten Schriftſtellern der Nation, bewirkten Gleichförmigkeit derſelben herkommen. Nun iſt aber in Dingen, welche die Vernunft, auf eine ganz einleuchtende und allgemein geltende Weiſe, aus Gründen nicht entſcheiden kann, Uebereinſtimmung der Menſchen andersnicht möglich, als wenn ſie ſich freywillig einer Autorität unterwerfen, deren Ausſprüchen ſie auch dann folgen, wenn ſie ſie nicht durchaus billigen. Weil ich nun in Deutſchland keinen

Mann kenne, der in Sachen der Sprache einen gegründetern Anſpruch auf Autorität hätte, als Adlung: ſo habe ich, jenem Grundſatze zu Folge, in den Fällen, wo ich zweifelhaft war, ſeine Vorſchriften zu Rathe gezogen, und ſelbſt da, wo er mich nicht überzeugte, ihm, aus Liebe zum gemeinen Beſten, freywillig gehorcht. Ich wünſchte, daß mein Beyſpiel, oder dieſe meine Gründe von einem größern Gewicht wären, als ich natürlicher Weiſe erwarten kann, um die guten Schriftſteller Deutſchlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu vereinigen. Ich ſehe wenigſtens keinen andern Weg, zur Gleichförmigkeit in unſerer Rechtſchreibung, — die doch immer ein wünſchenswerthes Gut iſt, weil ſie die Verſtändlichkeit befördert, und die Störungen der Aufmerkſamkeit für gewöhnliche Leſer vermindert, — zu gelangen, als daß alle, welche ſchreiben, in Fällen, wo bisher Verſchiedenheiten der Ortographie geherrſcht haben, willkührliche Entſcheidungen, die ihnen niemand als Geſetze

aufzudringen vermag, durch freywillige Befolgung zu Geſetzen erheben; und daß ſie einem Manne, der in Abſicht vieler Sachen ihr Lehrer geweſen iſt, in einigen auch blindlings folgen. Iſt es wohl ſelbſt in der bürgerlichen Welt anders möglich, irgend eine dauerhafte Vereinigung der Menſchen zu ſtiften, als wenn ſie ſich gefallen laſſen, nachdem ſie einmahl irgend einen Geſetzgeber anerkannt haben, die Beſchlüſſe deſſelben auch dann zu reſpectiren, wenn ſie mit ihrem Inhalte unzufrieden ſind?

Der zweyte Punct iſt, daß der Titel des Buchs mehr verſpricht, als der Inhalt leiſtet. Es iſt auf jenem von Aufſätzen über litterariſche Gegenſtände die Rede, und in dieſem Theile finden ſich keine. Aber da ich mir die angenehme Ausſicht laſſen wollte, meine Ideen, über einzelne und nicht mit einander zuſammenhängende Materien, mehrmahlen dem Publicum mitzutheilen: ſo wollte ich mir auch ſchon zum

voraus den Umfang, innerhalb deſſen ich meine Gegenſtände wählen könnte, erweitern; und, was ich die Abſicht hatte, in künftigen Theilen zu thun, kündigte ich ſchon in der Aufſchrift des erſten an. Bleibt dieſer, durch unvorhergeſehene Zufälle, der einzige: ſo wird es leicht ſeyn, den Titel zu berichtigen.

Inhalt.

I. Ueber die Geduld . . . . Seite 1

II. Ueber die Moden 117

III. Ueber die Maxime Rochefoucaults: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe 295

IV. Ueber die Unentſchloſſenheit. 453

I.

Ueber die Geduld.

Wenn den Tugenden ihr Rang nach der Schwierigkeit angewieſen werden ſollte, die es koſtet ſie auszuüben: ſo würde die Geduld eine der erſten Stellen bekommen. — Aber die Menſchen thun wohl, daß ſie den Werth der Tugenden mehr nach ihrer Gemeinnützigkeit, als nach ihrer Schwierigkeit, abmeſſen. Jene iſt leichter zu erkennen als dieſe. Denn wer kann wiſſen, wie viel es einem Menſchen an Kraſt und Anſtrengung koſtet, die eine oder die andre ſeiner Pflichten zu erfüllen? Wie viel aber jede zum Wohl der Geſellſchaft beytrage, das iſt ein Gegenſtand der Erfahrung, und kann von jedem Menſchen, wenigſtens mit einem gewiſſen Grade der Evidenz, beurtheilt werden. — Ueberdieß, wenn man zum Grundſatze annimmt, daß die ſchwerern Tugenden von höherm Werthe ſind: ſo kömmt man leicht in Gefahr, auch ſelbſtge-

wählte Schwierigkeiten und unnütze Kaſteyungen für verdienſtlich zu halten.

Die Geduld iſt aber nicht nur eine ſchwere Tugend, ſondern auch eine gemeinnützige: obgleich ihre unmittelbare Wirkung ſich nur auf den Menſchen ſelbſt, welcher leidet, und auf den engern Kreis von Freunden erſtreckt, der ihn bey dieſem Zuſtande umgiebt.

Beydes, jene Schwierigkeiten und dieſen Nutzen will ich zu entwickeln ſuchen. Die Natur der Tugend ſelbſt wird hervorleuchten, wenn die Urſachen der Anſtrengung, welche ſie koſtet, und die Beſchaffenheit der Folgen, welche aus ihr entſtehn, aus einander geſetzt worden ſind. Daraus werden ſich auch die Hülfsmittel ergeben, welche die Geduld erleichtern, und die Vorbereitungen, die man machen muß, um gegen das Leiden ausgerüſtet zu ſeyn.

Geduldig, d. h. auf eine ſchickliche und vernünftige Art leiden, iſt erſtlich deswegen ſo ſchwer, weil der Schmerz die ſtärkſte unter den menſchlichen Empfindungen iſt.

Das, was dem Körper wohlthut, berührt ihn ſanft: das, was ihm wehe thut, ſchneidet tief ein, trennt ſeine Theile, oder drückt und ſtößt ſie mit einer Gewalt, welche dieſe Trennung fürchten läßt. Jenes iſt vorübergehend, und läßt ſelten merkliche

Spuren zurück: dieſes bringt große, und eben deßwegen dauerhafte Veränderungen hervor.

Mit den Freuden und Leiden der Seele iſt es nicht anders beſchaffen. Es iſt die alte Klage der Moraliſten, daß Beleidigungen lebhafter und länger empfunden, als Wohlthaten erkannt werden. In Abſicht der Güter und Uebel, welche von der Natur herkommen, iſt unſre Empfindungsart die nähmliche. Eines kummerhaften Augenblicks, einer angſtvollen Stunde erinnert ſich der Menſch weit länger und weit deutlicher, als vieler fröhlichen Tage.

In der That, da die Freude der natürliche Zuſtand des Menſchen iſt, da ſein Wohlſeyn in nichts anderm beſteht, als in dem ungehinderten Genuſſe ſeines Daſeyns, in dem unbeſchränkten Gebrauche aller ſeiner Kräfte: ſo hat dieſer Zuſtand nichts ſo außerordentliches, daß er ſich auszeichnete. Der Menſch iſt glücklich und vergnügt, wenn er ganz Menſch iſt, wenn er als ſolcher leben und handeln kann. So wie der völlig Geſunde gar kein Glied ſeines Körpers insbeſondere fühlt: ſo wird der vollkommen Vergnügte beynahe gar keines Theils ſeines Zuſtandes auf eine beſtimmte und deutliche Weiſe gewahr. Er verliert ſein Ich, ſobald alle Bedürfniſſe deſſelben be-

friedigt ſind, völlig aus den Augen. Er denkt dann nur an die Gegenſtände außer ſich, an die Menſchen, mit welchen er umgeht, an die Geſchäfte, die er treibt.

Der Schmerz hingegen iſt ein Zuſtand wider die Natur, ein Schritt zur Zerſtörung, eine Verengung des Daſeyns, — ein Widerſpruch mit den weſentlichen Kräften und Trieben des Menſchen. Die Vorſtellung deſſelben hat etwas ſo unterſcheidendes und auffallendes in der Reihe unſrer übrigen Vorſtellungen, daß ſie die Aufmerkſamkeit nicht anders als an ſich ziehn kann, ſo lange ſie da iſt, und dem Gedächtniſſe noch lange eingeprägt bleibt, nachdem ſchon die Urſache vorüber iſt. Das Leiden iſt dazu gemacht, den Menſchen auf ſich ſelbſt zurückzuführen, ſeinen Blick von äußern Gegenſtänden abzuziehn, und ihn auf die in ihm ſelbſt vorgehenden Veränderungen zu richten.

Man lernt die Natur des Schmerzens am beſten kennen, wenn man ihn in ſeiner höchſten Stärke betrachtet. Man weiß aber, daß ein äußerſt gewaltſamer Schmerz die ganze Seele überwältigen, ihre Denkkraft vernichten, und die Freyheit und Moralität ihrer Handlungen aufheben kann. Was ein ſehr großer Schmerz im hohen Grade thut, das thut jeder Schmerz in einem ge-

wiſſen Grade. Jeder wirkt den natürlichen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes entgegen, und treibt ſeine Kraft zurück, die ſich durch beſtändige Thätigkeit außer ſich gleichſam ausbreiten will. Er hemmt entweder den Lauf ſeiner Vorſtellungen, deren freyer Fortgang ſein inneres Leben ausmacht, oder er ſchiebt in die Reihe eine fremde ganz davon abſtechende ein, welche den Faden zerreißt. Der Schmerz iſt ein Kampf, oder erregt denſelben augenblicklich.

Und dieſem ſo gewaltthätigen und ſo mächtigen Feinde, ſoll die Geduld ſich entgegenſtellen; in dieſem Kampfe ſoll ſie den Sieg davon tragen.

Jede andre Tugend hat auch ihre Begierde, welche ſie zu überwinden, oder im Zaume zu halten hat. Aber dieſe Begierden ſind zum Theil, aus ſelbſtgemachten und erkünſtelten Bedürfniſſen entſtandene und auf Irrthum und Meynung gegründete Begierden, zum Theil vorübergehende und abwechſelnde Leidenſchaften. — Der Ehrgeitz und der Eigennutz haben ihre Perioden, wo ſie das Gemüth heftiger beſtürmen, und andre, wo ſie ſich wieder beſänftigen. Dieſe Augenblicke des Nachlaſſes kann die Vernunft ergreifen. — Zorn und ſinnliche Liebe ſind noch mehr den Krankheitsanfällen gleich, die nur aus einem periodiſch-geſammelten Stoffe

ntſtehen, oder ihre eigne Veranlaſſung erfordern. Die Tugend der Sanftmuth, welche der Begierde nach Rache, — die der Keuſchheit und Mäßigung, welche der Begierde nach ſinnlicher Luſt entgegenarbeitet, endlich Redlichkeit und Menſchenliebe, welche Habſucht und Ehrgeitz in Schranken halten, finden zuweilen das Gemüth von ſelbſt in derjenigen Stimmung gegen die Gegenſtände jener Leidenſchaften, welche ſie zu anderer Zeit, durch Ueberwindung hervorbringen müſſen. Und da die Heftigkeit derſelben gemeiniglich von Täuſchungen der Einbildungskraft herrührt: ſo kann die Vernunft über jene Leidenſchaften ſelbſt einige Gewalt bekommen, indem ſie dieſe Täuſchungen durch Aufſuchung der Wahrheit zerſtreut. — Die Geduld hingegen hat mit der allernatürlichſten, und mit einer immerwährenden Begierde des Menſchen zu ſtreiten: mit der Begierde nach Daſeyn, — nach Fortdauer, nach Vollſtändigkeit ſeines Weſens, — nach einem ruhigen und ungehinderten Genuſſe ſeiner ſelbſt. Hier kann die Vernunft keinen Irrthum in dem Wunſche zeigen, oder darthun, daß er auf einen bloßen Schein gerichtet ſey; ſie kann nicht durch die Berichtigung der Vorſtellungen von Gut und Böſe, den Grund der Leidenſchaft heben. Sie kann nur der Heftigkeit derſelben durch anderwei-

tige Betrachtungen entgegenarbeiten. Wenn andre Zerrüttungen des Gemüths, welche von Einbildungen und Vorausſehungen herkommen, eine radicale Cur erlauben: ſo ſind für diejenigen, welche aus dem wirklichen Schmerze entſtehn, nur Palliativ-Mittel vorhanden.

Ein zweyter Grund, welcher die Geduld ſchwerer als andre Tugenden macht, iſt: daß ſie keine geſellige Tugend iſt; — ich will ſagen, daß ſie nicht unter Menſchen und gegen andre Menſchen ausgeübt wird.

Es iſt nichts, was dem Menſchen ſo viel Kraft giebt ſich anzuſtrengen, als wenn er Zeugen ſeiner Handlungen hat. Sobald man weiß, daß man von andern Menſchen geſehen, beobachtet, für das Gute, welches man thut, geehrt, wegen des Schweren, welches man überwindet oder ausrichtet, bewundert wird, — und hingegen wegen der Schwächen, die man blicken läßt, der Verachtung ausgeſetzt iſt: ſo biethet man alle ſeine Kräfte auf, ſich in ſeiner vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen.

Aus dieſer Urſache iſt eine andre ſchwere Tugend, die Tapferkeit, welche der Lebensgefahr trotzt, nach der gemeinen Meinung, die durch einige Erfahrungen beſtätigt wird, unter den höhern Ständen gemeiner, als in den mittlern und niedri-

gern. Sie wird gewiß dem Heerführer leichter, als dem gemeinen Soldaten. Selbſt die Tugend, von der wir reden, die Geduld im Leiden, — die in Krankheiten, findet in der Hoheit des Standes, oder in der Größe des Ruhms des Leidenden, eine Unterſtützung. Der König oder Held, der für jetzt zwar an ſein Krankenlager gefeſſelt und von der Welt abgeſondert iſt, aber doch die Augen der Welt auf dieſes ſein Lager gerichtet glaubt; der ſich gewiſſermaßen die Zeitgenoſſen und die Nachwelt als Zeugen der Standhaftigkeit, welche er auf demſelben beweiſt, denken darf: findet noch hier dieſelben Aufforderungen, dieſelben Stärkmittel ſeines Muthes, die ihn am Tage der Schlacht, ſeiner ſelbſt und des nahen Untergangs vergeſſen ließen. In der That ſtellt uns die Geſchichte ſo viele, auch ſonſt ſchwache Könige, als ſtandhafte Sterbende vor, daß man geneigt wird, die Urſache davon in etwas, das ihnen gemeinſchaftlich iſt, alſo in ihren äußern Verhältniſſen zu ſuchen.

Aber die allermeiſten Leidenden ſind in dem entgegengeſetzten Falle: und der große Haufe der Menſchen entbehrt bey den Prüfungen ſeiner Geduld dieſes Hülfsmittels. — Alle Leiden, beſonders die drückendſten, — Armuth, Krankheit, Verſtümmelung, ſondern den gemeinen Menſchen von der

Geſellſchaft ab, und entziehen ihn den Augen ſei⸗ner Mitbürger. Niemanden iſt daran gelegen, zu wiſſen, wie er ſich bey ſeinen Leiden beträgt, als den wenigen Freunden, die auch Theil an ſeinen Empfindungen ſelbſt nehmen. Iſt die Noth lang⸗dauernd, ſo wird vollends die Aufmerkſamkeit an⸗drer darauf ſchwächer: und mit ihrem Mitleiden gegen den Geduldigen hört auch die Bewunderung ſeiner Tugend auf. Der Geſunde kann ſich den Zuſtand des Kranken, der Reiche die Lage des Dürftigen vielleicht augenblicklich mit einer gewiſ⸗ſen Deutlichkeit vorſtellen: aber lange können jene ſich in die Stelle dieſer nicht verſetzen. Sie ſind alſo bey fortwährenden Klagen eher geneigt, ſie für übertrieben, und das Uebel für geringe zu halten. — Wenn auch die Tugend des Geduldigen unbe⸗ſtritten und ſichtbar iſt: ſo wird ſie doch dem, wel⸗cher ſie ausübt, lange nicht ſo hoch angerechnet, als ſie ihm ſchwer und mühſam geworden iſt.

Vom Ehrgeitze nicht unterſtützt, muß alſo die Tugend der Geduld ganz auf ihrem eignen Grunde feſte ruhen, — auf dem Bewegungsgrunde der Pflicht, auf der Ueberzeugung von der moraliſchen Trefflichkeit eines ſolchen Betragens. Wenn Mur⸗ren und Ungeduld nur bey wenigen Menſchen, die über die andern hervorragen, durch die Furcht vor

der Schande zurückgehalten werden können: ſo muß, bey den übrigen, die eigne Stärke des Gemüths und die Kraft guter Grundſätze dieſe Fehler wegſchaffen.

So wie es aber eine große Ermunterung zu Erfüllung ſchwerer Pflichten iſt, andre, — und viele Menſchen, zu Zeugen ſeines Rechtverhaltens zu haben: ſo liegt eine noch viel größere darin, wenn andre Menſchen die Gegenſtände dieſer Pflichten ſind; wenn ihnen dadurch Vortheile zuwachſen; wenn, durch unſre Arbeiten oder unſre Beſchwerden, Erkenntniß oder Glückſeligkeit über das menſchliche Geſchlecht ausgebreitet wird. Diejenigen Nachtwachen koſten einem Gelehrten wenig, durch welche er hofft ſein Zeitalter aufzuklären. Eben dieſelbe Anſtrengung, auf Arbeiten gewandt, die keinen Einfluß auf andre hätten, würde ihm unerträglich werden. Alle wohlthätigen Tugenden ſind fröhliche Tugenden. Man genießt des Vergnügens ſchon zum voraus, welches man andern zu machen hofft. Das angenehme Bild des Zwecks, den man zu erhalten gedenkt, verſüßt das Unangenehme und erleichtert das Schwere der Mittel, welche man anwendet. — Man glaube nicht, daß dieſer Bewegungsgrund mit dem nächſt zuvor gedachten einerley ſey; daß in dieſem Reitze der Wohlthätigkeit geheimer Ehrgeitz

verborgen liege. Allerdings iſt Dankbarkeit auch Hochachtung: und die Menſchen, für deren Beſtes wir arbeiten, ſind auch die natürlichſten Zeugen und Bewundrer unſrer guten Eigenſchaften. Aber es liegt doch, bey der Belebung der Thätigkeit unſers Geiſtes, die aus dem größern oder geringern Einfluſſe unſrer Handlungen auf die menſchliche Geſellſchaft entſteht, noch ein anderes Triebwerk, als das der Ruhmbegierde, zum Grunde. Es iſt, glaube ich, eine Folge der geſelligen Neigungen, die unſrer Natur eingewebt ſind. — Gutes zu thun und Glückſeligkeit auszubreiten, iſt, nach dem frohen Genuſſe unſrer ſelbſt, die eigentliche Beſtimmung unſers Daſeyns. So oft wir uns auch nur ſcheinbar ſchmeicheln können, Wohlthäter, Lehrer, weiſe Regierer, nützliche Gehülfen anderer geweſen zu ſeyn: ſo oft wird unſer Gemüth durch eine natürliche Freudigkeit belebt. Und mit dieſer Freudigkeit nach der Vollbringung, ſteht die Betriebſamkeit während der Arbeit in einem gleichen Verhältniſſe.

Auch dieſe Stütze fehlt der Tugend der Geduld größtentheils. Sie iſt in dem Menſchen ſelbſt, der ſie übt, eingeſchloſſen, und erſtreckt ſich nicht auf andre. Sie verändert nichts in der Welt, ſie wirkt nichts, ſie bringt nichts hervor. Sie zielt nur darauf ab, Ruhe im Innern zu ſchaffen, und die

Kräfte, die ſich im Unmuthe verzehren, bis auf beſſre Zeiten aufzuſparen: aber ſie ſelbſt ſetzt ſie nicht in das ihnen angemeſſene, dem Menſchen ſo erfreuliche Spiel, das auch Spuren außer ihm zurückläßt. Oft, bey der äußerſten Anſtrengung, ſcheint der geduldige Menſch noch immer unthätig und unnütz zu ſeyn. Wenn ſie ja noch einigen Einfluß auf andere äußert: ſo iſt es bloß, den Leidenden den Perſonen, die ihn umgeben, weniger unangenehm zu machen, ihnen das widrige Gefühl, welches der Anblick des Schmerzens macht, oder die Beſchwerden, welche die von ihm gefoderte Hülfreichung ihnen verurſacht, zu erleichtern. Für die Familie, die Freunde, die Dienſtbothen deſſen, der von körperlichen Uebeln, oder von Kummer und Verdruß niedergedrückt wird, iſt es freylich ein Troſt und gewiſſermaßen eine Wohlthat, wenn Gelaſſenheit, Sanftmuth und liebreiches Weſen, ihren Vater, Freund oder Herrn, auch unter dieſen Umſtänden, auszeichnen. Wie Unzufriedenheit mit Haß, ſo ſteht Geduld und Zufriedenheit mit der Liebe in Verbindung. Es ſind verwandte Empfindungen, die leicht in einander übergehen. Und wie das menſchenfreundlichſte Herz bitter, ſelbſt grauſam werden kann, wenn es mit einem ungeduldigen Temperamente verbunden iſt, und durch hartnäckige, lang-

wierige Uebel geprüft wird: ſo kann hingegen mit wenigerer Anlage zur Zärtlichkeit, durch bloße Gelaſſenheit, der Menſch ein ſehr leidlicher und ſelbſt angenehmer, Geſellſchafter für diejenigen werden, die mit ihm die abwechſelnden Schickſale ſeines Lebens theilen. Je höher, nach der Rangordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, der Menſch ſteht, welcher ſich in Krankheit oder Noth befindet; je mehr Menſchen ihn umgeben; je mehrere durch Pflicht oder Intereſſe ſo mit ihm verbunden ſind, daß ſie ſich ſeiner Gegenwart nicht entziehn können; je fürchterlicher ihnen ſein Unwille, und je quälender für ſie ſein Mißmuth iſt: von deſto ausgebreiteterem und wohlthätigerem Einfluſſe iſt ſeine Geduld. Wie viele Unglückliche kann die böſe Laune eines kranken, deſpotiſchen Königs machen: und welche Wohlthat für ſeinen Hof, für ſeine Staatsdiener und oft für ſein Land iſt die Gemüthsruhe, die er bey widrigen Zufällen in ſich zu erhalten weiß!

Doch ſelbſt dieß, in ſolchen Verbindungen zu ſtehen, durch welche vielen unſre Ungeduld empfindlich und unſre gelaßne Ertragung des Uebels wohlthätig wird: ſelbſt dieſer Umſtand iſt ein Glück, in deſſen Beſitz nur wenige ſind. Tauſende von Menſchen ſtehen einzeln in der Welt da, und werden von den Pfeilen des Schickſals getroffen, ohne daß

andre dadurch berührt würden. Andre hängen nur durch ſo ſchwache Bande mit der Welt zuſammen, daß ſolche bald durch das Unglück aufgelöſt werden. Der Kreis ihrer Wirkſamkeit vermindert ſich zugleich mit ihrem Wohlergehn. Sie verlieren das Verdienſt ihrer Standhaftigkeit, weil ſich die Welt ſchon von ſelbſt vor ihrer übeln Laune in Sicherheit geſetzt hat, indem ſie ſich von ihnen zurückzieht.

Und geſetzt, dieß wäre nicht unſer Fall: wie traurig muß es deſſen ungeachtet ſcheinen, wenn mit derſelben Geiſtesanſtrengung, welche unter günſtigen Umſtänden vielen andern Menſchen Freude und Vortheile bringen könnte, nun nichts weiter zu bewirken iſt, als nur weniger zu mißfallen, andre weniger leiden zu laſſen.

So viel alſo von den Schwierigkeiten der Geduld: ſie hat einen größern Kampf auszuhalten, und hat weniger ſchmeichelhafte Belohnungen zu erwarten, als viele der aktiven Tugenden des geſelligen Lebens.

Aber ſie iſt nichts deſto weniger eine höchſt nothwendige Tugend für den Menſchen in einer Welt, aus welcher das Uebel nicht weggeſchafft werden kann. Sie iſt ſogar das einzige, dem Menſchen nie ganz entſtehende, nie ganz unwirkſame Hülfsmittel

mittel gegen daſſelbe. Und zwar lindert ſie nicht nur das Gefühl des Schmerzens, ſondern ſie trägt auch dazu bey, das Uebel wegzuſchaffen. Sie gehört nicht bloß zu den Vertheidigungswaffen, welche den Feind abhalten, daß er nicht bis zu dem innerſten Heiligthume des Menſchen, ſeinem Verſtande und ſeiner Moralität dringe, jenen zerrütte und dieſe vergifte, — ſchreckliche Folgen, welche aus langdauernder Noth, bey unruhigen und heftigen Gemüthern, oft entſtehn: ſondern ſie dient ſelbſt als Werkzeug des Angriffs, den Feind zurückzutreiben; ſie unterſtützt und begünſtigt alle Maßregeln, welche der Menſch zu ſeiner völligen Befreyung von dem Uebel nimmt.

Ich will von körperlichen Uebeln anfangen, denen abzuhelfen am wenigſten in des Menſchen Gewalt ſteht.

Es iſt gewiß, daß in unſrer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, wenn ſie in Unordnung iſt; und daß alsdann alle ihre Bewegungen, ſelbſt die, durch welche die gefährlichſten oder ſchmerzhafteſten Symptome der Krankheit veranlaſſet werden, darauf abzielen.

Wenn aber dieſe Bewegungen ihren Zweck erreichen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie nicht geſtört werden. Je mehr Ruhe allen Fibern, Ner-

ven und Gefäßen alsdann gelaſſen wird: deſto eher können ſie die Materie der Krankheit, die ſich in ihnen angehäuft hat, überwältigen und fortſchaffen; oder deſto ſchneller können ſie, wenn ſie bloß abgeſpannt ſind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts aber befördert dieſe Ruhe mehr, nichts kömmt der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung mehr zu Hülfe, als Geduld, und Ruhe der Seele.

Jede Leidenſchaft bringt ihre eigenen Bewegungen im Körper hervor; jede verändert auf eine andere Weiſe den Lauf des Blutes, die Abſonderung aller Säfte, und die Wirkſamkeit aller feſten Theile. Und zwar ſind dieſe Veränderungen bey unangenehmen Leidenſchaften allemahl widernatürlich, und alſo dem Körper nachtheilig. Sie unterbrechen nicht nur, durch ihre zu unrechter Zeit eingemiſchte Wirkſamkeit, den ruhigen Fortgang der mechaniſchen Bewegungen, die auf Erhaltung und Wohlbefinden der Maſchine abzielen: ſondern ſie bringen auch ganz neue Bewegungen hervor, die den Symptomen von Krankheiten ähnlich ſehn, und oft die Urſachen derſelben werden.

Ungeduld demnach, ſie äußre ſich durch Mißmuth oder Zorn, durch Niedergeſchlagenheit oder Aufbrauſung, thut bey ſchon vorhandenen Krankheiten

einen noch weit gewiſſern Schaden. Geduld hingegen iſt ein wahrer Balſam, der, indem er den Reitz des wunden Theils vermindert, der Natur die Heilung leichter macht. Jene erzeugt neuen Krankheitsſtoff, indeß der alte weggeſchafft werden ſoll, und bringt die ſchon unordentlich bewegten Räder der Maſchine in neue Zerrüttung. Dieſe überläßt wenigſtens den Körper ganz ſich ſelbſt und ſeinen natürlichen Heilungskräften; ſie giebt ihm Zeit und Ruhe, ſich zu erhohlen; und trägt ſelbſt dazu bey, die Bewegungen in ſeinen Säften dem natürlichen und geſunden Zuſtande um etwas näher zu bringen.

Dieſes ſind nicht bloße Speculationen: ſondern die Erfahrung beſtätiget es, wenigſtens bey kleinern Uebeln, welche die Natur überwältigen kann.

Von dieſer Art iſt das Uebel der Zahnſchmerzen: — als Krankheit ſelten von Bedeutung, als Schmerz oft wütend, und fähig die Geduld des Standhafteſten zu überwinden. Aber es verſuche es der Menſch, welcher davon leidet, und bisher gewohnt geweſen iſt, bey Anfällen deſſelben, ſich der Ungeduld, zu welcher es ſo ſehr reitzt, zu überlaſſen, ſie durch heftige, körperliche Bewegungen, durch ſtürmiſches Umherlaufen, durch Geſchrey oder unaufhörliches Seufzen zu äußern: er verſuche es, ſage ich, ob er ſo viel über ſich erhalten könne, nur

eine kurze Zeit ruhig und ſtille zu ſitzen, ſich keinen Laut, keine Bewegung der Ungeduld zu erlauben. Er horche gleichſam ſeinem Schmerze zu, und vereinige alle Kräfte, die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele, auf die Empfindung deſſelben, mit dem Vorſatze ſie zu ertragen: und ich glaube, nach meiner Erfahrung, ihm verſprechen zu können, daß der Schmerz, dem er nun nicht mehr mit Gewalt zu widerſtehen ſucht, einige Augenblicke zwar ſtärker wüten, aber in kurzem nachlaſſen, und eher aufhören wird, wenn er nicht aus unüberwindlichen Urſachen entſteht. Alle Krankheitsanfälle und ſchmerzhafte Symptomen, bey welchen die Nerven mit im Spiele ſind, wo Krämpfe oder unnatürliche Erſchlaffung und Anſpannung die Urſachen des Uebels ſind, ſtehen auf gewiſſe Weiſe in näherer Verbindung mit der Seele. Und ſo wie ſie von der einen Seite oft den Verſtand mehr verdunkeln, und die Freyheit mehr ſtören, als andre körperliche Uebel: ſo ſind ſie von der andern auch dem Einfluſſe des Geiſtes mehr unterworfen, werden durch die Ruhe deſſelben eher beſänftigt, und geben der Standhaftigkeit des Menſchen, wenn ſie durch ſtilles Ausharren die natürliche Bemühung der Organe ſich wiederherzuſtellen unterſtützt, eher nach, als

die Krankheiten, welche in den feſten Theilen oder in dem Blute ihren Sitz haben.

Doch die wohlthätige Heilkraft der Geduld ſchränkt ſich nicht bloß auf Nervenübel ein. Aufmerkſame Aerzte müſſen es oft bemerkt haben, daß gelaſſene Kranken eher geſund werden, als ungeduldige; — daß bey einem und eben demſelben Kranken die Paroxysmen nachlaſſen, oder ſich verdoppeln, je nachdem die Ungeduld und Troſtloſigkeit ſich ſeines Gemüths bemeiſtert, oder Geduld und Ergebung in den Willen der Vorſehung daſſelbe beruhigt. Sie wiederhohlen es ja oft bey den Krankenbetten, daß ihre Cur beſchleunigt und weit ſichrer ſeyn würde, wenn ſie auf eine Zeitlang ihre Patienten in Maſchinen verwandeln, und ihnen alles Denken, welches im Zuſtande des Leidens gemeiniglich auf Beunruhigung und Entkräftung hinausläuft, unterſagen könnten. Nun, der geduldige Mann erfüllt einen Theil dieſes Wunſches. Wenn auch der Fortgang ſeiner Ideen nicht ganz ſtille ſteht, ſo iſt doch ihre Folge nicht ſo ſchnell, ihre Abwechſelung nicht ſo ſtürmiſch, als bey dem Ungeduldigen: und es entſteht alſo auch daraus nicht diejenige Erſchöpfung, durch welche eigentlich die Wirkſamkeit des Geiſtes dem kranken Körper ſchädlich wird. — Sein

Geiſt kann zwar ſeine Functionen nicht ganz auf-geben, um dem Körper die ſeinigen deſto un-geſtörter vollbringen zu laſſen: aber indem er ſeine Begierden nach Vergnügen, und ſeinen Wi-derwillen gegen den Schmerz, den Geſetzen ſei-ner Natur und dem Willen ihres Urhebers un-terwirft, kann er auch ſeinen Ideengang freyer, leichter, für den kranken Zuſtand der Maſchine anpaſſender, und für deren Wiederherſtellung un-ſchädlicher machen.

Wenn die Geduld ein Hülfsmittel gegen Ue-bel des Körpers iſt, die von den Vorſtellungen und Neigungen der Seele am wenigſten abhän-gen, und ihren eignen Geſetzen folgen: ſo iſt ſie noch weit nützlicher bey Kummer und Betrübniß, — Krankheiten, welche die Seele unmittelbar an-greifen, und aus der Natur derſelben die ihrige herleiten; ſo iſt ſie es noch weit mehr bey denje-nigen Unglücksfällen, welche das Vermögen, die Ehre, oder überhaupt das äußere Wohl des Men-ſchen betreffen. — Jene Seelenkrankheiten ha-ben gemeiniglich die unmäßige Schätzung eines verlornen Gutes, oder eines verfehlten Endzwecks zum Grunde. Die Cur geſchieht durch Verbeſ-ſerung der Einſicht, durch eine Wahrnehmung des Irrthums, durch eine Abſonderung des Täuſchen-

den und des Wahren in den Gegenſtänden unſrer Wünſche und unſers Abſcheus. Aber um dieſe Cur zu bewirken, muß die Vernunft mit ihren Vorſtellungen gehört werden; wir müſſen eines ruhigen und unbefangenen Nachdenkens fähig, wir müſſen Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und frey in der Direction derſelben ſeyn. Und dazu nun iſt die geduldige Ertragung dieſer unangenehmen Eindrücke der erſte Schritt. Gelaſſenheit und Stille muß vor der völligen Selbſtbeherrſchung und Gegenwart des Geiſtes, bey einem Betrübten oder Schwermüthigen, wie bey einem Zornigen, vorhergehn. Erſt muß das Gleichgewicht unter denjenigen Veränderungen der Seele hergeſtellt ſeyn, wobey ſie bloß leidend war: ehe ihre thätige Kraft, die Vernunft und die moraliſche Freyheit, ihre ungehinderte Wirkſamkeit äußern kann. Je mehr alſo der Menſch gewöhnt iſt, anfangs unter dem Uebel, das ihn überfällt, wie ein demüthiger Unterthan unter der ihm von ſeinem Obern aufgelegten Laſt, ſich nur zu beugen, ohne zu murren, und wie die Mexicanerinn, nach Montaignes Erzählung, ihrem neugebornen Sohne geboth, — zu leiden und zu ſchweigen: deſto eher wird er ſich auch aus dieſer Unterdrückung wieder emporheben können. Die zerſtreueten Le=

bensgeiſter werden ſich eher wieder ſammeln, die verworrenen Ideen werden ſich eher von ſelbſt zu einer gewiſſen Deutlichkeit läutern: und durch beydes wird ein Gefühl von Kraft weit eher in den geſchwächten Geiſt zurückkehren, wenn er nur nicht durch ſeine eigne, aber unordentlich und falſch gerichtete Activität, die Eindrücke von der Empfindung des Uebels vergrößert.

Da bey denjenigen Uebeln, welche in der äu- ßern Lage des Menſchen, in dem Zuſtande ſeines Eigenthums oder ſeiner Verhältniſſe in der bür- gerlichen Geſellſchaft liegen, durch kluge Anſtal- ten, durch Fleiß und Geſchicklichkeit, weit mehr, als bey den perſönlichen Uebeln, ausgerichtet wer- den kann; da ſie innerhalb der eigentlichen Sphäre der menſchlichen Thätigkeit ſind, wo jeder Verän- derungen zu ſeinem Vortheile machen kann: ſo muß auch, zur Abhelfung ſolcher Uebel, diejenige Tugend von noch größrer Wirkſamkeit ſeyn, welche, (wie dieß Geduld und Gelaſſenheit in allen Fällen thut), den Verſtand zum Nachdenken aufgelegt erhält, den Menſchen vor unbeſonnenen Schritten ſowohl, als vor einer völligen Trägheit, bewahrt, und von ſeinen anderweitigen guten Eigenſchaften — den Mitteln, ſich den Menſchen beliebt, und ſie zu Werkzeugen ſeines beſſern Glücks zu machen, — den

Schleyer wegzieht, in welchen ſie der Unmuth und die üble Laune des Unglücklichen ſo oft hüllet.

Geduld iſt die erſte Grundlage zum Charakter des Helden. Um in Noth und Gefahr kluge Maßregeln zur Rettung zu nehmen; um ſich aus mißlichen Umſtänden herauszuziehn, und von erlittenen Unglücksfällen die Folgen wieder gut zu machen: dazu iſt eine verdoppelte Activität des Geiſtes nöthig. Aber auch zu der gewöhnlichen iſt der Menſch unfähig, ſobald er, mit der Größe ſeines Uebels allein beſchäftigt, diejenige Kraft mit Klagen und Murren erſchöpft, die er zum Handeln anwenden ſollte.

Ein Umſtand, der die Geduld bey jenen, Ehre und Vermögen betreffenden, Unglücksfällen, zu einer doppelt nothwendigen Tugend macht, iſt, daß Gunſt und Liebe der Menſchen beynahe die einzigen Hülfsmittel ſind, ſich aus denſelben zu retten, oder ſie zu erleichtern, — und daß die Liebenswürdigkeit des Unglücklichen ſehr von ſeiner Geduld und Gleichmüthigkeit abhängt, wenigſtens durch Ungeduld und Murren gewiß geſtört wird. In allen den Uebeln die unmittelbar auf Zerſtörung abzielen, und die mit einem ſichtbaren und heftigen Schmerze verbunden ſind, vergiebt man dem Leidenden, auch eine an ſich mißfallende Aeu-

ßerung ſeiner Empfindungen. Aber wenn der Menſch nur über den Mangel von Gütern und Vorzügen klagt; wenn er noch nicht an ſeiner Perſon leidet, ſondern ſich nur durch Vergleichung mit andern, durch Furcht, und wegen der Anſprüche, die er zuvor hatte, und die ihm vereitelt worden ſind, elend fühlt: dann findet er nicht eine ſo bereitwillige Theilnahme, daß ihm auch das Uebermaß ſeines Schmerzens und das Unſchickliche in deſſem Ausdrucke zu gut gehalten würde. — Klagen und Unwillen, ſelbſt Niedergeſchlagenheit, macht den Dürftigen, den Verlaſſenen und Hintangeſetzten andern Menſchen nur läſtig. Dadurch verſchließt er ſich vielleicht den Weg zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände. Denn gerade deswegen fliehen die meiſten den Unglücklichen, weil ſie ſich vor den Ausbrüchen ſeiner übeln Laune, oder vor dem Anſteckenden ſeiner Schwermuth fürchten: und wen man flieht, wie kann man dem beyſtehn? Durch nichts hingegen empfiehlt ſich ein Nothleidender, ein Armer, ein vom Schickſale gekränkter Mann ſo ſehr, als wenn er von ſeinem Unglücke wenig redet; wenn er ſelten klagt, oder mit Gelaſſenheit klagt; wenn er ſogar eine gewiſſe Heiterkeit blicken läßt, und an den Freuden andrer Theil zu nehmen fähig bleibt

Nicht nur ſchätzt man ihn deswegen höher, weil man in dieſer frohen Stimmung des Gemüths einen gewiſſen Edelmuth entdeckt: ſondern man hat ihn auch lieber um ſich; man läßt ſich eher mit ihm in Verbindung ein, weil man durch ihn in ſeinem Vergnügen weniger geſtört wird. Alles aber, was dem Unglücklichen den Zutritt zu andern Menſchen erleichtert, bahnt ihm auch die Wege zu einem günſtigern Schickſale.

Wenn ein heiteres und fröhliches Angeſicht immer ein liebenswürdiges Geſicht iſt: ſo iſt es bey dem Unglücklichen ein ehrwürdiges Geſicht. Gute Laune, und die Stimmung des Gemüths, Vergnügen zu geben und zu empfangen, macht ohne Zweifel eine der Eigenſchaften des Menſchen aus, die ſeines Gleichen, wenigſtens die, welche mit ihm umgehn, am meiſten ſchätzen, und die oft in ihren Augen die Stelle noch gründlicherer Verdienſte und größerer Tugenden erſetzt. Bey dem großen Haufen aller Stände gilt Luſtigkeit für Liebenswürdigkeit: ob ſie gleich nur dann dieſen Nahmen verdient, wenn ſie aus gutem, menſchenfreundlichen Herzen herſtammt, und mit Verſtande und Kenntniſſen vergeſellſchaftet iſt. Aber wenn dieſe gute Laune die Folge der Geduld und der Ueberwindung ſeiner ſelbſt iſt, wenn der Menſch ſich den

frohen Muth ſelbſt gegeben hat, indem er die finſtern Ideen, welche ihm die Empfindung aufzwang, durch Ueberlegungen der Weisheit und der Pflicht zerſtreute: dann muß auch der ſtrengſte Richter des menſchlichen Werths, dieſe Fröhlichkeit für das Kennzeichen eines edlen und achtungswürdigen Geiſtes erkennen.

Der Werth und der Nutzen der Geduld wird drittens noch dadurch ſehr vermehrt, daß ſie gleichſam ein Beſtandtheil ſo vieler andern Tugenden iſt; — daß ſie auch dem glücklichen und gemeinnützig thätigen Manne, in vielen Augenblicken ſeines Lebens, und bey vielen ſeiner Geſchäfte, nothwendig wird, wenn er ſeine Zufriedenheit oder ſeinen Fleiß ununterbrochen erhalten ſoll.

Bey ſehr vielen Vorfällen und Lagen des Lebens, die an ſich nicht unglücklich ſind, kommen doch einzelne unangenehme Empfindungen vor: — bey vielen Unternehmungen, die im Ganzen gut von ſtatten gehn und dem geſchäftigen Manne die Erfüllung ſeiner Wünſche verſprechen, treten doch einzelne Schwierigkeiten und Hinderniſſe ein, die ihm bald lange Weile, bald Verdruß und Kummer verurſachen. — Wenn er in jenen Lagen ſich vernünftig betragen und heiter bleiben, wenn er mit dieſen Geſchäften glücklich zu Stande kommen ſoll:

ſo muß er gelernt haben, Unannehmlichkeiten zu erdulden und unter Beſchwerden auszuhalten. Selbſt der Genuß des Vergnügens hat ſeine Augenblicke, wo Geduld nöthig iſt. In der beſten Geſellſchaft giebt es Zwiſchenräume von Leere und langer Weile. Das wußte der Weltmann Cheſterfield, der ſein Leben in ſehr guter Geſellſchaft zugebracht hatte. Er, der ſich bey der Erziehung ſeines Sohns nichts ſo ſehr zum Zwecke ſetzte, als ihn zum vollkommenſten Genuſſe der geſelligen Freuden, unter den ausgewählteſten Menſchen von Europa, vorzubereiten, fand es nothwendig, ihm zu wiederhohlten Mahlen die Regel einzuſchärfen, daß er lernen müſſe, die lange Weile in der Geſellſchaft mit gutem Anſtande zu ertragen. So deutlich hatte ihn ſeine Erfahrung gelehrt, daß auch unſre Ergötzungen nur Abwechſelungen von angenehmen und verdrießlichen Momenten ſind; und daß, um in dem Genuſſe jener nicht geſtört zu werden, die Vernunft uns in dieſen zu Hülfe kommen müſſe, diejenige Gemüthsheiterkeit zu erhalten, von welcher eben ſo wohl unſre Empfänglichkeit für das Vergnügen, als unſre Fähigkeit andern Vergnügen zu machen, und ihnen liebenswürdig zu erſcheinen, abhängt.

Würde es wohl dem Manne vom reichſten und thätigſten Genie möglich ſeyn, mit irgend einem Werke der Wiſſenſchaft oder der Kunſt zu Stande zu kommen, wenn er nicht bey denjenigen Theilen ſeiner Arbeit, die weniger angenehm ſind, oder mehr Schwierigkeiten haben, mit Geduld auszuharren vermöchte. Jeder zu durchreiſende Weg hat ſeine ſandigen und nackten Stellen, die demohngeachtet nicht vorbeygegangen werden können, wenn man zum Ziele gelangen will. Jeder Gegenſtand, er beſchäftige die Imagination des Dichters, oder den Verſtand des Philoſophen, hat ſeine leeren, weniger an Ideen fruchtbaren Seiten, oder ſeine finſtern und abſchreckenden Tiefen, die den Fleiß des Forſchers, und die Anſtrengung des Nachbilders mehr ermüden und weniger belohnen. Demohnerachtet muß ihr Geiſt weder aus Ungeduld dieſe Theile überſpringen, noch aus Unluſt ſie nachläßiger behandeln, wenn nicht ihre Werke Fragmente bleiben, oder Unvollkommenheiten und Mängel bekommen ſollen, die auch den Glanz und die Wirkſamkeit der mit Wohlgefallen ausgearbeiteten Theile ſchwächen. — Der Geſchäftsmann findet ſich in einem ähnlichen Falle, und hat vielleicht noch weit mehr der Geduld nöthig. Wie würde er ſeine Pflicht erfüllen können, wenn er nicht einförmige und verdrießliche

Geſchäfte ſowohl, als abwechſelnde und angeneh- me, zu bearbeiten wüßte. — Ueberdieß muß er, wie jeder Wohlthäter der Menſchen, und der ſeine Arbeiten ihrem Dienſte widmet, viel Geduld ge- gen diejenigen beweiſen, mit denen er gemeinſchaft- lich arbeitet, viel gegen diejenigen, denen er Gutes zu thun gedenkt.

Ueberhaupt da, nach den Geſetzen der Natur, kein Theil des menſchlichen Lebens durchaus glück- lich, — keine lange Dauer ſeiner Zeit mit lauter ergötzenden Empfindungen angefüllt iſt; da kei- ne ſeiner Unternehmungen, während ihres gan- zen Laufs, mit gleich ſchnellen Schritten zum Ziel eilt: ſo hat er allenthalben mehr oder weniger Ge- duld nöthig, um für ſeine Laufbahn in dieſer Welt ausgerüſtet zu ſeyn. Auf Ertragung oder Ueber- windung unangenehmer Gefühle muß, bey den mei- ſten ſeiner Handlungen, ein Theil der Kraft aufge- wandt werden, welche zum Gelingen derſelben nö- thig iſt. Die Fertigkeit hierin iſt eine Bedingung, ohne welche er wenige ſeiner Pflichten erfüllen, wenige Güter des Lebens genießen kann. Die Na- tur ſelbſt zeigt mit dem langſamen Fortſchritte ihrer Operationen von der Saat zu Ernte, was ſie vom Menſchen verlangt: nähmlich zu arbeiten auf Hoff- nung, und unter den Abwechſelungen der Jahres-

zeiten und der Zufälle, die Frucht geduldig zu erwarten.

Weſſen Geduld nun in der Schule großer Widerwärtigkeiten geübt worden: der iſt gewiß eben deswegen, wenn nur ſeine Kräfte ungeſchwächt geblieben ſind, deſto liebenswürdiger, zum Dienſte der Geſellſchaft deſto brauchbarer, und zu allen Endzwecken des Lebens mehr vorbereitet.

Ehe ich zu den Hülfsmitteln fortgehe, welche die Geduld befördern, will ich noch etwas von den Verſchiedenheiten hinzuſetzen, welche dieſelbe, nach der Beſchaffenheit der zu ertragenden Uebel, annimmt: wodurch die Natur dieſer Tugend überhaupt noch in ein helleres Licht geſetzt werden wird.

Es giebt eine Geduld für die lange Weile, eine andre für den körperlichen Schmerz. Die Affectionen des Herzens, bey welchen Geduld nöthig iſt, ſind entweder Betrübniß über verlorne Güter, oder Kummer über gefürchtete Uebel, oder Unwille über erlittenes Unrecht. Und von eben ſo vielen verſchiedenen Schattirungen iſt auch die Geduld, welche dieſe Leidenſchaften beſänftiget. Dieſe Unterſchiede ſind nicht bloß verſchiedene Geſichtspuncte, unter welchen wir eine und dieſelbe Tugend betrachten. Es ſind wirklich in

der

der Natur abgeſonderte und oft getrennte Charakterzüge. Die Erfahrung lehrt, daß die geduldigen Menſchen ſich wirklich in dieſe Claſſen abtheilen. Es giebt Perſonen, welche eine dieſer Arten Geduld haben, und der andern ermangeln. Einige ſind ſtandhaft in Krankheiten, und können ſogar heftige Schmerzen ertragen, ohne ihre Empfindungen laut werden zu laſſen, — die doch außer Stand ſind, auf etwas ruhig zu warten, die eine fehlgeſchlagne Hoffnung außer ſich ſetzt, die durch alles, was ihre Arbeiten verzögert, oder ſie in der Verfolgung ihrer Abſichten aufhält, ſogleich ganz abgeſchreckt und muthlos gemacht werden. Andre, die mehr zärtlichen Herzens ſind, werden von Traurigkeit über den Tod geliebter Perſonen überwältigt, und zu unmännlichen Klagen gebracht, — indeß ſie einen Verluſt an ihrem Vermögen, oder Widerwärtigkeiten auf der Laufbahn ihres Glücks mit geſetztem Muthe ertragen. — Die Charaktere der Menſchen unterſcheiden ſich vorzüglich durch die ungleichen Grade der Empfindlichkeit, die ſie, in Abſicht der verſchiedenen Claſſen angenehmer und unangenehmer Gegenſtände, haben. Die Vernunft und die Motive der Geduld finden alſo, bey gleichen Uebeln, in dem einen Menſchen eine ſtärkere Empfindung zu überwinden, als bey dem

andern. Kein Wunder, daß ſie nicht gleichviel bey beyden ausrichten.

Die erſte Art der Geduld, die, welche die lange Weile erträgt, iſt auf gewiſſe Weiſe die Grundlage, wenigſtens ein Beſtandtheil aller übrigen Arten. Denn das Uebel, welches in der Empfindung einer zu langſam fortfließenden Zeit liegt, — das Uebel eines leeren und unbeſchäftigten Daseyns, — miſcht ſich in alle andere Uebel, und giebt ihnen oft den Stachel, der uns am tiefſten verwundet. Jeder Schmerz macht, wie die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß uns die Zeit lang vorkömmt. Der heftige Wunſch der Seele nach dem Ende deſſelben iſt Urſache, daß ſie die Augenblicke dahin gleichſam zählt, und alſo eine lebhaftere Vorſtellung von der Dauer der Zeit bekömmt. Scheint es nicht oft einem halbwachenden Kranken unmöglich, daß noch nicht mehr Stunden der Nacht vorüber ſeyn ſollten, als ſeine Wärter ihm angeben? — Um deßwillen macht aber auch oft eine bloße Unpäßlichkeit, oder eine langſame Wiedergeneſung den Menſchen ungeduldiger, als eine heftige Krankheit in ihrer gefährlichſten Periode. Hier iſt er mit ſeinem Schmerze, oder der Sorge für ſeine Erhaltung ſo beſchäftigt, daß er an keine andre Sache denkt: dort fühlt er außer ſeinem kranken Körper, auch

noch den Mangel ſeiner gewohnten Beſchäftigungen. Und dieß vornähmlich reitzt zur Ungeduld.

Diejenigen Uebel, welche die Seele unmittelbar angreifen, wie Betrübniß und Kummer, beſchäftigen zwar zugleich dieſelbe, und verhindern alſo das Gefühl der langen Weile: aber nur in einzelnen Stunden und Tagen, — beſonders in den nächſten nach den Vorfällen, welche Urſache unſers Leidens waren, — nicht in dem ganzen Zeitraume, in welchem die Folgen davon fortdauern. Beyde, die Lage des Betrübten und die des Bekümmerten, bringen es mit ſich, daß ſie viele Augenblicke haben, die ſie nicht ſo gut auszufüllen wiſſen, als ſie vordem gewohnt waren, oder als ſie überhaupt wünſchen. Der Verluſt eines Freundes, eines geliebten Kindes oder Anverwandten wird uns nie empfindlicher, als in den Stunden, die wir ehemahls mit ihnen zuzubringen pflegten, und die jetzt für uns einſam und langweilig ſind. Jede Trennung von einer geliebten Perſon hat dieß zur ſchmerzhafteſten Folge, daß dadurch eine Leere in unſerm Leben entſteht, daß unſrer Thätigkeit ein Gegenſtand und eine Veranlaſſung entzogen wird. Ja, ſo wie dieß der edelſte Genuß iſt, den ein Menſch von dem andern haben kann, das uneigennützigſte Band, welches Zweye zuſammenknüpft, wenn ſie entweder

ihre Ideen gegen einander austauſchen, oder wechſelſeitig Empfindungen des Herzens durch Aeußerung der ihrigen erwecken, oder ſich endlich in der Uebung und Anwendung ihrer Kräfte einander beyſtehn: ſo iſt in der Betrübniß, welche der Tod oder die Entfernung geliebter Perſonen verurſacht, nichts moraliſcher, nichts für die vortreflichſten Menſchen ſo bitter, als dieſe ihrem Verſtande entzogene Nahrung, die aus Mangel eines gleich empfindenden Weſens zu befürchtende Trockenheit und Kälte des Herzens, dieſe ihnen drohende Erſchlaffung ihrer Geiſtesthätigkeit; lauter Uebel, welche, mehr oder weniger, auf das unangenehme Gefühl der langen Weile hinauslaufen, und, wenn man ſie nicht genauer unterſucht, unter dieſem allgemeinen Nahmen zuſammengefaßt werden. Gewiß hat alſo die Geduld, welche jene Betrübniß mäßigen ſoll, mit dieſem Gefühle zu kämpfen. Seine eigne verminderte Activität ertragen lernen, iſt der erſte Schritt, jeden andern großen Verluſt, der mehr auf den Geiſt als Körper Bezug hat, mit Standhaftigkeit auszuhalten.

Auf gleiche Weiſe macht Kummer und Sorge lange Weile. Wenn das Gegenwärtige unangenehm iſt, ſo erwartet man die Zukunft mit Verlangen. Dem Wartenden aber dünkt immer die Zeit

lang. — Ueberdieß iſt in ſolchen Zuſtänden das Gemüth gemeiniglich nur mit einer oder mit wenigen Ideen beſchäftigt, und entbehrt derjenigen Abwechſelung und Lebhaftigkeit in ſeinen Gedanken und Empfindungen, welche eigentlich zeitverkürzend und der langen Weile entgegengeſetzt iſt. Für den Kummerhaften nehmen alle Gegenſtände eine ſchwarze Farbe an. Dadurch verlieren ſie aber zugleich ihre Mannigfaltigkeit, werden einförmig und langweilig.

Warten zu können iſt alſo eine weſentliche Eigenſchaft jedes Geduldigen. Aber es giebt auch Fälle gnug, wo das Warten allein ſchon die Geduld üben und prüfen kann.

Die Gemüthsſtimmung deſſen, der geduldig warten ſoll, beſteht entweder in der Gelaſſenheit, oder Beherrſchung derjenigen Begierde, welche Urſache iſt, daß wir mit unſern Gedanken einer gewiſſen Zukunft entgegeneilen; — oder ſie ſetzt die Fähigkeit voraus, ſich in der Zwiſchenzeit, mit andern Gegenſtänden, oder mit ſich ſelbſt beſchäftigen zu können. Man wartet deswegen ſo ungern, weil man gemeiniglich etwas erwartet, deſſen langes Ausbleiben uns verdrießlich fällt: und weil man mit der Idee dieſes nahen Ziels beſchäftigt, unvermögend iſt, neue Endzwecke ſich vorzuſetzen, oder

auch andre Ideen in ſich zu erwecken. Und wenn es Menſchen giebt, welche die Kunſt, geduldig zu warten, beſſer verſtehen, als andre: ſo ſind es entweder ſolche, welche ruhigere Wünſche und gelaſſenere Begierden haben, und denen alſo an dem ſchnellen Vorbeyeilen der Zeit weniger gelegen iſt; oder ſolche, die gelernt haben, auch die kleinen Ueberreſte und Abgänglinge der Zeit zu nutzen, indem ſie ſich ſogleich zu neuen Beſchäftigungen wenden, oder in Ermangelung alles andern ihren eignen Gedanken ein freyes Spiel geben. Auch das hoc age, — die Regel, mit ſeiner ganzen Seele da zu ſeyn, wo man mit ſeinem Körper iſt, iſt vortrefflich fürs Ertragen, ſo wie für das Vollbringen der Dinge.

Ueberhaupt iſt derjenige Menſch zur Geduld am fähigſten, der in ſich ſelbſt eine Quelle der Zufriedenheit und des Vergnügens hat, welche unabhängig von den Dingen und Menſchen iſt, die ihn umgeben. Alles, was Uebel und Unglück heißt, entzieht ihm unfehlbar den Beytrag eines Theils dieſer letzten zu ſeiner Glückſeligkeit. — Ganz leer von allen angenehmen Empfindungen bleiben, keine einzige ſeiner Begierden befriedigen, keine ſeiner Kräfte beſchäftigen können, und doch dieſen Zuſtand mit Gemüthsruhe und ohne Murren ertragen: — das iſt über die Kräfte des Menſchen. Alſo um die

Geduld, die nur ein minderer Grad von Zufriedenheit, ſo wie dieſe ein ſchwächeres Vergnügen iſt, dem Menſchen möglich zu machen, muß etwas Gutes, und das er mit Wohlgefallen empfinden könne, ihm für jeden traurigen oder verdrießlichen Zuſtand, der ihm bevorſteht, geſichert bleiben. Und was iſt ihm wohl unter allen Gütern, die er beſitzt, ſo geſichert, was kann es ſeyn, als er ſelbſt; ſein Verſtand, und noch mehr ſein Herz, d. h. ſeine Tugend? Dieß iſt das letzte, aber auch das einzige Bollwerk, bis zu welchem kein Feind dringen, oder welches nicht eher von dem Uebel oder dem Schmerz, die ihn angreifen, bezwungen werden kann, bis er ſelbſt zerſtört iſt, und mit dem Bewußtſeyn auch die Möglichkeit verliert, unglücklich zu ſeyn. — Reichthum und Ehre hängen am loſeſten mit uns zuſammen. Und wenn auch bey denjenigen, denen das Glück beydes in einem größern Maße zugeworfen hat, ungewöhnliche Zufälle oder ungewöhnliche Thorheiten dazu nöthig ſind, ſie des Beſitzes dieſer Güter zu berauben: ſo ſind doch die gewöhnlichen Abwechſelungen des menſchlichen Lebens hinlänglich, ihnen den Genuß der Vergnügungen, welche von jenen Gütern abhängen, entweder unmöglich oder unſchmackhaft zu machen. Der Menſch verliere nun dieſelben, oder er verliere ihren Gebrauch: ſo bleibt ihm von

den äußern Gütern hauptſächlich die Freundſchaft und das häusliche Glück übrig: und dann ein geſunder Körper und ein des Denkens und Empfindens fähiger Geiſt. Mit jenen umgeben und mit dieſen ausgerüſtet, kann er dem Verluſte des Uebrigen leicht trotzen. Ein geſunder Menſch, der Fähigkeiten hat, und den Willen etwas Gutes zu thun, erwirbt ſich leicht ſein Auskommen, und gelangt vielleicht zu Reichthum und Ehre: und der vertraute Umgang mit Wenigen kann die Augenblicke der Erhohlung zwiſchen ſeinen Arbeiten ausfüllen. Aber auch auf dieſem enger und mehr verſchanzten Platze iſt er noch lange nicht vor den Angriffen des Schickſals ſicher. Seine Freunde und Verwandten können ſterben; einige entfernen ſich vielleicht von ihm, oder verlaſſen ihn gänzlich. Seinen Körper peiniget der Schmerz, verunſtalten Wunden, und entnerven langwierige Krankheiten. — Dieß iſt ein nahe an den Geiſt dringendes Uebel. Iſt in dieſem wenig von natürlichen und eingeſammelten Schätzen; fehlt es an Kraft zu denken, oder an der Cultur, welche dieſer Kraft Beſchäftigungen anweiſt und dieſelbe erleichtert: ſo iſt der arme, verlaſſene und kranke Menſch, ſelbſt in dem Intervalle des gemilderten Schmerzens, nahe an dieſer völligen Leerheit der Seele, welcher die Ungeduld auf

dem Fuße nachfolgt. Hingegen der Kranke, ohne Vermögen und ohne Freunde, der ein denkender und ein mit guten Kenntniſſen und guten Principien bereicherter Mann iſt, behält, ſo lange ſein körperliches Uebel und ſeine äußern Unglücksfälle ſeinen Verſtand nicht ſchwächen, einen Troſt und eine Unterhaltung, welche andern Menſchen verborgen iſt. Kein Wunder, wenn er Einſamkeit und Trübſale, die jenen unerträglich ſcheinen, geduldig aushält, weil er eine Welt, die er betrachten kann, in ſich ſelbſt trägt, hier Endzwecke findet, die er noch immer zu verfolgen, und Arbeiten, die er auszurichten vermag, nachdem alle ſeine übrigen Abſichten geſtört, und ſeine Geſchäfte unterbrochen worden ſind. Aber auch dieſe Schärfe des Verſtandes, die den denkenden unglücklichen Mann unterhält und tröſtet, kann durch den langen Druck des Leidens, oder durch die größre Zerrüttung ſeiner Maſchine abgeſtumpft werden. Von ſeinem Witze, ſeinem Scharfſinne, ſeinem Gedächtniſſe kann er noch durch äußre und nicht verſchuldete Zufälle viel verlieren, und doch fortfahren zu leben.

Dieſer Theil ſeines Selbſt iſt vor dem Unglücke nicht ganz gedeckt. — Und verliert er den, indeß Noth und Krankheit fortdauern, dann würde Geduld durchaus unmöglich, und die Verzweiflung,

welche dieſen elenden Zuſtand abkürzt, erlaubt ſeyn, wenn nicht die Moralität des Menſchen, der Wille Gutes zu thun, die der Pflicht und dem Geſetze der Vernunft unterworfene Neigung, noch einen, ſogar von allen Verſtandsbeſchäftigungen unabhängigen Genuß ſeiner ſelbſt gäbe. Dieſer, weil er dem Tugendhaften allein, aber auch dieſem gewiß eigen iſt, erhebt ihn auch über die Zufälle ſeines Lebens mehr, als den Gelehrten ſeine Wiſſenſchaft, und den geiſtreichen Kopf ſein Genie erhebt. Wäre dann zuletzt auch dieſes nicht mehr möglich, vernünftig zu denken, und nach den Vorſchriften der Vernunft ſich zu betragen: dann wäre der Menſch zerſtört; dann hörte er entweder auf zu leben, oder wäre ein Thier geworden. In dem erſtern Zuſtande hätte er auch aufgehört zu leiden. In dem letztern, dem Zuſtande des Wahnwitzes, müſſen wir ihn ganz ſeinem Schöpfer übergeben, da er aus dem Kreiſe der Dinge, die wir kennen, herausgetreten iſt.

Ich komme von dieſer Digreſſion zu der zweyten Hauptart der Geduld zurück. Der körperliche Schmerz weiſet dieſer Tugend, ſo zu ſagen, ihr eigenthümliches Gebieth an. Hier zeigt ſie ſich ganz rein in ihrem paſſiven Charakter. Bey Krankheiten kann der Geiſt mit aller ſeiner

Einſicht und Thätigkeit nur wenig thun, die Umſtände zu ändern. Alles, was ihm übrig bleibt, iſt, — ſtille zu ſeyn und zu hoffen. Um deßwillen gebührt auch der Ruhm des Geduldigen im vorzüglichſten Grade demjenigen, der unter den fürchterlichen Zufällen der ſich zerſtörenden Maſchine, doch eine gewiſſe Freyheit und Ruhe des Geiſtes in ſich zu erhalten weiß. Es läßt ſich das Unterſcheidende in der Geduld des Kranken eben deßwegen weniger genau beſchreiben, weil ſie bloß leidend iſt. Alles, wodurch wir gewiſſe Zuſtände der Seele bezeichnen können, ſind die Gedanken, die während derſelben die Seele beſchäftigen. Hier aber iſt gleichſam ein Stilleſtand alles Denkens erforderlich. Ich rede hier noch nicht von den Betrachtungen, die zur Geduld aufmuntern: dieſe gehören zum folgenden Artikel. Sie müſſen allerdings von Zeit zu Zeit die Kraft des Duldenden unterſtützen: aber ſie können und dürfen nie einen großen Theil ſeiner Zeit anfüllen. Zu vieles, zu angeſtrengtes Denken, ſelbſt tröſtlicher Wahrheiten, ermüdet den Kranken, und macht ihn oft in der Folge ungeduldiger, als er zuvor war. Die Tröſter und Ermuntrer, welche darauf nicht Rückſicht nehmen, ſtiften am Krankenbette mehr Schaden, als Nutzen. — Wer das ver-

ſteht, zuweilen eine Zeitlang gar nicht zu denken, und den gegenwärtigen Empfindungen Raum zu geben, ohne ſich um die Urſachen oder Folgen, um das Vergangene oder Zukünftige zu bekümmern: der iſt ohne Zweifel der beſte Kranke, ſowohl für den Arzt, der ihn heilen will, als für den Freund oder Diener, der ihn warten ſoll.

Drittens. So wie die Betrübniß über den Verluſt geliebter Perſonen, weil ſie aus Zärtlichkeit des Herzens entſteht, unter allen unangenehmen Empfindungen die edelſte iſt: ſo hat auch diejenige Art der Geduld, welche ſolche Empfindungen mäßigt oder verbirgt, ohne ſie zu unterdrücken, einen eigenthümlich ſanften und einnehmenden Charakter. Wen rührt nicht das freundliche Lächeln eines von Thränen umwölkten Auges? — Wen nicht die mit wehmüthiger Rührung vermiſchte Heiterkeit eines Mannes, den der Tod eines Freundes verwundet hat, und der doch an den Geſprächen und Freuden der noch lebenden Freunde, die ihn umgeben, Theil nehmen will? Welchen angenehmen Eindruck macht nicht eine zärtliche Mutter, die von ihrem verſtorbnen Kinde, mit innigſter Liebe, aber doch mit Ruhe und Gelaſſenheit, redet; — eine Wittwe,

die ihren Mann wahrhaft, aber doch ohne Ungeſtüm betrauert!

Dieſe Gelaſſenheit entſteht entweder aus der Zartheit des Herzens und der Empfindungen ſelbſt: oder ſie iſt ganz Werk der Vernunft, der Religion und der Ergebung in den göttlichen Willen. Es iſt gewiß, daß diejenigen, welche am innigſten lieben, und deren Anhänglichkeit an andre am meiſten Sache des Herzens iſt, die ſtillſte Betrübniß äußern, wenn dieſe Geliebten ihnen entriſſen werden. Ungeſtüme Traurigkeit, murrende Klagen ſind gemeiniglich die Folgen anderer Leidenſchaften, welche den Schein der Liebe annahmen, oder ſich mit ihr vermiſchten. Der Ehrgeitz und Eigennutz, wenn ſie durch den Tod eines Menſchen, eine Stütze ihrer Hoffnungen, oder einen Gehülfen in der Ausführung ihrer Entwürfe verlieren, ſchreyen viel lauter, als die wahre Zärtlichkeit.

Was die religiöſen Empfindungen betrifft, ſo iſt es natürlich, daß ſie ſich, bey dem Tode unſrer Freunde, leicht mit den wehmüthigen vermiſchen, und alſo zur Mäßigung derſelben dienen. Jene große Veränderung in dem Daſeyn und Schickſale der Menſchen, welche die Urſache unſers Verluſtes, und der Gegenſtand unſrer Klagen iſt, führt

uns gradezu auf den Urheber unſers Daſeyns und den Herrn unſrer Schickſale. Und unſer Gemüth, welches in einem einzelnen, uns ſehr intereſſanten Falle, an das Unſichtbare und Geiſtige im Menſchen zu denken genöthigt wird, erinnert ſich, lebhafter und mit mehr Theilnehmung, an die Wahrheiten, welche uns von dem Unſichtbaren überhaupt zuvor ſchon bekannt waren.

Viertens. Die Leiden derjenigen Art, von welchen ich bisher geredet habe, ſind vorübergehend. Kummer und Sorgen hingegen können ein ganzes Leben einnehmen. Wenige Menſchen ſind immer krank; keiner hat zu allen Zeiten den Tod eines Vaters, eines Kindes, oder eines Gatten zu beweinen: aber viele können ihr ganzes Leben hindurch arm, in der Niedrigkeit, in der Sklaverey bleiben; viele können zu mühſeligen Arbeiten, welche geringe Belohnung haben, und ihnen doch keine beſtändige Sicherheit ihres Unterhalts gewähren, auf immer verurtheilt ſeyn. Wenn die Geduld bey jenen Leiden ein einfacher Actus, eine Anſtrengung des Geiſtes iſt: ſo muß ſie bey dieſen, ein fortwährender Zuſtand deſſelben, eine Abhärtung der Natur ſeyn. Glücklicher Weiſe ſtumpfen Dürftigkeit und ſchwere Arbeit, wenn der Menſch von Jugend auf dazu gewöhnt

iſt, die Empfindungen deſſelben ab, ſo wie ſie ſei-ne Haut härter und weniger verwundbar machen. Aber doch giebt es noch große Unterſchiede in der Art, wie arme und bloß für ihr Brod mit Kum-mer arbeitende Menſchen ihr Schickſal ertragen. Fleiß und Religion ſind die vornehmſten Stü-tzen ihrer Geduld.

Keine vergnügtern Handwerksleute, Tagelöh-ner, Bauern, als die fleißigen, ſo arm ſie auch ſeyn mögen! Sie vergeſſen ihrer Sorgen über ihrer Arbeit. Ihr Gemüth iſt überdieß mit einer angenehmen Idee erfüllt, mit einer, wenn auch nur geringen, Hoffnung zu einer Verbeſſerung ihres Zuſtandes; — mit der Ausſicht auf irgend einen nahen oder entfernten Gewinn. Endlich kömmt auch das Vergnügen der Selbſtzufrieden-heit hinzu. Sie können ſich ſelbſt das Zeugniß geben, daß ſie ihre Pflicht gethan haben, und daß ihre Armuth, wenn ſie fortdauert, unverſchuldet iſt. — Von der Religion und deren Einfluß auf die Ertragung der Leiden, werde ich weiter un-ten in allgemeinern Beziehungen auf die Men-ſchen überhaupt reden.

Es iſt noch eine fünfte Art der Geduld zu betrachten übrig: das iſt die, welche Beleidigun-gen erträgt; — oder welche überhaupt der mit

Unwillen und Zorn gemiſchten Unluſt entgegenſtrebt.

Es iſt eine ſichere Beobachtung, daß das Gemüth doppelt angegriffen wird, wenn das, was dem Menſchen unangenehmes widerfährt, ihm zugleich unrecht ſcheint; — wenn er zugleich die Sache ſelbſt auf eine widrige Weiſe empfindet, und den Urheber derſelben für ſeinen Beleidiger hält. Daher iſt auch der Nahme der Ungeduld denjenigen Aufwallungen des Zorns eigenthümlich gewidmet worden, die aus den kleinern und alltäglichen, von andern Menſchen uns wiederfahrenden, Unannehmlichkeiten entſtehn.

Alles Unangenehme, was uns durch Handlungen der Menſchen verurſacht wird, macht, weil ſie frey handelnde Weſen ſind, dieſen doppelten Eindruck: 1) wir ſind mißvergnügt über die Wirkung, und 2) wir ſind unwillig über den Urheber. Je mehr Pflichten, nach unſrer Meinung, der andre gegen uns hatte; — oder je mehr Recht wir vor ihm voraus haben: deſto mehr Schuld meſſen wir ihm bey; — und deſto ungehaltner werden wir, wenn er uns zuwider handelt. Daher laſſen wir jene Ungeduld, welche die Aeußerung eines aufgebrachten Gemüths iſt, am meiſten gegen diejenigen aus, welche unter

uns

uns ſind, oder in der vertraulichſten Verbindung mit uns ſtehn. Daher ſind die ſtolzeſten Leute gemeiniglich zugleich die hitzigſten, weil ſie ſich ſo leicht vorzügliche Rechte auf andrer Dienſtfertigkeit zuſchreiben.

Was überhaupt der Zorn bey größern Beleidigungen iſt, das iſt die ungeduldige Hitze, von der ich hier rede, bey kleinen: nur mit folgendem Unrerſchiede. Beym zornigen Charakter liegt eine gewiſſe Stärke des Temperaments zum Grunde; — er wird nur durch ſeltne und große Veranlaſſungen gereitzt; — eräußert ſich auch da, wo Gefahr zu befürchten iſt. Er ſpannt alsdann alle Kräfte der Seele zum Widerſtande oder zur Rache. Jene Ungeduld hingegen kann mit Schwäche und Muthloſigkeit beyſammen ſeyn; ſie wird durch Kleinigkeiten erregt, und kömmt daher öfter wieder. Sie entſteht vornehmlich, wenn wir durch andrer Schuld in kleine Verlegenheiten gebracht werden; — wenn wir warten müſſen; — wenn uns die Hülfe, die wir von andern nöthig haben, und auf die wir rechnen, nicht geleiſtet wird. Dieſe Ungeduld läßt ſich nur gegen Perſonen aus, die wir nicht zu fürchten haben. — Sie iſt endlich nicht von anhaltender Wirkſamkeit, ſondern giebt leicht nach, und entſagt ihren Forderungen eben ſo

ſchnell, als ſie ſchnell aufgebrauſet war, und ihre Anſprücheübertrieben hatte. Sie iſt eine Art von Trotz, auf welche Verzagtheit folgt, wenn das Uebel größer, oder die Urſache des Verdruſſes wichtiger wird.

Die Geduld, welche dieſe Hitze mäßiget, nimmt ihren Urſprung in mehrern vereinigten Tugenden, — und ſie bekömmt verſchiedne Geſtalten, je nachdem die eine, oder die andre, dieſer Tugenden mehr Antheil an ihr hat. Bald zeigt ſie ſich als Menſchenliebe, welche gegen andrer Fehler nachſichtig iſt, und ihnen gern verzeiht; bald hat ſie mehr den Charakter der Standhaftigkeit, welche kleine Unannehmlichkeiten erträgt, ohne daß das Gemüth ſein richtiges Gleichgewicht verliere. Das eine Mahl kann ſie aus einer gewiſſen Großmuth entſtehn, die es für niedrig hält, kleine Beleidigungen zu ahnden, oder auch nur es merken zu laſſen, daß man ſie ſchmerzlich empfunden habe: das andere Mahl iſt ſie vielleicht eine Folge der Klugheit uud Geiſtesgegenwart, die ſich in Verlegenheiten geſchwind zu helfen, und ihre Partey zu ergreifen weiß, wenn andere nicht erfüllt haben, was man von ihnen erwartete. Niemand wird leicht über Uebel ungeduldig, denen er abzuhelfen im Stande iſt. Der Geſunde, der Kraftvolle, der Ueberlegte, der Entſchloſſene, iſt ſelten ein gegen ſeine Bedienten auf⸗

fahrender Herr, ein mürriſcher Ehemann und Hausvater oder ein verdrießlicher Reiſegefährte. Aber wenn eine natürliche Geiſtes- und Körperſchwäche, oder wenn Kränklichkeit und Alter den Menſchen unentſchloſſener oder unbehülflicher, unfähiger ſich ſelbſt zu rathen, und abhängiger von andern machen: dann wird er auch eben dadurch zum Unwillen gegen ſie aufgelegter, empfindet jeden Mangel der Aufmerkſamkeit von ihrer Seite mit mehr Verdruß, und ahndet ihn mit größerer Strenge. Der ſich ſelbſt am meiſten genugſame Menſch iſt auch zugleich der duldſamſte und nachſichtsvollſte gegen ſeine Nebenmenſchen.

Ich wende mich zu den Urſachen und Hülfsmitteln der Geduld. Einige derſelben ſind ein Geſchenk der Natur; andre ſind das Werk des Menſchen ſelbſt und geben ihm ein Verdienſt. Es giebt natürliche Anlagen des Körpers und Geiſtes, welche die Ertragung der Uebel leichter machen, weil ſie die ſchmerzliche Empfindung derſelben vermindern. Es giebt aber auch Beförderungsmittel der Geduld, die in der vorſätzlichen Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Wahrheiten liegen, oder aus freyen

Entſchlüſſen unſers Willens und aus unſrer moraliſchen Aufführung entſtehn.

1. Was den erſten Punct betrifft: ſo iſt es eine unläugbare Erfahrung, daß, bloß um des verſchiedenen körperlichen Baues willen, der eine Menſch mehr Schmerzen, und dieſe leichter ertragen kann, als der andere. Nicht nur wird der eine Körper durch Unordnungen, welche in ihm vorhanden ſind, oder durch nachtheilige und verletzende Eindrücke, welche äußre Dinge auf ihn machen, zeitiger zerſtört, und alſo zeitiger zerrüttet, als der andre; ſondern der eine wird auch, wenn das zerſtörende Uebel in beyden gleiche Fortſchritte gemacht hat, durch dieſe Zerrüttung ſtärker afficirt, als der andre, d. h. auf diejenige eigenthümliche Art verändert, welche in der Seele Unluſt erregt.

Da es in unſrer Maſchine einen beſtimmten Theil giebt, von welchem die Empfindungen abhängen, — ich meine das Nervenſyſtem: — ſo wird es hauptſächlich auf das Gewebe ſeiner Gefäße, und auf die Beſchaffenheit der in ihnen umlaufenden Säfte ankommen, ob die in andern Theilen des Körpers vorgehenden Veränderungen mehr oder weniger Eindruck auf die Seele machen ſollen. Die Knochen, die Blutgefäße, die Muskeln können vielleicht in dem einen Menſchen eben ſo ſehr beſchädigt ſeyn,

als in dem andern, ohne daß die Nerven des erſten von dieſer Verletzung eben ſo ſtark bewegt werden, und alſo eben ſo lebhafte Vorſtellungen davon zum Gehirn und zu dem Sitze der Empfindung bringen, als die Nerven des zweyten. Da wir aber dieſen empfindſamen Theil des menſchlichen Körpers am wenigſten kennen: ſo ſind wir auch nicht im Stande, die Eigenheiten anzugeben, welche ihm zukommen müſſen, wenn er das Gefühl, in der Seele ſelbſt, ſchärfer oder ſtumpfer machen ſoll. So viel wiſſen wir nur, daß es nicht auf die Zartheit oder die Stärke in dem Baue der übrigen Glieder ankömmt, ob die Nerven eines Menſchen mehr oder weniger empfindlich seyn ſollen. Vielmehr ſcheint es nach der Erfahrung, daß auch hier die äußerſten Grenzen ſich begegnen. Es giebt Leute, die hart ſind, und viel ertragen können, weil ihre Fibern ſtark und feſt ſind, und den Eindrücken widerſtehn. Es giebt andre, denen eben ihr ſchwächerer Bau bey ſchmerzhaften Veränderungen ihres Körpers zu ſtatten kömmt, indem ihre weichen und nachgebenden Fibern dem Stoße oder Drucke ausweichen können, durch welche ſteifere und widerſtehende zerriſſen werden. So ſagt man, daß das weibliche Geſchlecht mehr Schmerzen aushalten könne, als das männliche: wie ihm dann auch ſeine Beſtim-

mung einige zu ertragen auflegt, die unſer Geſchlecht nicht kennt. Alles das iſt nichts weniger als ausgemacht, oder leidet doch große Ausnahmen. Da wir keinen Maßſtab der Schmerzen haben, um das, was der eine Menſch leidet, mit dem, was der andre unter gleichen Umſtänden empfindet, zu vergleichen; — da wir, wenn wir den einen Menſchen geduldiger ſehn, als den andern, nie genau wiſſen können, ob er dieß mehr ſeiner glücklichen Conſtitution oder ſeiner Standhaftigkeit zu danken habe: ſo bleibt für uns immer der Antheil, welchen körperliche Urſachen an der Geduld eines Menſchen haben, im Dunkeln. Nur das iſt gewiß, daß es ſolche Urſachen giebt, — und daß, wenn der natürliche Bau geſund und feſt iſt, eine frühzeitige Abhärtung den Menſchen gegen viele Uebel unempfindlich macht, welche den weichlich Erzognen niederwerfen. Die neuere Erziehung hat in dieſem Puncte ſehr weſentliche Vorzüge vor der alten, und es iſt nur zu wünſchen, daß ſie nicht bis zu dem andern Extrem ausſchweifen möge. Die Reichen und Großen haben hierin, welches ſie ſelten thun, das erſte Beyſpiel gegeben. Ihre Kinder werden jetzt beynahe bey einfacherer Koſt auferzogen, der Witterung aller Art mehr ausgeſetzt, und zu der Ertragung mehrerer Unannehmlichkeiten gewöhnt, als

die Kinder aus dem Mittelſtande. Unſtreitig bereitet eine ſolche Erziehung den Menſchen auf die Zufälle vor, die ihm im Leben bevorſtehn, und macht, daß unter Umſtänden, wo andre ſchon ihre ganze Standhaftigkeit aufbiethen müſſen, er noch gar nicht leidet.

2. Unter den **Anlagen der Seele**, welche der Geduld gleichſam vorarbeiten, iſt die erſte eine gewiſſe natürliche Fröhlichkeit, und die damit verbundene Neigung, das Beſte zu hoffen. Es giebt Menſchen, es giebt ganze Nationen, welche die Natur in dieſem Puncte vor andern begünſtigt hat. Der natürliche Zuſtand derſelben iſt Freude. Wenn ſie nur ohne Schmerzen und von großen Widerwärtigkeiten frey ſind, giebt ihr Geiſt allen Gegenſtänden die Farbe des Anmuthigen und Vergnügenden, ohne daß er immer nöthig hätte, von ihnen erſt Vergnügen empfangen zu haben. Gemeiniglich iſt dieſe Stimmung des Gemüths mit dem Hange, das Lächerliche aufzuſuchen, mit Scherz und Witz verbunden. Andre Vergnügungen müſſen wir von den Umſtänden erwarten; das Vergnügen eines guten Einfalls können wir uns ſelbſt verſchaffen, wenn wir nur den Scharfblick, der die Contraſte und Aehnlichkeiten der Dinge beobachtet, mit der gu-

ten Laune vereinigt beſitzen, welche ſie unter fröhliche oder komiſche Geſichtspuncte zu bringen weiß.

Es ſey nun, daß das Blut in den Adern ſolcher Leute leichter fließe, oder daß ihre Seele unter allen Umſtänden angenehmer Vorſtellungen empfänglicher ſey: ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich auch durch Widerwärtigkeiten weniger niederſchlagen laſſen; daß ſie ſich eher wieder zu ermuntern wiſſen, wenn ſie ja zuweilen in Trübſinn gerathen; und daß ſie ſelbſt in Krankheiten, wenn dieſe nur nicht allzuheftig ſind, durch Zwiſchenräume muntrer Laune aufrecht erhalten werden. — Zu Beſchäftigungen des Verſtandes gehört Anſtrengung. Dieſe iſt ſelten dem Menſchen alsdann möglich, wenn der Körper ſiech und das Gemüth kummerhaft iſt. Der Witz hingegen erfordert weniger Aufwand von Kraft. Ein luſtiger Einfall wird bey einem Menſchen, der ſonſt dergleichen zu haben fähig war, auch noch unter Schmerzen und im Unglück auflodern und ihn ermuntern können: indeß der ernſte Philoſoph, von der Meditation, die in glücklichern Tagen ſein vornehmſtes Stärkungsmittel, ſo wie ſeine Freude war, verlaſſen wird. Wie viel hat unſerm großen Friedrich dieſe fröhliche Gemüthsſtimmung, dieſer ſein Hang, das Lächerliche aufzuſuchen, und der Witz, der es glücklich trifft, zur leichtern Ertragung ſeiner

großen Arbeiten und Unglücksfälle geholfen! Wie viel war er, außer ſeinem gründlichen Verſtande, welcher die Hülfsmittel gegen die Uebel aufſuchte, auch ſeiner poetiſchen Einbildungskraft, und beſonders ſeinem Talent zum Komiſchen ſchuldig, welche die Empfindung des Uebels bey ihm verringerten. Indem er aus ſeinem eignen Fond Vorſtellungen und Bilder, die ihn vergnügten, hervorzuziehn wußte, ſchwächte er den Eindruck des äußern Unangenehmen; und erhielt eben dadurch dieſe Freyheit des Geiſtes und dieſe Helligkeit ſeiner Ideen, die, wenn ſie unter großen Gefahren aushält, dem Charakter des Helden zur Grundlage dient.

Dazu kömmt, daß von den meiſten der Uebel, die uns quälen, die Furcht eine gute Hälfte ausmacht. Wenn wir immer das Gegenwärtige, welches wir empfinden, von dem Künftigen, welches wir beſorgen, in unſern Vorſtellungen abſondern könnten: ſo würden nur wenige Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber ſo ängſtigt uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige wehe thut, was wirklich ſchlimm iſt. Dieſe Angſt vergiftet nicht nur unſer Blut und unſre Säfte von neuem, ſondern giebt auch dem Gemüthe denjenigen beſondern

Hang zur Ungeduld, der aus der unruhigen Erwartung der Zukunft, und aus dem Gefühle der zögernden Zeit entſteht.

Hier nun kömmt dem Menſchen, diejenige Gemüthsanlage, die mit der Fröhlichkeit verbunden zu ſeyn pflegt, die Aufgelegtheit zu hoffen, was er wünſcht, ſehr zu Hülfe. Indeß der Schwermüthige die Anſtalten, die er ſelbſt vorkehrt, immer hinterdrein mißbilligt, und von den Zufällen das Widrigſte erwartet, ſchmeichelt ſich jener Frohlaunige mit dem beſten Erfolge ſeiner eignen Entwürfe, und rechnet noch ganz ſicher auf manches günſtige Ungefähr. Es reuet ihn weniger, was er gethan hat; — er iſt weniger bedenklich über das, was er thun will; und es ängſtiget ihn weniger, was unvorhergeſehene Umſtände aus ihm machen könnten. So erträgt er, in Erwartung einer beſſern Zukunft, manches Uebel geduldig, und ſogar mit Heiterkeit, welches groß genug iſt, einen Menſchen, der die Hoffnung aufgegeben hätte, über den Haufen zu werfen.

Doch um dieſes Stärkmittel der Geduld für die Zeiten des Unglücks in Bereitſchaft zu haben, wird erfordert, daß man nicht immer unglücklich geweſen ſey. Die Hoffnung des Menſchen kann nicht durch die Beſchaffenheit ſeines Gemüths allein un-

terhalten werden, wenn nicht auch viele glückliche Erfahrungen ihn in der guten Meinung, die er von ſeinem Schickſale hat, befeſtigen. Deßwegen können einzelne große Widerwärtigkeiten, in dem Laufe eines ſonſt glücklichen Lebens, weit leichter ertragen werden, als weit kleinere, aber ununterbrochene Leiden, die daſſelbe ganz anfüllen. Zu jenen bringt man den Muth, die gute Laune und die Hoffnungen mit, die man in beſſern Tagen geſammelt hat: bey dieſen erliſcht nach und nach der Muth der Seele, und es ſchleicht ſich in ſie eine finſtre Vorſtellung von unſerm geſammten Zuſtande ein, die ſich auch über die Zukunft ausbreitet. Das Andenken und das Beyſpiel Friedrichs biethet ſich allenthalben von ſelbſt dar, wo von Ueberwindung großer Schwierigkeiten im menſchlichen Leben, und von den Hülfsmitteln dazu die Rede iſt. — Er war einer dieſer glücklichen Menſchen, denen alle Dinge roſenfarben erſcheinen. — Aber wie oft hat er nicht zuvor ſich von dem vollen Glanze des Glücks, gelungner Unternehmungen, und erfochtner Siege umgeben geſehen? Indeſſen ſind doch der Menſchen nur wenige, die nicht Zeiträume in ihrem Leben hätten, wo die Begebenheiten mit ihren Wünſchen übereinkämen, und denen alſo ihr Schickſal nicht die Gelegenheit gäbe, die Dinge ſo-

wohl von der fröhlichen als von der traurigen Seite zu betrachten. Bringen ſie alſo nur das heitre Auge ins Leben mit, welches bey den lichten Flecken zu verweilen und über die Schatten hinwegzueilen geneigt iſt: ſo wird es ihnen auch an Erfahrungen nicht ganz fehlen, die im Unglück ihre Hoffnung ſtärken, und ſie durch Erwartung beſſerer Zeiten geduldig machen können.

Eine zweyte natürliche Anlage zur Geduld iſt eine gewiſſe Sanftmuth und Stille des Geiſtes. Ich meine nicht diejenige, die als Pflicht gefordert werden kann, und aus der Reflexion entſteht, — (von dieſer werde ich hernach reden); ſondern die, welche entweder aus einer mindern Thätigkeit des Geiſtes, oder aus der Schwäche, und einem gewiſſen Gleichgewichte der Leidenſchaften herkömmt. Einige Menſchen ſind geboren zu handeln, und Veränderungen in der Welt hervorzubringen: ſie haben größere Kräfte, und ſind ungeduldig ſie zu äußern. Sie ſind immer auf etwas geſpannt, das ſie erreichen oder ausführen wollen: jeder Augenblick der Unthätigkeit ſcheint ihnen ſchon ein Unglück zu ſeyn. Solche Menſchen werden freylich durch Widerwärtigkeit und Krankheit doppelt verwundet. Ihre ganze Natur empört ſich und arbeitet dem ihre Kraft aufhaltenden Drucke entgegen. Können ſie

ihn überwinden, ſo ſind ſie als Sieger doppelt glücklich. Iſt er aber zu ſtark für den Widerſtand, ſo leiden ſie auch auf eine qualvollere Weiſe.

Andre Menſchen hingegen ſcheinen mehr von der Natur dazu geſchaffen, leidentlich die Veränderungen zu erwarten, welche der Lauf der Dinge in ihnen hervorbringt, als ſelbſt in der Welt viel zu verändern, — das Leben zu genießen wenn es gut geht *), und es zu ertragen, wenn ſich die Um-

---

*) Die ſogenannten bons vivans, die Menſchen, welche, vom Glück begünſtigt, bloß ihrem Vergnügen nachgehn, und im Genuſſe den Zweck ihres Lebens ſuchen, ſind nicht gerade die Ungeduldigſten, in Zeiten des Unglücks. Die Ehrgeitzigen, die Unternehmenden ſind es weit mehr, die, welche mit großen Entwürfen ſchwanger gehn, und nur durch den guten Fortgang in der Ausführung derſelben glücklich ſeyn können. Jene ſind gewohnt ihren Blick an das Gegenwärtige zu heften, und concentriren, in Augenblicken des Schmerzens, wie in denen der Luſt, ihre Aufmerkſamkeit auf die bloße Empfindung: — ein Umſtand, wodurch der erſte in der That erleichtert wird. Dieſe leben vornehmlich in der Zukunft, und vergrößern ihre Empfindung des Uebels durch tauſend verdrießliche Vorausſetzungen. Jenen wird durch Krankheit und Unglück ihr Vergnügen entzogen, aber es wird ihnen ihre Genußfähigkeit auf künftig nicht geraubt. Dieſe ſehen mit ihren geſtörten Entwürfen auch die Hoffnung künftiger Glückſeligkeit vernichtet.

ſtände verſchlimmern. Sie wirken und handeln nur gerade ſo viel, als ihre gegenwärtige Lage erfordert oder erlaubt, — und machen keine weitausſehende Entwürfe. Wird dieſe Wirkſamkeit durch Krankheit und Unglücksfälle unterbrochen; ſo erſchlafft in ihnen auch die Begierde thätig zu ſeyn. Sie fühlen nur das wirkliche Uebel, nicht die Hinderniſſe, die es ihren Abſichten entgegenſetzt; ſie leiden nur durch den Schmerz, aber wenig durch die lange Weile, und haben alſo noch immer Augenblicke der Erhohlung. Das Unglück hält immer den Menſchen gefangen. Jener unruhig Thätige will fort, reibt ſich alſo an ſeinen Feſſeln, und verletzt ſich deſto mehr. Dieſer, der Ruhe gewohnte, ergiebt ſich leichter in ſein Schickſal, und macht ſich die Bande erträglich, eben weil er nicht mit ſolcher Heftigkeit arbeitet, ſie zu zerreiſſen.

So wie es eine größere oder geringere, mehr oder weniger unruhige Thätigkeit des Geiſtes und der Denkkraft giebt: ſo giebt es ähnliche Unterſchiede in der Thätigkeit des Herzens. Der eine Menſch liebt oder haßt, will oder verwirft, wünſcht oder fürchtet ſtärker, als der andre. Obgleich die Lebhaftigkeit der Leidenſchaften mit der Energie der Geiſteskräfte verbunden zu ſeyn pflegt, ſo ſtehen doch beyde nicht in einem nothwendigen

Verhältniſſe mit einander. Es giebt ſehr geiſtvolle Männer von ruhigem Temperamente, und ſehr leidenſchaftliche Menſchen mit mittelmäßigen Fähigkeiten. In Abſicht der Geduld aber, der Beziehung, von welcher ich hier rede, ſind beyde Eigenſchaften von ungefähr gleichem Gehalt und Einfluſſe.

Jeder Menſch, der von einer Leidenſchaft beherrſcht wird, iſt, in Abſicht der Gegenſtände derſelben, ungeduldig. Diejenigen Uebel, welche die oben bemerkten beyden Arten unangenehmer Empfindungen, Betrübniß, — und Kummer mit Verdruß verbunden, erregt werden, ſind im Grunde nichts anders, als fortwährende Hinderniſſe, welche der Befriedigung gewiſſer Neigungen im Wege ſtehn, — oder Beraubungen, durch welche ihnen ihre gewohnte Nahrung entzogen wird. Für den, der kein zärtliches Herz hätte, würde der Tod der am genaueſten mit ihm verbundnen Perſon kein Unglück ſeyn. Ohne Ehrgeitz würde Verachtung und Herabſetzung nicht ſchmerzen. Und wer, frey von den Begierden der Sinnlichkeit und Eitelkeit, mit der bloßen Nothdurft des Lebens genug hätte, würde den Verluſt des Reichthums weniger bedauern. So wie jene Leidenſchaften zunehmen, ſo wächſt die Empfindlichkeit gegen die Uebel, welche

che ihnen die Gegenſtände ihrer Befriedigung entziehn.

Das was man ein leidenſchaftliches Gemüth nennt, iſt von dem Gemüthe, worin eine gewiſſe Leidenſchaft herrſcht, noch unterſchieden. Jenes iſt in Abſicht weit mehrerer Gegenſtände, aber in einem geringern Grade, unruhig und ungeduldig: dieſes iſt eines weit größern Ungeſtüms, aber nur bey wenigen Gegenſtänden, fähig. Da das erſtere in einer größern Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens ſeinen Grund hat: ſo iſt es auch überhaupt zu größern Abwechſelungen des Zuſtandes und zu ſchnellern Uebergängen von einem äußerſten zum andern aufgelegt. Es iſt bey kleinen Veränderungen der äußern Umſtände bald trotzig, bald verzagt, — ſtolz oder niedergeſchlagen, — vor Freuden, oder vor Verdruß außer ſich. Gemeiniglich ſteht die Ungeduld des Menſchen, bey Widerwärtigkeiten, im Verhältniſſe mit der Unmäßigkeit ſeiner Luſt und ſeiner Selbſterhebung, in glücklichen Umſtänden.

Dieſem allen entgegengeſetzt iſt der ruhige Charakter, — ſich ſelbſt immer mehr gleich — und eben deßwegen, auch bey unangenehmen Zuſtänden, von der Zufriedenheit, dem Mittelpuncte des Gleichgewichts in der Seele, nicht ſo weit entfernt.

fernt. Bey Uebeln, die ſeine äußre Lage, ſein Eigenthum und ſeine Ehre betreffen, empfindet er das Bitterſte derſelben, die Kränkung der gedemüthigten Eigenliebe, weniger. Und wenn das Leiden ſeine Perſon angreiſt: ſo iſt die Ruhe und Gleichgültigkeit, zu der er gewöhnt iſt, ſchon derjenigen Faſſung, welche die Geduld erfordert, ähnlicher, und ſie hervorzubringen geſchickter.

Ich habe ſchon geſagt, daß niemand geduldig leiden kann, der nicht geduldig zu warten verſteht. Einem kalten und etwas phlegmatiſchen Temperamente aber wird das Warten leichter. In der That ſieht man oft ſtille, zurückhaltende, und ſogar blöde ſcheinende Menſchen, bey Krankheiten und in ſchweren Unfällen muthig werden, und einen Charakter der Standhaſtigkeit annehmen, indeß Männer, die im übrigen Leben die kraftvollſten und unerſchrockenſten ſchienen, dann ſich unruhiger oder zaghafter, als gewöhnliche Menſchen beweiſen. Es ſcheint, die verborgene, ſchlafende Kraft der erſtern wird durch den heftigen Reitz erweckt: die ſchon überſpannte Kraft der andern durch noch größre Aufforderungen ertödtet.

3. Ich komme endlich zu denjenigen Beförderungsmitteln der Geduld, die vom Menſchen ſelbſt abhängen. Sie liegen entweder in ſeiner Aufführ

rung und ſind Folgen ſeiner freyen Handlungen und Uebungen: oder ſie liegen in ſeinen Betrachtungen, und ſind Folgen ſeines Nachdenkens.

Zuerſt iſt nichts, was die Geduld im Leiden ſo ſehr befördert, als das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Alle Uebel ſind Werkzeuge der Zerſtörung, nagen am Leben des Menſchen, und führen, wenn ſie ihre größte Höhe erreicht haben, zum Tode. Wenigſtens verſetzen ſie alle das Gemüth in einen Zuſtand, welcher der Empfindung der untergehenden Natur ähnlich iſt. Dasjenige alſo, was bey Annäherung des Todes, was im Alter und in Krankheiten zur Geduld nützlich iſt, und die Heiterkeit des Gemüths befördert: das trägt auch gewiß das Seinige bey, alle andere Leiden des Lebens zu lindern. Nun iſt aber in jenen Zuſtänden nichts ſo kräftig, das Gemüth bey einer gewiſſen Ruhe zu erhalten, als wenn man von Vorwürfen, die man ſich ſelbſt zu machen hat, frey iſt, — auf ſein vergangenes Leben als auf einen mit nützlichen oder doch unſchuldigen Handlungen angefüllten Zeitraum zurückſehen kann, — und von ſeinem Gewiſſen, ſo wie von ſeinen Zeitgenoſſen, das Zeugniß eines unſträflichen Lebens erhält. Die Geduld, die aus dieſer Quelle entſpringt, oder auch nur mit dieſer Ueberzeugung verbunden iſt, hat ih-

ren eigenthümlichen Charakter: ſie iſt die lieblichſte und ehrwürdigſte von allen Arten der Geduld. Wie einnehmend iſt, zum Beyſpiel, der Anblick eines heitern Greiſes, der, trotz der Gebrechen, der Schwäche und der Beſchwerden hoher Jahre, durch ſeine Zufriedenheit mit der Art, wie er die vergangene Zeit angewandt, und mit dem Gebrauche, den er von ſeinen jetzt verlornen Kräften gemacht hat, in einem frohen Selbſtgenuſſe erhalten wird.

Es iſt zwar wahr, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Uebeln, die, wie das Alter und die Schwäche, in bloßen Entbehrungen beſtehn, und zwiſchen ſolchen, die poſitiven Schmerz verurſachen. Ueberhaupt können Vorſtellungen des Verſtandes und moraliſche Empfindungen bey jenen mehr, als bey dieſen, ausrichten. Dort darf nur das mangelnde Vergnügen durch ein anderes erſetzt werden, — und dieſen Erſatz können einem verſtändigen und guten Menſchen ſeine eigenen Tugenden verſchaffen. So hat alſo auch das gute Gewiſſen, und der Rückblick auf eine mit Ehre vollendete Laufbahn, nicht gleiche Gewalt, dem auf ſeinem Krankenlager gequälten Greiſe ſeine Schmerzen zu lindern, als dem auf ſeinem Lehnſtuhl angefeſſelten, ſchmerzloſe, aber freudenleere Stunden mit angenehmen Em-

pfindungen und Ideen auszufüllen. Indeß iſt doch der Einfluß, wie der Ruhe des Gemüths überhaupt, ſo insbeſondere derjenigen, die aus dem Bewußtſeyn, ſeine Pflichten erfüllt, oder doch nach der Tugend geſtrebt zu haben, entſteht, — auf die Erleichterung aller Arten von Uebel, und ſelbſt des körperlichen Schmerzes unſtreitig und ſehr begreiflich.

Zuerſt iſt, wie ich ſchon geſagt habe, eine ſchon zuvor bey guten Tagen in der Seele herrſchende Ruhe und Gleichmüthigkeit, eine nothwendige Bedingung, ohne welche es ſehr ſchwer wird, die Leiden, wenn ſolche eintreten, geduldig zu ertragen. Vorwürfe aber, die man ſich ſelbſt macht, beſtürmen das Gemüth ſehr, und machen es zu allen Arten von Leidenſchaften fähig. Selbſtzufriedenheit hingegen iſt ein Balſam, welcher lindert und ſtärkt, und die Seele weniger verwundbar macht. Man gebe nur Acht, wie leicht der mit ſich Unzufriedne auch gegen andre in Zorn geräth; wie ſanftmüthig hingegen, auch gegen Beleidigungen, derjenige iſt, welcher eben durch vollbrachte rühmliche Thaten, oder Arbeiten in ſeinen eignen Augen erhoben wird. Was bey den Kränkungen, welche Menſchen uns anthun, der Zorn iſt, das iſt bey den Schlägen des Schickſals die Ungeduld. Auch dieſe letztern ſetzen

das Gemüth in größre oder kleinere Unruhe, nach dem Maße als es zuvor ſchon zerrüttet, oder in Ruhe war. Nichts aber kann dieſen Ruheſtand des Gemüths auf eine dauerhaftere Weiſe beſtimmen, als Vorſtellungen, welche ſich auf das eigne Selbſt des Menſchen beziehn, die ihm alſo immer beywohnen, oder ſich bey der kleinſten Veranlaſſung erneuern.

Dazu kömmt, daß faſt ſo oft, als unangenehme Empfindungen in der Seele ſind, ſich die Empfindung der Reue mit einmiſcht, ſie noch bittrer zu machen. Selten überfällt den Menſchen eine Krankheit, ſelten wiederfährt ihm ein großer Verluſt, oder ereignet ſich ein Sterbefall der Seinigen, ohne daß er ſich eine Menge Möglichkeiten vorſtellt, wie er, bey anders genommenen Maßregeln, bey einer veränderten Aufführung, dem Uebel hätte vorbeugen, und den Verluſt vermeiden können. Dieß iſt oft Täuſchung. Es kann ſehr ungerecht ſeyn, ſich Vorwürfe zu machen, daß man nicht nach Einſichten gehandelt hat, die man erſt nach dem Erfolge und durch denſelben erlangen konnte. Aber ſo viel ſieht man doch daraus, daß es dem menſchlichen Gemüthe natürlich iſt, bey Empfindungen der Unluſt, an ſeine vergangenen Handlungen zu denken, — das Vernünftige und Pflichtmäßige derſel-

ben zu unterſuchen, und in der Zufriedenheit mit ſeinem Verhalten Troſt, oder in der Mißbilligung deſſelben neue Qualen zu finden. Dieſer rückwärts auf die vergangene Zeit gerichtete Blick des Leidenden, erſtreckt ſich oft viel weiter, als auf die unmittelbaren Urſachen des Uebels. Die Fehler, durch welche man ſich dieſes zugezogen hat, bringen ältere Vergehungen ins Andenken, wodurch vielleicht jene Fehler ſind vorbereitet worden. So wird nach und nach das ganze Leben vor den Richterſtuhl gezogen. Je mehr dieſe Unterſuchungen ins Allgemeine gehen, und über einen je größern Zeitraum des Lebens ſie ſich ausbreiten: deſto verworrener werden die daraus hervorgehenden Anklagen gegen uns ſelbſt: — und je verworrner Vorſtellungen ſind, deſto mehr beunruhigen ſie das Gemüth. Dieß iſt eine Quelle des Mißmuths, die ſich oft, von dem Menſchen ſelbſt unbemerkt, mit der Empfindung ſeines gegenwärtigen Ungemachs vermiſcht, und den Ausdrücken ſeines Schmerzens den Charakter des Unwillens und der Unzufriedenheit giebt, wodurch ſie eigentlich den Nahmen der Ungeduld verdienen. — Ein ſehr empfindlicher Stachel iſt alſo dem Schmerze und dem Unglück benommen, wenn ſie von der Reue und dem Unwillen über uns ſelbſt getrennt

werden können. — Schon das iſt ein großer Troſt, wenn man ſich von der Schuld, das Uebel ſich ſelbſt zugezogen zu haben, frey ſprechen kann. Sogar iſt es für den, der Geduld zu üben ſich vorſetzt, oft eine nothwendige Regel, daß er begangne Fehler, deren traurige Wirkungen er fühlt, zu vergeſſen ſuche, damit er nicht, von dem Verdruſſe über dieſelben außer Faſſung gebracht, neue Fehler begehe, und das gegenwärtige Uebel durch leidenſchaftliche Ausbrüche einer unzeitigen Reue vergrößere. *) Aber wenn nun dem leidenden Menſchen aus der vergangenen Zeit, an die er faſt ſo unvermeidlich erinnert wird, anſtatt Vorwürfe, angenehme Bil-

*) Es giebt eine Pflicht mit ſich ſelbſt Geduld zu haben, die unter gewiſſen Umſtänden eben ſo groß und heilig iſt, als die Pflicht der Selbſtkenntniß und der Reue, von welcher die theologiſche Moral faſt aller Secten ſo viel geredet hat. Der leidenſchaftliche Verdruß über begangene Thorheiten iſt nicht der beſte Weg weiſer zu werden. Eine ruhige Betrachtung derſelben und die Erforſchung ihrer Urſachen iſt freylich nöthig, wenn man in den Stand geſetzt werden ſoll, für die Zukunft beſſere Maßregeln zu nehmen. Aber dieſe iſt nur alsdann möglich, wenn der Menſch, über die Folgen ſeiner Fehltritte, wenigſtens bis zu einer gewiſſen Gelaſſenheit beruhigt iſt.

der von Unſchuld und Tugend, als dem herrſchenden Charakter ſeiner Anfführung, entgegenkommen; — wenn er durch keine großen Vergehungen erſchreckt, — und durch manche Beweiſe ſeiner innern Vollkommenheit erfreut wird: welche Grundlage iſt dieß nicht zu einer ſanften und harmloſen Diſpoſition des Gemüths, die hinwiederum eine eben ſo natürliche Urſache der Geduld iſt, als Unwille und Zorn weſentliche Theile oder Veranlaſſungen der Ungeduld ſind.

Ein zweytes, und das unmittelbarſte Hülfsmittel der Geduld, in ſo fern ſie eine moraliſche Tugend iſt, iſt die freywillige Uebung, — der Vorſatz, — der Gedanke von Pflicht. Alles, deſſen ich bisher erwähnt habe, kann nur als Beförderungsmittel der Geduld angeſehen werden: das eigentliche Principium, woraus ſie entſteht, muß, wenn ſie Tugend ſeyn ſoll, der feſte Wille ſeyn, die Geduld als eine moraliſche Pflicht auszuüben.

Woraus auch der Begriff von Pflicht urſprünglich entſtanden ſeyn mag: — es ſey daraus, daß man eine gewiſſe Art zu handeln für gemeinnützig, oder daß man ſie für edel und der Würde des Menſchen anſtändig erkannt hat: immer iſt es gewiß, daß jener Begriff, und die Ue-

berzeugung, daß etwas Pflicht ſey, auf jeden vernünftigen Mann, und auf den vortrefflichſten am meiſten, Einfluß habe. Bey der Geduld ſind beyde gedachte Verhältniſſe ſehr ſichtbar. Sie iſt die einzige Eigenſchaft, die den Leidenden der Geſellſchaft, in der er lebt, noch liebenswürdig macht, und ihm dagegen ihre Hülfe ſichert. Sie iſt auf der andern Seite der untrügliche Beweis einer moraliſchen Stärke und Erhabenheit des Geiſtes, da ſie den größten Widerſtand, welchem Vernunft und Freyheit ausgeſetzt iſt, überwindet. Die Wirkſamkeit der erſtern kann nicht beſtehn, wo die Vorſtellungen verworren und undeutlich ſind, — wo das Nachdenken geſchwächt und die Aufmerkſamkeit zerſtreut iſt: die Ausübung der letztern findet, unter der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit ſtreitender Begierden, nicht Statt. Das Uebel und der Schmerz aber verdunkeln die Ideen, und ſetzen die Begierden in Aufruhr; — ſie hindern das Freywillige, ſowohl in der Richtung der Aufmerkſamkeit, als in der Lenkung der Neigungen und Handlungen. Die Geduld demnach, die zur Zeit der Schmerzen, auf die Heiterkeit des Kopfs und auf die Ruhe des Herzens losarbeitet, erhält dem Menſchen den Gebrauch dieſer ſeiner beyden edelſten Principien, worauf ſeine mo-

raliſche Würde beruht, wenn irgend etwas fähig iſt, ſie ihm zu ſichern. Sie gehört alſo gewiß unter die Eigenſchaften, die vermöge ihrer innern Vortrefflichkeit gut, und zugleich durch ihre Wirkungen nützlich ſind. Da dieſe Betrachtungen allgemein ſind, und ſich auf das Ganze der menſchlichen Natur beziehen: ſo entſtehet daraus ein Geſetz, das dem Menſchen gebiethet: du mußt geduldig ſeyn. „Die ganze Einrichtung der „Welt,“ ſagt der vernünftige Mann zu ſich ſelbſt, — „iſt ſo gemacht, mein Körper iſt ſo gebaut, der „Einfluß der Elemente iſt von der Beſchaffenheit, „die Verfaſſungen der Geſellſchaft, in welcher, und „die Leidenſchaften der Menſchen, unter denen ich „lebe, ſind von ſolcher Art und von ſolchen Folgen „für meinen Zuſtand, daß es unmöglich iſt, mein „ganzes Leben ohne Schmerz, ohne Krankheiten, „ohne Verdruß und ohne Unfälle zuzubringen. Ich „muß alſo für dieſe Zeiten meines Daſeyns, wo ſo „natürliche und ſo gewiß vorherzuſehende Zuſtände „eintreten werden, eben ſo gut Vorkehrungen treffen, als für jede andre Periode deſſelben. Ich „muß, als ein weiſer Mann, eben ſowohl darauf „denken, wie ich mich auf einem Krankenlager, bey „einem Verluſte meines Vermögens, bey einer „Kränkung meiner Ehre, bey dem Abſterben eines

„Freundes, bey einer Fehlſchlagung meiner Abſich-
„ten ſchicklich betragen werde, als ich darauf den-
„ken muß, wie ich meine Amtsgeſchäfte gut ver-
„walten, mein Haus vernünftig regieren, und der
„Geſellſchaft im Umgange gefallen ſoll. In jene
„Umſtände komme ich eben ſo gewiß als in dieſe.
„Ja es iſt ſogar ungewiſſer, welche Gelegenheiten
„zum Handeln und Thätigſeyn, als welche An-
„läſſe zum Leiden mir bevorſtehn. Ich kann mit
„mehr Sicherheit vorausſehn, daß ich in dem gan-
„zen Laufe meines Lebens zuweilen krank ſeyn, —
„Verdruß oder Betrübniß haben werde, als
„daß ich als Richter, als Arzt, als Lehrer, oder
„auch nur Hausvater und geſelliger Freund werde
„beſchäftigt ſeyn können. Warum ſollte Pflicht und
„Tugend nur allein den activen Theil des menſchli-
„chen Lebens ſich gleichſam zugeeignet haben, und
„dem paſſiven, der eben ſo beträchtlich iſt, fremd
„ſeyn? Warum ſollte ſich Vollkommenheit des
„Menſchen nicht in dieſem eben ſo wohl, als in je-
„nem, zeigen können?“

Aber welches iſt das ſchickliche Betragen im Lei-
den? Und was muß der Menſch thun, um ſich zu
einem ſolchen Betragen geſchickt zu machen?

Daß die Geduld dieſes ſchickliche Betragen ſey;
— daß die vorſätzliche Verminderung der innern Un-

ruhe der Seele bey äußern unangenehmen Eindrü-
cken, — und die dadurch bewirkte Mäßigung oder Zurückhaltung der Ausbrüche des Schmerzes, die Verpflichtung des Leidenden ausmache: das muß dem denkenden Manne ſogleich einleuchten. Es iſt das einzige Zweckmäßige, es ſey, daß man die Linderung des Uebels ſelbſt zu dieſem Zwecke annimmt, oder daß man ihn in die Beobachtung derjenigen Pflichten gegen andre ſetzt, welche noch in dem Zuſtande des Leidens möglich ſind.

Erſtlich. Alle Gedanken und Handlungen des Gemüths, die zur Ungeduld gehören, ſie mögen in Murren oder in Klagen ausbrechen, ſie mögen Unwillen oder Angſt und Niedergeſchlagenheit anzeigen, helfen dem Uebel in unſrer Welt ſo wenig ab, als bey vernünftigen Aeltern dem unartigen Kinde ſein Geſchrey hilft. Wo ſie alſo nicht unvermeidlich ſind, da ſind ſie allemal unvernünftig. Umgekehrt lindert, wie ich ſchon geſagt habe, jede Ruhe, die man ſeinem Körper oder ſeinem Geiſte zu geben weiß, den Schmerz, und macht, wenn Heilmittel zu finden ſind, dieſe kräftiger: oder beſchleunigt, wenn die Natur allein helfen muß, ihre wohlthätigen Beſtrebungen. In Unglücksfällen, zu deren Abhelfung das Nachdenken des Unglücklichen ſelbſt die Mittel ausfindig machen, ſein eigner

Fleiß ſie anwenden muß, verfinſtert die Ungeduld den Verſtand, und ſchwächt alle Geiſteskräfte, ſo wie hingegen Gelaſſenheit und Ruhe des Gemüths dem Menſchen den freyen Gebrauch ſeiner Naturgaben und Geſchicklichkeiten erlaubt. —

Zweytens, wenn der Leidende ein Glied einer größern oder kleinern Geſellſchaft bleibt: ſo iſt der erſte Grund aller Pflichten, die er gegen ſie auszuüben hat, dieſer, daß er Liebe gegen ſie in ſeinem Herzen unterhalte, und Liebe gegen ſie erweiſe. Nun aber kann die Liebe in einem Herzen nicht Platz finden, in welchem die Ungeduld wohnt. Dieſe beyden Empfindungen ſtehen einander entgegen. Die Liebe iſt ein Wohlgefallen an einem Gegenſtande: die Ungeduld iſt ein heftiger Abſcheu. Wo das Böſe ſo innig empfunden wird, iſt die Fähigkeit, das Gute wahrzunehmen, nicht mehr vorhanden. Alles nimmt die Farbe des herrſchenden Affects an. Ungeduld aber hat die Farbe und den Charakter des Zorns, — des Feindes aller Liebe. Daher iſt auch der Ungeduldige immer zugleich unfreundlich. Er beträgt ſich gegen die Umſtehenden gemeiniglich ſo, als wenn ſie Urheber ſeines Uebels wären, oder doch nicht genug thäten, ihn davon zu befreyen. — Dazu kömmt, daß bey der Verwirrung des Ge-

müths, in welche die Ungeduld verſetzt, alles Theilnehmen an andrer Menſchen Angelegenheiten, Freuden und Betrübniß wegfällt. Dieſe Theilnehmung aber iſt durchaus nothwendig, wenn ein Menſch die Pflichten der Geſelligkeit ausüben, und ſeinen Nebenmenſchen nützlich oder angenehm werden ſoll.

Was muß man aber lernen, was muß man thun, um ſich zu dieſem, in Zeiten des Leidens allein ſchicklichen, — und alſo pflichtmäßigen Betragen fähig zu machen?

Die erſte Vorbereitung dazu iſt ohne Zweifel die öftere Erinnerung und die lebhafte Einprägung jener Vorſtellungen und Gründe ſelbſt, welche die Verbindlichkeit zur Geduld erweiſen. Je mehr man davon überzeugt iſt, daß es zum Charakter eines edlen und guten Mannes eben ſo ſehr gehöre, das Böſe, wenn es unvermeidlich iſt, zu ertragen, als es zu hintertreiben, wenn man kann, und das Gute, wo ſich Gelegenheit dazu findet, zu befördern; — für je unverbrüchlicher man die Vorſchrift der Vernunft und Natur erkennt, ſich der Klagen, die nichts helfen, und des Murrens, welches eine Undankbarkeit gegen die empfangnen größern Wohlthaten in ſich ſchließt, zu enthalten, und ſeine noch übrigen Kräfte, die man durch Ungeduld vollends

verzehren würde, auf die Abwendung des Uebels zu richten: deſto mehr wird man in ſich ſelbſt Stärke und Muth zum Kampf gegen das Uebel finden. Es iſt unglaublich, wie viel durch Vorſtellungen, ſelbſt gegen körperliche Eindrücke ausgerichtet werden kann, wenn ſie der Seele ſehr geläufig und tief eingeprägt ſind.

Dieſe Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Geduld führt zweytens natürlicher Weiſe auf Uebungen derſelben. Dieſe Uebungen beſtehn in öftern freywilligen Proben der Geduld, die man bey den kleinern und alltäglichen Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens, der Geſchäfte und des Umgangs ablegt. Wer die Geduld wirklich für eine ſchätzbare, und ſo unentbehrliche Eigenſchaft hält, daß er nicht glaubt, ohne ſie, mit Ehren und gutem Anſtande, bis ans Ende ſeiner Laufbahn gelangen zu können: der wird ohne Zweifel ſchon heute jeden, auch den kleinſten Anlaß ergreifen, ſie zu beweiſen. Er wird ſich die ſo ſchwer zu ertragende lange Weile des Wartens dadurch erleichtern, daß er ſich ſagt, dieß ſey die erſte und am häufigſten wiederkommende Lection der Geduld; und er habe, wenn er ſie mit guter Laune aushalte, mehr dadurch gewonnen, als er durch den Verluſt der Zeit einbüße. Er wird, wenn er einen ganzen Abend im Spiel ſchlechte

Charten bekömmt, ſich das gewöhnliche Klagen nicht erlauben. Er wird kleine körperliche Schmerzen ſtillſchweigend ertragen, ohne den Anweſenden etwas merken zu laſſen. Er wird bey einem Geſchäfte, das ihm verdrießlich zu werden anfängt, oder bey einem Geſpräche, das ihn ermüdet, aushalten, bloß um das Aushalten zu lernen. Kurz, er wird ſich nicht gleich aus jeder unangenehmen Lage, auch wenn er es könnte, herauszureißen ſuchen, — ſondern oft durch das Bewußtſeyn, etwas ſchweres überwunden, und ſich ſtandhaft bewieſen zu haben, für den Mangel des Vergnügens, dem er entſagte, oder für wirklich verdrießliche Empfindungen, die er ertrug, ſich ſchadlos gehalten glauben.

Ich komme zu dem letzten, und in der That wichtigſten Hülfsmittel der Geduld, das mit dem vorhergehenden, — der Ueberzeugung von ihrer Pflichtmäßigkeit — aufs genauſte zuſammenhängt. Dieſes Hülfsmittel iſt die religiöſe Tugend, die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott, und aus der Hoffnung einer beſſern Zukunft entſteht.

Wenn uns die Einrichtung der Natur etwas gebiethet, ſo iſt dieſes Geboth bloß Zwang, ſo lange wir die Natur als leblos betrachten, oder

bey

bey den Mittelurſachen ſtehen bleiben. Aber wenn ein geiſtiges und noch dazu ein wohlthätiges und weiſes Weſen jene Einrichtung gemacht hat: ſo iſt die darin für uns liegende Regel ein moraliſches Geſetz; ſie iſt die Leitung eines höhern Führers, — der Rath eines einſichtsvollern Freundes. Die Pflicht ihr zu gehorchen wird größer, und die Belohnung gewiſſer.

Der, welcher ſagt, es iſt ein Gott, ſagt zugleich, die Welt hat einen Zweck, und dieſer Zweck iſt die Glückſeligkeit der empfindenden Geſchöpfe. *) Dem Dinge, welches nichts empfindet, iſt alles gleichgültig. Bey ihm findet alſo keine Abſicht Statt. Es iſt daher nicht Eigenliebe, ſondern es iſt Vernunft und Wahrheit, daß wir in uns und in den uns ähnlichen Weſen, — das heißt, in denen, die ſich ihrer bewußt ſind, und von andern Dingen Vorſtellungen haben, — den Endzweck der Schöpfung finden. Unluſt und Leiden iſt an und für ſich dieſem Endzwecke zuwider. Wir ſehen auch, daß alle urſprünglichen und regelmäßigen Einrichtungen der Natur auf Wohlſeyn abzielen, und Wohlſeyn hervorbringen. Der ganz

*) Man ſehe die Anmerkung am Ende dieſer Abhandlung.

natürlich gebaute Körper eines Menſchen iſt zu-
gleich der geſunde, ſtarke und behende Körper. In
der Seele ſelbſt iſt der natürliche Zuſtand eben ſo
viel, als der Zuſtand der Heiterkeit und der Freude.
In dem Laufe der materiellen Natur, ſind die gro-
ßen, — aufs allgemeine und immerfort wirkenden
Kräfte, wie z. B. die Bewegung der Geſtirne, die Ab-
wechſelungen der Jahreszeiten, u.ſ.w. Urſachen des Le-
bens und des Vergnügens. Alle die Naturveränderun-
gen hingegen, welche Tod, Untergang und Schmerz in
der thieriſchen Schöpfung verurſachen, als Erdbeben,
Ungewitter und Stürme, ſind local, zufällig, veränder-
lich, nach Zeit und Ort eingeſchränkt, und ſcheinen
gewiſſermaßen Abweichungen von der Natur, Aus-
nahmen von der Regel zu ſeyn.

Von dem Begriffe Gott kann alſo die Vorſtel-
lung nicht getrennt werden, daß die ganze Natur
unaufhörlich zu unſerm Wohl arbeite. Wenn wir
nun aber doch Unluſt und Schmerz antreffen: ſo
müſſen ſie mit der Freude und der Glückſeligkeit,
auf irgend eine, wenn auch für uns noch ſo verbor-
gene Art, zuſammenhängen.

Das Gute und Böſe in der Welt nach Er-
fahrungen zu berechnen, iſt für uns unmöglich.
Aber wenn wir einen Gott glauben: ſo iſt das Re-
ſultat davon a priori ſchon ausgemacht; — das

Gute muß das Böſe weit übertreffen; — es ſey nun, daß das Gute vorangehe, das Böſe begleite, oder auf daſſelbe und aus demſelben folge. Die beyden erſten Ideen können dazu dienen, unſer Gemüth vor zu finſtern Darſtellungen der gegenwärtigen Welt und unſrer Schickſale in derſelben zu bewahren: aber nur die letzte kann uns poſitiven Troſt im Unglücke gewähren.

Auf die Zukunft iſt der Blick des Unglücklichen vornehmlich gerichtet. Die Erinnerung, daß er glücklich geweſen ſey, kann ihm die Ungerechtigkeit ſeiner übertriebnen Klagen beweiſen: aber nur die Wahrſcheinlichkeit, daß ihm Glückſeligkeit noch bevorſtehe, kann das Gemüth deſſelben wirklich erheitern. Dieſe Wahrſcheinlichkeit kann in beſondern Fällen gegründet ſeyn auf die Natur des Uebels, auf die Beyſpiele ehemaliger Errettungen, auf die erprobte Wirkſamkeit der Hülfsmittel, auf das Gefühl unſrer eignen Geiſteskräfte, endlich auf unſer fröhliches Temperament. Wo dieſe Stützen ſtatt finden: da hält ſich der Menſch natürlicher Weiſe an ſie zuerſt, weil ſie der Sinnlichkeit näher liegen. Aber wie viele Uebel im Leben giebt es, wo ihn alle dieſe Gründe der Hoffnung verlaſſen! Unheilbare Krankheiten, ein immerwährend ſiecher Körper, angeerbte Armuth und Niedrigkeit, —

am meiſten Armuth mit Krankheit verbunden, — kurz alle Uebel, die das Leben ſelbſt angreifen, oder ſich über das ganze Leben erſtrecken, erlauben keine ſolche fröhlichen Vorausſehungen, die auf Erfahrungen gegründet wären. Hier kann die Wahrſcheinlichkeit einer noch bevorſtehenden beſſern Zukunft nur aus Principien der Vernunft hergeleitet werden. Nur die allgemeinen Geſetze und Ordnungen, die ſich auch über unſer Leben hinaus erſtrecken, können uns tröſten, wenn innerhalb der Gränzen deſſelben keine Verbeſſerung unſrer Umſtände zu erwarten iſt. Aber von dem Einfluſſe dieſer in Ewigkeit fortwirkenden Naturgeſetze auf uns, — von ihrer Beziehung auf unſer Wohl oder Weh, haben wir ohne Religion gar keine Verſicherung. Vielmehr iſt alsdann, wenn die Elemente und deren mechaniſch wirkende Kräfte, die einzigen, oder die urſprünglichen Principien aller Erfolge in der Welt ſind, — da wir dieſen Elementen und dieſen Kräften ganz gleichgültig ſind, — nichts anders zu erwarten, als daß zu allen Zeiten ihre nachtheiligen und verderblichen Einflüſſe auf uns, den wohlthätigen und nützlichen wenigſtens gleich ſeyn werden. Oder vielmehr die Natur der Dinge belehrt uns alsdann über die Zukunft gar nicht: und wir können auf nichts in derſelben rechnen, als auf das, was wir

aus der Aehnlichkeit der bisherigen Fälle zu erwarten gewohnt worden ſind. Wenn aber Verſtand und Güte, wenn intellectuelle und geiſtige Kräfte, ähnlich denen, deren Natur und Richtung wir aus uns ſelbſt kennen, ſich in die Anordnung des Weltganzen miſchen; wenn ſie ſogar die erſten und vornehmſten Urſachen ſeines Baues und ſeiner Revolutionen ſind: dann iſt es möglich, auch etwas von einer Zukunft zu wiſſen, die wir niemahls erfahren haben, — und dieſes Etwas iſt tröſtlich. In der Natur ſolcher Kräfte liegt zugleich die Beſtimmung des Ziels, auf welches alle ihre Wirkſamkeit gerichtet iſt. Dieſes Ziel iſt die Glückſeligkeit aller Weſen, die einer Glückſeligkeit fähig ſind, und alſo auch der unſrigen. Wenn es möglich iſt, daß wir nach dem Tode noch leben und Gutes genießen können: ſo iſt es in einer Welt, die von einem Gott regiert wird, zu erwarten, daß wir leben und Gutes genießen werden.

Hier kömmt nun die zweyte Lehre der Religion, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, der von dem Daſeyn Gottes zu Hülfe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe derſelben auszuführen. Ich will nur des einzigen Punctes erwähnen, daß die Exiſtenz Gottes die Unſterblichkeit unſrer Seele wahrſcheinlich macht, ſo wie jene ge-

wiß ſchwankend wird, wenn dieſe aufgegeben wor⸗den iſt. Iſt ein ewiges lebendiges, denkendes, und nach Vernunft handelndes Weſen vorhanden: ſo iſt Leben, Denken und vernunftmäßige Thätig⸗keit, eines ewigen Daſeyns oder einer immerwäh⸗renden Fortdauer fähig; — ſo ſind dieſe Kräfte et⸗was ſelbſtſtändiges und für ſich beſtehendes, und nicht vorübergehende Formen und Zufälligkeiten andrer Subſtanzen. Umgekehrt, wenn es gewiß wäre, daß Leben und Geiſt im Menſchen, an wel⸗chem wir allein dieſe Gegenſtände durch Erfahrung kennen, an den Bau und die Geſtalt unſers Kör⸗pers geknüpft ſey, und mit demſelben zerſtört werde, ſo würde alle Analogie wegfallen, nach welcher wir es wagen, ein lebendiges und geiſtiges Weſen, ohne menſchliche Form und von ewiger Dauer, anzunehmen.

Daß nun dieſe beyden großen Grundlehren, wenn ſie durch Ueberzeugung in der Seele befeſtigt, und durch das öftere Andenken an dieſelben ihr ge⸗läufig geworden ſind, ſehr viel über ſie vermögen, ſie in Gefahren herzhafter und im Leiden ſtandhafter zu machen: das beweiſen die unzähligen Beyſpiele von Menſchen, die durch Religion in den Stand ge⸗ſetzt worden ſind, Dinge zu ertragen und Unterneh⸗mungen auszuführen, welche die Kräfte der Natur

in ihrem gewöhnlichen Zuſtande zu übertreffen ſchie- nen. In jeder Religion liegen jene Sätze zum Grunde. Und in welche Form ſie auch durch das Dogma oder die Gebräuche einer jeden eingekleidet ſeyn, — mit welchen Zuſätzen von Aberglauben und Philoſophie ſie auch vermiſcht ſeyn mögen: ſo ſind ſie es doch eigentlich, welche dem übrigen Sy- ſtem den lebendigen Geiſt einhauchen, durch den es fähig wird, auf das menſchliche Gemüth ſo ſtark zu wirken. Gehorſam und Unterwerfung, oder Furcht und Hoffnung, — das müſſen immer die Triebfedern ſeyn, wodurch irgend eine Religion den menſchlichen Geiſt ſpornen, oder die Feſſeln, wodurch ſie die Leidenſchaft bändigen ſoll. Jene Unterwerfung und jener Gehorſam gründen ſich auf den Gedanken von einem Schöpfer und Herrn der Welt, der zugleich der unſrige iſt. Dieſe Hoffnung oder dieſe Furcht gründen ſich auf den Gedanken von einem künftigen Zuſtande, worin Gutes und Böſes uns bloß nach dem Willen jenes unſers Herrn zu Theil werden wird.

In der That, welche Geſchichten zeigen uns wohl mehr Beyſpiele von übermenſchlicher Kühn- heit in Gefahren, und übermenſchlicher Geduld unter Martern, als die Geſchichten der Enthu- ſiaſten in allen Religionen? Was konnten die

erſten Chriſten nicht alles erdulden? Und was konnten die erſten Nachfolger Muhammeds nicht alles durchſetzen? Aber auch in Zeiten und unter Menſchen, wo die Religion mehr die Beſchäftigung des ruhigen Verſtandes, als der Einbildungskraft und der Leidenſchaften iſt: findet man nicht immer, daß, — wenigſtens bey dem zahlreichern, niedrigen Theile der Menſchen, bey denen nicht Stolz oder Ehrgeitz die Stelle von Principien erſetzen können, — die frömmſten Menſchen auch zugleich die geduldigſten ſind; daß die Religion es iſt, welche bey unerwarteten Unglücksfällen vor Verzweiflung bewahrt, bey langwierigen Uebeln aufrecht erhält, und beſonders im Tode Muth einflößt? Und wenn ſich endlich zuweilen in der Seele eines Weiſen dieſe Principien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerey, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moraliſchen Bildung, und mit dem Selbſtvertraun der Unſchuld und der Gemeinnützigkeit vereinigen: welche augenſcheinlichen Vortheile hat ein ſolcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke, vor allen, die gleiche natürliche und erworbene Waffen gegen daſſelbe, aber nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben: und welches noch weit

edlere Schauſpiel giebt nicht ſein Sieg über das Uebel! In dieſer auf Liebe und Vertrauen gegen eine unſichtbare Weisheit und moraliſche Güte gegründeten Gemüthsruhe, in der mit Andacht verbundnen Geduld, liegt eine Erhabenheit, welche die Standhaftigkeit des bloß über die ſittliche Welt ſpeculirenden Philoſophen, oder des durch bloße Uebung abgehärteten Mannes nicht hat.

Wenn dieſe Erfahrungen zweydeutig wären: ſo würde uns die Natur der Religion und des menſchlichen Geiſtes belehren, daß die Sache ſo ſeyn müßte. Durch zwey Betrachtungen ſtärkt die Religion den Muth und die Geduld des Gottesverehrers. Erſtlich, indem ſie ihm die ſtärkſte Vermuthung giebt, daß in dem Uebel ſelbſt eine Urſache des Guten liege, — daß auf das Elend Glückſeligkeit folgen, und dieſe überwiegend groß ſeyn werde. Zweytens, indem ſie ihm die Ergebung in den göttlichen Willen als eine Hauptpflicht und als die edelſte Eigenſchaft des menſchlichen Geiſtes vorſtellt.

Der größte Wunſch des Leidenden iſt zwar, gerade von dem Uebel, deſſen Schmerz er fühlt, befreyet zu werden. Die Hoffnung, die ihn am meiſten ermuntert, iſt ohne Zweifel die, zu derjenigen Glückſeligkeit wiederhergeſtellt zu werden, die

er kennt, die er ſchon genoſſen hat, und deren Verluſt ſeinen jetzigen Zuſtand traurig macht. Der Kranke will geſund, der Arme will wohlhabend ſeyn. Jeder will leben und in dieſer Welt gute Tage ſehen. — Dieſen Wunſch kann die Religion nicht befriedigen: dieſe Hoffnung kann ſie nicht gewähren; — um deſto weniger, je aufgeklärter ſie iſt. *) Indeß wenn eines Menſchen einzelne und aufzuzählende Wünſche alle befrie-

*) Die unerleuchtete Frömmigkeit glaubt in der Religion Mittel zu finden, beſtimmte Güter dieſes Lebens zu erhalten, oder beſtimmte Uebel abzuwenden: aber mit der Reinigung der Grundſätze der Religion fallen dieſe Hoffnungen hinweg. Man iſt der Schwärmerey nahe, wenn man, bey ſeinem Gebete, die Erhörung des particulären Wunſches, den man Gott vorgetragen hat, erwartet: und man iſt ſchon in den Stricken des Aberglaubens, wenn man eine äußere Religionshandlung, z. E. den Genuß des h. Abendmals, in der Abſicht vornimmt, einen ſolchen Wunſch zu erhalten. Die Erfahrung belehrt den vernünftigen Gottesverehrer von der Eitelkeit dieſer Erwartungen, und ſein fortgeſetztes Nachdenken überzeugt ihn, daß er auch keine Gründe hatte, dergleichen Anſprüche zu machen. Aber allerdings liegt in dieſer aufgehoben Beziehung der wahren Religion auf beſtimmte Güter und Uebel dieſes Lebens, die Urſache, warum ſie bey gemeinen Menſchen kälter iſt und weniger wirkt, als die falſchen, unreinen, mit Aberglaube und

digt ſind, oder ihm die Hoffnung zu allen abge⸗ſchnitten iſt: ſo bleibt ihm doch noch das Verlan⸗gen nach höherer Glückſeligkeit überhaupt übrig. Auch ohne die Hoffnung dieſes oder jenes beſondern Gutes, kann ihn noch die Verbeſſerung ſeines Zu⸗ſtandes im Allgemeinen tröſten. Und dieſer in der menſchlichen Natur ebenfalls liegende Wunſch kann nur auf Gott gerichtet ſeyn: nur Gott kann dieſer zwar unbeſtimmten aber nie verſiegenden Hoffnung Nahrung geben.

Wenn der Gedanke von unendlicher Macht mit gleicher Weisheit und Güte in Einem Weſen ver⸗bunden; — wenn der Gedanke von der Beziehung dieſes Weſens auf uns, als erſten Urhebers unſers Daſeyns, und Anordners unſrer Schickſale, in der Seele lebhaft wird: ſo kann es nicht fehlen, ſie muß bloß durch ihn beſänftigt werden, wenn ſie aufgebracht, und erheitert werden, wenn ſie nieder⸗geſchlagen iſt. Es iſt eben ſo, als wenn ſich ihr ein Freund näherte, aber einer, deſſen Uebergewicht an Verſtand und Vermögen Ehrfurcht, mit Folg⸗ſamkeit verbunden, auflegte, indeß ſein unbegränz⸗

Schwärmerey vermiſchten Religionen, die ſich anmaßen den Menſchen unmittelbar und auf ſeine Weiſe glück⸗lich zu machen.

tes Wohlwollen das höchſte Zutrauen einflößt. Es iſt ungewiß ob dieſer hohe Freund gerade dem Uebel, welches uns drückt, werde abhelfen können und wollen. Aber das iſt unſtreitig, daß er uns gern glücklich und froh ſehen möchte; — daß er von Anbeginn der Welt dazu alle Anſtalten gemacht hat; — und daß er, um ſeine Abſicht zu erreichen, alle Kräfte der Natur in ſeinen Händen hat. — Der Begriff Gott vereiniget alles Gute, was in der Natur iſt, unter einem gemeinſchaftlichen Geſichtspuncte. Es ſind nicht zerſtreute Zufälligkeiten, ſondern es iſt ein allgemeiner zuſammenhängender Plan, durch welchen uns und allen Menſchen Leben und Glückſeligkeit zu Theil wird. Alles Gute fließt aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, dem Verſtande und Willen dieſes Weſens, aus. In der Glückſeligkeit, als dem letzten Ziele, vereinigen ſich alle Operationen der Natur. Dieſes giebt der ganzen Welt eine höhere Würde, und zugleich ein fröhlicheres Anſehn: eine Empfindung, wodurch auch unſre Leiden, wenn ſie uns nicht ganz betäuben, erträglicher werden.

Außer dem vermehrten Troſt aber giebt die Religion noch eine vermehrte Verpflichtung geduldig zu ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß die Pflichtmäßigkeit der Geduld daraus erhellt, weil ſie das ein=

zige ſchickliche Betragen beym Leiden iſt. Aber wenn kann wohl der vernünftige Mann dieſe Schicklichkeit mit vollerer Ueberzeugung einſehn; — wenn kann er die Geduld für eine zu ſeiner Natur ſo paſſende Tugend, und die Ungeduld für eine ihm ſo übelſtehende Leidenſchaft erkennen, als wenn er ſelbſt, mit ſeinen Schickſalen, unter der Direction der höchſten Güte und Weisheit zu ſtehen glaubt; und wenn er in der Zukunft eine glückliche Auflöſung der Schwierigkeiten erwartet, von denen er hier beängſtiget wird.

Alle Pflichten, die wir aus der Religion herleiten, ſind darauf gegründet, daß wir wollen ſollen was Gott will. Nun will aber Gott nach den Begriffen, die wir uns von ihm machen, zweyerley. Er will erſtlich dieſe Einrichtung der Welt, die wir ſehen. — Denn ſonſt würde eine andre vorhanden ſeyn: — oder wir müßten ihm keinen Einfluß auf dieſelbe zuſchreiben, wodurch der Begriff der Gottheit vernichtet würde. Er will zweytens das Wohl empfindender und denkender Weſen. Dieß lehren uns die für ſie ſo wohlthätigen Einrichtungen der Natur: und dieß lehrt uns die Natur eines vollkommenen Geiſtes. Wenn unſer Wille alſo mit dem göttlichen übereinſtimmen ſoll: ſo müſſen wir mit der Welt, die er gemacht hat, zufrieden ſeyn;

und wir müſſen den Menſchen, welchen er wohl will, Gutes thun. Zufriedenheit und Gemeinnützigkeit, — das ſind nach meiner Meynung die beyden Hauptbeſtandtheile, welche, ſo wie den guten moraliſchen Charakter überhaupt, ſo insbeſondere den religiöſen ausmachen. Jenes iſt die leidende: dieſes die thätige Tugend. Jene nimmt alles, was dem Menſchen durch die Wirkung äußerer Urſachen wiederfährt, ſo auf, wie ſie es aufnehmen muß, da es von der Urquelle alles Guten, dem einſichtsvollſten und beſten Weſen, herkömmt. Dieſe wirkt in allem, wo der Menſch frey handelt, ſo wie er wirken muß, wenn die Geſchöpfe ſeines Willens und ſeiner Kraft mit der göttlichen Schöpfung in Harmonie ſeyn, und wenn ſeine Abſichten ſich mit den Abſichten der höchſten Güte vereinigen ſollen.

Zufriedenheit aber mit den Einrichtungen der Welt, mitten im Zuſtande des Leidens: das iſt Geduld; — und die höchſte edelſte Geduld, weil ſie auf die weiteſten Ausſichten und die erhabenſten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet iſt. Sie iſt auch die ſicherſte und aushaltendſte, weil ſie in einer Diſpoſition des Gemüths beſteht, die ſich auf alle Zuſtände des Lebens bezieht, und in allen geübt werden kann. Der, welcher

ſich gewöhnt hat, ſich ſelbſt, ſein Leben, und alle Vorfälle deſſelben immer als einen Theil derjenigen Welt, die das gute Werk eines guten Gottes iſt, zu betrachten, in deſſen Gemüth wird überhaupt eine größere Gleichmüthigkeit herrſchen. Seine Fröhlichkeit bey glücklichen Umſtänden wird nicht übermüthig ſeyn: denn die religiöſe, dankbare Freude iſt ernſthaft und beſcheiden. Sein Schmerz bey widrigen Zufällen wird ihn, ſo lange er ihn nicht völlig übermannt, nicht ungeberdig und unwillig machen: denn die Ehrfurcht vor ſeinem Schöpfer macht ihn demüthig und ſtille. — Und kann es wohl eine höhere Vollkommenheit des Menſchen geben, als dieſe, wenn er bey allen abwechſelnden Zuſtänden ſeines Lebens ſich feſt an das Gute hält, — es zu befördern ſucht, ſo lange er ſeine Kräfte brauchen kann, — und es in Gott, der Urquelle deſſelben, aufſucht, ſobald er, ohne ſelbſt wirken zu können, ſich den Veränderungen, die in ihm vorgehn, leidentlich überlaſſen muß.

Ich ſchließe dieſe Abhandlung mit einer Betrachtung, welche die Tugend, von der ich rede, in ihrer allgemeinſten Beziehung, und alſo unter

dem Geſichtspuncte anſieht, von welchem ihr aufs ganze Leben ſich weit verbreitender Einfluß, ihr Zuſammenhang mit unſrer geſammten Vollkommenheit, und folglich ihre Würde und ihr Nutzen am beſten erkannt werden. Dadurch werden, glaube ich, alle, aus ſpeciellen Erfahrungen des menſchlichen Lebens geſchöpften, Gründe und Erklärungen, noch ein neues Licht und ihre volle Beſtätigung erhalten.

In allen Operationen der Seele, deren wir uns bewußt ſind, wobey alſo unſre Glückſeligkeit intereſſirt iſt, läßt ſich ein leidender und ein thätiger Theil unterſcheiden. Jener geht vor dieſem vorher, und ſcheint nothwendig, ihn zu erwecken. Dieß iſt die Geſchichte unſers Denkens, dieß iſt die unſrer Begierden und unſrer Handlungen: dieß iſt die unſers ganzen Lebens. Zuerſt geſchehen die Eindrücke der Dinge auf uns: und dann wirken wir auf ſie zurück. Unſre Kraft, ſich ſelbſt überlaſſen, ſcheint todt zu ſeyn, und erwacht erſt, wenn ſie von etwas äußerm gereizt wird. So iſt ſchon in den Wahrnehmungen der Sinne, der Grundlage aller Kenntniß und alles Nachdenkens, der äußre Stoß, den Licht, und Luft, und Salze auf unſre Organe, und durch dieſe auf unſer Ich, das empfindende Weſen, thun, — und dann die dadurch erweckte Aufmerkſamkeit des Geiſtes, die das Wahrnehmen dieſer

Bewegung hervorbringt, klar zu unterſcheiden. — Schon daraus, daß jede der höhern Verſtandeskräfte nur den Stoff bearbeitet, welchen die ſinnlichen Wahrnehmungen liefern, iſt es klar, daß auch ihre Activität nicht ohne vorhergegangene leidentliche Affectionen anfing, daß ſie nur eine Zurückwirkung gegen vorher empfangne Veränderungen äußern. Aber es wird bey der ſpeciellen Betrachtung der Sphäre und der Functionen einer jeden dieſer Fähigkeiten noch ſichtbarer. Die Erinnerungskraft muß aufgefordert werden, durch die Aehnlichkeit oder Verwandſchaft der gegenwärtigen Eindrücke mit den Ideen, die ins Gedächtniß zurückkommen ſollen. Der Witz und der Scharfſinn müſſen durch die Neuheit und den Glanz der Gegenſtände, oder durch witzige und ſcharfſinnige Ideen andrer Menſchen hervorgelockt werden, wenn ſie aus ſchlafenden Fähigkeiten zu Kräften werden ſollen, die etwas hervorbringen; und ſie müſſen jedesmahl aufs neue durch dieſelben Mittel gereitzt werden, wenn ſie, — auch ſchon zu wirklichen Talenten ausgebildet, — ſich lebhaft äußern ſollen. Der nachdenkende Verſtand ſelbſt, obgleich in ſeinen Operationen unſer Ich am meiſten von dem Seinigen hinzuthut, wendet ſeine Aufmerkſamkeit doch nur dahin, wohin eine vorhergegangene leb-

Bayerische Staatsbibliothek München

haftere Empfindung ſie gezogen hatte. Bey den Begierden und beym Willen iſt die Vermiſchung von Leiden und Handeln, die in unſrer ganzen Natur bemerkt wird, noch ſichtbarer. Das Vergnügen kitzelt vorher, und der Schmerz ſticht oder brennt früher, ehe wir dem Gegenſtande des erſten zueilen, und uns von den Urſachen des andern zurückziehn. — So iſt es auf allen Stufen der Begierde, bis zu dem letzten und gleichſam reifſten und vollkommenſten Reſultate derſelben, einer freyen Handlung. Innere Reitze, durch Einwirkung äußerer Gegenſtände veranlaßt, ſind es, welche unſre Thätigkeit erwecken. Folgt die Thätigkeit auf den Reitz augenblicklich und unmittelbar: ſo iſt die Begierde ſinnlich. Wirkt aber dieſer Reitz zuerſt auf das Nachdenken, und durch eine Reihe von Ideen auf den Willen: ſo wird ſie mehr und mehr vernünftig. Ob es ein Ziel gebe, wo dieſe unſre zuerſt durch Leiden erweckte Thätigkeit zuletzt die Oberhand behält, und nun in ihre Wirkungen nichts mehr von dem Beytrage äußrer Urſachen einmiſcht, wodurch ſie anfangs beſtimmt wurde: iſt noch nicht ausgemacht. Gewiß iſt es, daß die Sittlichkeit und die Tugend ſich dieſem Ziele nähert, und daß in ihr die Wirkſamkeit des vernünftigen Geiſtes am freyeſten und unabhängigſten erſcheint.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aber um von dieſen allgemeinen Betrachtungen auf die beſondere der Tugend, von der ich handle, zurück zu kommen, ſo iſt ein Reſultat jener Betrachtungen zu bemerken. Wenn zu allen unſern Thätigkeiten vorhergehende leidentliche Eindrücke gehören, und, nach der Natur unſrer Seele, jede Action eine Miſchung von erlittenen Veränderungen und hervorgebrachten Wirkungen iſt: ſo wird in der gehörigen Proportion zwiſchen dem Leiden und Thun, zwiſchen der Stärke der Eindrücke, die auf uns geſchehn, und der Kraft, welche wir haben entgegen zu wirken, zwiſchen der Heftigkeit der Reitze, die unſre Talente und Begierden aufwecken ſollen, und zwiſchen der Stärke und dem Umfange unſrer Vernunft, der vornehmſte Grund unſrer Vervollkomnung, und zugleich das Maß der Glückſeligkeit liegen, deren wir genießen. In der That finden wir den Menſchen unvollkommen und unglücklich, wo dieſes Gleichgewicht auf die eine oder auf die andre Weiſe geſtört wird.

Sind der Gegenſtände, die auf ihn durch ſinnliche Bilder, oder durch Vergnügen und Schmerz wirken, zu wenig; oder wirken ſie nicht lebhaft und unterſcheidend genug, um einen, nach der Natur des Menſchen überhaupt, oder nach ſeiner individuellen Natur, hinlänglichen Reitz hervorzubringen: ſo ent-

ſchlummert der Menſch in Unthätigkeit und Träg-
heit; er bleibt ein halbes Automat. Und da er den
Genuß ſeiner ſelbſt nur durch Handlungen hat, wie
er auch nur durch dieſe ſeinen Zuſtand verbeſſern
kann: ſo bleibt er alsdann ſowohl an Werth und
Würde, als an Genuß und Vergnügen, hinter
ſeines Gleichen zurück. — Eben um dieſer Urſache
willen gehört auch das eigentliche Leiden, Noth und
Unglück zu den Erziehungsmitteln des Menſchen,
und zu den Vorbereitungen ſeiner Größe und ſeiner
Glückſeligkeit. Die dicke materielle Rinde des gro-
ben ſinnlichen Menſchen, muß auch grobe und em-
pfindliche Stöße leiden, wenn ſie durchdrungen
werden ſoll, um dem innern Strahle der Vernunft
und der Moralität eine Oeffnung zu verſchaffen,
wodurch die äußern Gegenſtände mit ihm in Ver-
bindung treten. Die tägliche Noth, welche dem
Menſchen das immer wiederkehrende Bedürfniß
von Hunger und Durſt machte, war das erſte, was
ihn zum Aufmerken auf die ihn umgebende Natur
brachte, und ihn in Bewegung ſetzte, einen Zweck
durch Mittel zu erreichen. Aber die weit größre
Noth, welche die Unfruchtbarkeit der Erde, die
Rauhigkeit der Jahrszeiten, die Naturrevolutio-
nen, endlich die Wildheit und Grauſamkeit andrer
Menſchen ihm verurſachten: dieſe erweckten ſeine

Vernunft noch weit kräftiger. Sie waren es allein, welche ihn dahin brachten, den erſten großen Schritt zur Vervollkommnung aller Seelenkräfte zu thun, und in eine bürgerliche Geſellſchaft zu treten. Auf jeder Stufe der bürgerlichen Cultur verfolgen den Menſchen neue Unglücksfälle, — Empörungen und Kriege: und aus jedem zieht er immer neue Vortheile, indem er in Aufſuchung der Waffen und Hülfsmittel gegen die Uebel, auf Dinge aufmerkſam wird, die ihm zuvor gleichgültig waren, und ſich um Fertigkeiten bewirbt, die, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, ſeiner Trägheit viel zu viel Aufopferungen gekoſtet hätten.

Auf der andern Seite, wenn die Einwirkung der Dinge von außen zu ſtark iſt für die Kraft, welche dadurch ſoll ins Spiel gebracht werden: ſo iſt Ohnmacht und Unthätigkeit dieſer letztern die Folge. Das Active im Menſchen erliegt unter den leidentlichen Veränderungen ſeines Weſens, wenn ſolche zu vielfach oder zu gewaltſam ſind; und der Geiſt wird unfähig zu handeln, wenn er zu viel und zu ſtark empfindet. — Dieß iſt ſogar den Geſetzen des organiſchen Körpers gemäß. Ein mäßiger Reitz belebt die Muskelfiber, ein zu heftiger ertödtet ihre natürliche Beweglichkeit. Aber noch weit ſichtbarer iſt es bey allen Actionen, mit denen Vor-

ſtellungen vergeſellſchaftet ſind, und die alſo dem Geiſte, wenigſtens zum Theile, angehören. Licht gehört nothwendig zum Sehen, aber ein zu blendender Glanz macht blind und verhindert es. Ohne bewegte Luft hören wir nichts: ein zu heftiger Schall betäubt. So wecken Empfindungen und Leidenſchaften das Nachdenken: aber die ungeſtümen und zu ſehr angreifenden verdunkeln den Verſtand, und bringen den Ideengang zum Stilleſtand.

Insbeſondre gilt nun dieß von denjenigen leidentlichen Veränderungen, die Schmerz verurſachen, weil ſie an ſich der Natur nicht gemäß ſind. — Wenn Noth und Gefahr den Muth eines Mannes ſtählt, ſeine Geiſteskraft erhöht und ſeine Tugenden in ihr rechtes Spiel bringt: ſo iſt es nur eine ſolche Noth, welche er zu ertragen oder zu überwinden vermag, bey welcher er noch Ausſichten und Hoffnungen behält, und die mit Zwiſchenräumen des Vergnügens, oder doch der Ruhe und der Schmerzloſigkeit, abwechſeln. Allerdings wachſen Nationen mitten unter Feinden, Kriegen und Verwüſtungen zur Cultur und zur Macht empor: aber andre ſind auch durch die Uebermacht des ſie verfolgenden Schickſals, durch zu oft wiederhohlte, von der Natur oder den Menſchen angerichtete Verwüſtungen,

dumm, elend und thieriſch geworden. — Wenn gewiſſe, und nur wenige Völker des Erdbodens, durch die ganze Reihe möglicher Fortſchritte, bis zu einer vollkommnern Geſetzgebung, bis zu einer feinern Sittlichkeit, bis zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, der ſpäteſten Frucht des menſchlichen Geiſtes, durchgedrungen ſind: ſo liegt die Begünſtigung des Schickſals, welche ihnen dieſe Vorzüge zu eigen gemacht hat, gewiß in dieſer gleichern und weiſern Austheilung von Unglücksfällen und Succeſſen, von Niederlagen und Siegen, von widrigen Natur- und politiſchen Begebenheiten, die ſie nöthigten, zu Abtreibung des Uebels, oder zu Wiederherſtellung des Schadens, allen ihren Verſtand und ihren Fleiß aufzubiethen, und von unerwartet günſtigen Ereigniſſen, welche dieſen Fleiß belohnten, indem ſie zugleich den ſinkenden Muth wieder belebten. In dieſer Schule wurden die Griechen erzogen. Auf dieſem Wege gelangten die Römer zu ihrer Größe. Um nur eines Umſtandes unter den vielen zu erwähnen, auf welche dieſer Geſichtspunct leitet: alle die kriegeriſchen Nationen, welche plötzliche und große Eroberungen, ohne großen Widerſtand zu finden, gemacht, und alle ihre Nachbarn vor ſich hingeſtreckt haben, wie die Mongolen unter Dſchinkiskhan und Timur, ſind durch ihre Succeſſe

weder viel glücklicher noch viel klüger geworden. Aber die Römer, die mit gleichen Rivalen zu kämpfen hatten, und langſam, unter vielen ausgehaltenen Stürmen und erlittenen Niederlagen, emporſtiegen, wurden wirklich durch ihre Siege größer und edler; d. h. ſie lernten durch den Krieg, dieſes ihnen ſo gut gelingende, aber doch ſehr mühſame und oft ſchmerzhafte Handwerk, Weisheit, die auch im Frieden angewendet werden konnte, und erlangten Tugend, deren Werth und Wirkung ſich weiter, als auf die Ueberwindung der Feinde, ererſtreckte.

Iſt nun das Leiden dem Menſchen nöthig, um ſeine vernünftige Thätigkeit, das wahre menſchliche Leben, und die Quelle aller ſeiner Vorzüge und künftigen Genüſſe, zu erwecken; iſt es aber auch nothwendig, daß die Paſſion mit der Action in Verhältniß ſtehe, wenn nicht das, was Reitz und Hülfsmittel ſeyn ſollte, Urſache der Unterdrückung und der Vernichtung werden ſoll: ſo fragt ſichs nun, wofern der Menſch ſelbſt etwas über ſich vermag, die Eindrücke der Dinge auf ſich zu modificiren: was iſt, in Abſicht dieſes leidentlichen Theils ſeiner Veränderungen, ſeine Pflicht, und was iſt ſeine Tugend? Der Menſch, der immer erſt afficirt werden muß, ehe er ſeine Spontaneität äußern

kann; der oft ſchmerzhaft afficirt werden muß, wenn in ſeine freye Handlungen eine gewiſſe Energie kommen ſoll; der aber unter den ihn aufgedrückten Modificationen, das Eigenthümliche ſeines Weſens und ſeine Vollkommenheit verliert, wenn das Gefühl, und beſonders das unangenehme Gefühl, in ſeiner Seele die Oberhand über die deutlichen Ideen bekömmt: — welche Anlage hat ſich ein ſolcher Menſch, in Beziehung auf die Dinge, welche ſtarke Eindrücke auf ihn machen, und beſonders auf die, welche er Uebel und Unglücksfälle nennt, weil ihr Eindruck gewaltſam, und alſo ihm unangenehm iſt, zu wünſchen? Und auf welches Ziel muß er wohl hinarbeiten, wenn er vorſätzlich der Natur zu Hülfe kommen will? Mich dünkt, dieſe Tugend, die wir hier ſuchen, dieſe dem Menſchen zu wünſchende Anlage des Charakters, dieſes ihm vorzuſteckende Ziel iſt durch kein Wort der Sprache ſo nahe auszudrücken, als durch den Nahmen der Tugend, von der wir hier reden, Gelaſſenheit und Geduld. Der gewöhnliche Sinn dieſer Wörter iſt eingeſchränkter: aber die Natur der Sache verträgt, und verlangt ſogar, eine weitere Ausdehnung. Es kömmt nähmlich alles darauf an, dem Uebermaße in den paſſiven Veränderungen zu wehren, dem erſten Stoße der auf uns

wirkenden Dinge das Erſchütternde zu benehmen, das uns niederwirft, anſtatt daß wir bloß in Bewegung geſetzt werden ſollten, — und in allen Fällen, wo wir ſtark afficirt werden, unſre eigne freye Thätigkeit aufrecht zu erhalten. Dieß iſt eben ſo ſehr beym Vergnügen, als bey der Unluſt, — bey der Bewunderung, wie beym Schrecken, bey dem Glanze lebhafter Senſationen, als bey dem Ungeſtüme der Leidenſchaften und Begierden, nöthig. — Allenthalben, wo in unſerm Erkenntniß- oder Begehrungsvermögen, durch fremde Kraft etwas gewirkt wird: da muß dieſe Wirkung mäßig und der uns möglichen Reaction angemeſſen ſeyn, oder ſie muß freywillig von uns gemildert werden, wenn nicht der Stoff, der uns dadurch zum Denken und Handeln geliefert wird, ungenützt bleiben, und ſelbſt uns ſchädlich werden ſoll. — Die Regel, welche uns dieſes befiehlt, iſt von dem erſten Moment an, da die Menſchen ſich mit der ſittlichen Vollkommenheit abgaben, und auf Mittel zu Erreichung derſelben dachten, anerkannt, und ſchon in den älteſten Sinnſprüchen der Weiſen auf mannichfaltige Art ausgedruckt worden. Das μηδὲν ἄγαν, das ne quid nimis, das nil admirari, — dieß alles bezieht ſich auf dieſen einen Punct; ſeine Freyheit unter den Einwirkungen der Objecte,

welche Begierden erwecken, und die Klarheit ſeiner Verſtandesbegriffe unter den Senſationen der Dinge, welche die Sinne und die Einbildungskraft lebhaft füllen, zu erhalten. Gelaſſen und ſtark in allen dieſen Fällen ſeyn, iſt eine Gabe der Natur: ſich gelaſſen machen, iſt das Beſtreben des Weiſen und Tugendhaften. Und zwar da es ein doppeltes Mittel giebt, von einem Stoße weniger zu leiden: entweder ihm eine harte Oberfläche entgegenſetzen, an der er ſich bricht, — oder eine nachgebende, an welcher er abgleitet: ſo iſt das Unerſchütterliche des Geiſtes, das aus ſeiner Stärke entſteht, von derjenigen Ruhe, die aus der Gelaſſenheit, und gewiſſermaßen aus dem Nachgeben, entſpringt, zu unterſcheiden. Beyde Eigenſchaften ſind wünſchenswürdig: und die erſtre bringt vielleicht noch mehr Großes hervor; ſie zeigt wenigſtens eine edlere und kraftvollere Natur an. Aber ſie iſt auch dafür faſt ganz das Werk der Natur. Was der Menſch ſelbſt durch freyen Willen und durch Uebung am erſten thun kann, um ſich von dem ſinnlichen Eindrucke der auf ihn einſtürmenden Dinge nicht überwältigen und beherrſchen zu laſſen, iſt, daß er ihnen weicht und ſich in ſeine Schranken zurückzieht; — daß er ſich mit ſeinen Gedanken an

ein noch höheres Weſen wendet, als das iſt, wel- ches ihn jetzt blendet, oder erſchüttert; — mit ei- nem Worte, daß er ſich an die Maßregeln derje- nigen Tugend hält, wovon hier die Rede iſt, und die Betrachtungen oft erneuert, welche bey ihr zum Grunde liegen. So iſt es z. B. gewiß das beſte Mittel, die Vorſtellungen von dem, was uns bewundernswürdig vorkömmt, ein wenig zu verkleinern, und die Hoffnungen und Beſorgniſſe, in Abſicht reitzender oder ſchreckender Gegenſtän- de, um etwas herabzuſtimmen, wenn wir mit der Idee des Univerſums und ſeines Urhebers be- kannt, — und die einzelnen Dinge und Vorfälle, die uns im Leben aufſtoßen, gegen den Zuſam- menhang aller Dinge und aller unſrer Schickſale, und gegen die Verbindung aller unſrer Zwecke zu halten und darnach zu meſſen gewohnt ſind.

Die Geduld in der Noth iſt eine Unterart jener allgemeinen Mäßigung der Empfindungen, von der ich rede. Sie iſt gewiß die Grundlage aller Tugenden, die ſich in dem Zuſtande des Leidens ausüben laſſen. Denn da alle auf der Beſonnenheit beruhn, und den freyen Gebrauch der Vernunft vorausſetzen: ſo iſt ihre erſte Bedin- gung, daß, durch die Heftigkeit des Uebels, die Be- ſonnenheit nicht geraubt, und die Vernunft in

ihren Functionen nicht geſtört worden ſey. Und dieſe Wirkung des Uebels zu verhüten, muß die Empfindung deſſelben gemäßigt ſeyn. Die verdrießlichen und traurigen Bilder, die durch die Aſſociation unwillkürlich ſich zu der Empfindung geſelleten, und am meiſten beytragen, das Gemüth zu benebeln oder es niederzudrücken, müſſen beyſeite geſchafft und durch vorſätzlich erweckte fröhlichere verdrängt werden. Das innere unruhige und zweckloſe Entgegenſtreben, das die unangenehme Empfindung, welche dadurch weggeſchafft werden ſollte, nur verſtärkt, muß unterdrückt werden. Dieß alles umfaſſet die Tugend des Geduldigen. Er ſchränkt ſich gleichſam bloß darauf ein, zu leiden: — das zu empfinden, was er als leidentlichen Eindruck nicht vermeiden kann. Aber er entfernt mit größtem Fleiße alle Einbildungen, alle Ideen, die nur mechaniſch, vermittelſt des Körpers und der Organiſation, oder nur durch Aehnlichkeit mit der Empfindung zuſammenhängen. So macht er Raum für andre Ideen, die freyer und geiſtiger, aus der eignen Kraft ſeiner Vernunft entſtehn, und mit den Endzwecken derſelben zuſammenhängen. Indem er den krampfhaften Zuckungen wehrt, in die ſein Begehrungsvermögen durch den Reitz verſetzt wird, verſchafft er den beſſern Triebfe-

dern, die auf den Willen des Geſunden und Vernünftigen wirken, ihren gewohnten Einfluß wieder. Mit einem Worte, der Geduldige ſucht den natürlichen Zuſtand des Gemüths, den das Uebel geſtört hat, ſo weit es ihm möglich iſt, wieder herzuſtellen. Die Bemühung darnach iſt ohne Zweifel das, was die Vernunft dem Leidenden am deutlichſten befiehlt: und das Gelingen derſelben iſt augenſcheinlich das, was den Leidenden am glücklichſten macht, ſo lange das Uebel ſelbſt nicht gehoben werden kann.

Anmerkung zu Seite 81. *)

Ich glaube nicht, daß ich Urſache habe, mich, in dieſer ganz praktiſchen Materie, in den theoretiſchen Streit, ob moraliſche Vollkommenheit, oder ob Glückſeligkeit der letzte Zweck der Schöpfung ſey, einzulaſſen. Diejenigen, welche das erſte behaupten, getrauen ſich doch nicht, die Glückſeligkeit von der Tugend auf ewig abzuſondern. Sie wollen zwar, daß die Beobachtung des moraliſchen Geſetzes, ganz ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit, der einzige Endzweck für den Menſchen ſey, daß ſie als der einzige Endzweck des Schöpfers angeſehen werde. Aber ſie betrachten demohnerachtet die Tugend unter dem Geſichtspuncte, daß ſie dem vernünftigen Weſen, welches ſich dadurch unterſcheidet, die Würdigkeit verleihe, glückſelig zu werden. Sie ſind ſogar einig, daß der Tugendhafte, bey ſeinem uneigennützigen Gehorſam gegen das Sittengeſetz, jenen Geſichtspunct nie aus den Augen verlieren könne noch dürfe. Nicht dürfe, ſage ich, weil er ſonſt den Uebergang in die unſichtbare Welt, den zur Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes und von der Unſterblichkeit, gänzlich verlöre, die doch, nach der Theorie dieſer Philoſophen ſelbſt, durchaus nothwendig iſt, dem moraliſchen Syſtem Halt und Feſtigkeit zu geben. Der Tugendhafte ſtrebt alſo, dieſen Principien zufolge, unaufhörlich darnach, der Glückſeligkeit würdig, aber

— in ſo fern er wahrhaft tugendhaft iſt, — nie darnach, glückſelig zu ſeyn. Er denkt ſich zwar ſeine Folgſamkeit gegen das Sittengeſetz immer in der Beziehung auf das Wohlſeyn, mit welchem ſie eine natürliche, in der Vernunft gegründete Verbindung hat: aber er ſchließt doch dieſes Wohlſeyn gänzlich von ſeinen Endzwecken aus, wenn er jene Folgſamkeit wirklich beweißt. — Ich für mein Theil geſtehe, daß ich dieſe Theilung der Ideen mit meinem Kopfe ſehr wohl begreife, daß ich aber dieſe Theilung der Wünſche und Beſtrebungen in meinem Herzen nicht finde; — daß es mir ſogar unbegreiflich iſt, wie irgend ein Menſch ſich bewußt werden kann, ſein Verlangen, der Glückſeligkeit würdig zu ſeyn, von dem Verlangen nach Glückſeligkeit ſelbſt, rein abgeſondert, — und alſo die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben. Solche feine Unterſchiede der Ideen verdunkeln ſich ſchon im Nachdenken über particuläre Gegenſtände. Aber ſie verliehren ſich gänzlich, wenn es aufs Handeln ankömmt, — wenn ſie auf Begierden und Abſichten angewandt werden ſollen. Je einfacher, ſchneller, und von klaren Vorſtellungen entblößter der Schritt iſt, durch den wir von der Betrachtung der Motive zum wirklichen Handeln übergehn: deſtoweniger iſt es möglich, das beſtimmte Gewicht, welches jedes Motiv hinzugethan hat, den Schritt ſo und nicht anders zu leiten, genau und ſicher zu erkennen. Von einer andern Seite biethen ſich mir noch einige hiervon verſchiedne Betrachtungen an, welche mich hindern mit der Vorſtellungsart der Kantiſchen Philoſophen völlig übereinzuſtimmen, ob ich gleich glaube, daß ſich bey vollſtändiger Entwickelung unſrer Vorſtellungen, in ihrem Weſentlichen,

eine weit geringere Verſchiedenheit, als in ihrer Bezeichnung, finden würde.

Mich dünkt, das Erſte und Allgemeinſte, welches ſich finden muß, wo man einen Zweck, und eine Willensbeſtimmung nach Zwecken annehmen ſoll, iſt: daß das Weſen, in welches der Zweck geſetzt wird, überhaupt das Vermögen habe ſeiner Zuſtände gewahr zu werden; daß es zweytens den Zuſtand, welcher als Zweck angeſehen werden ſoll, oder einen ähnlichen, einmahl wahrgenommen habe; und daß es drittens dieſem Zuſtande, als es ihn wahrnahm, einen Vorzug gab, oder ihn lieber hatte.

Die Sprache hat, leider, nicht Ausdrücke gnug für ſo allgemeine Begriffe: und man muß ſich der Wörter, die ſchon beſtimmteren und concreteren Empfindungen und Begierden gewidmet ſind, bedienen, um dieſe Uranfänge aller Empfindungen und Begierden zu bezeichnen; — eine Sache woraus eben, in dieſem Theile der Metaphyſik, ſo viel Mißdeutung entſteht.

Geſetzt aber auch daß in der wirklichen Reihe der Veränderungen der lebendigen und ſelbſtthätigen Weſen, das Empfinden gegenwärtiger Zuſtände, vor dem Beſtreben nach einem gewiſſen künftigen Zuſtande, nicht vorhergehen dürfte: — (eine Sache, worüber es hier nicht der Ort iſt abzuſprechen,) ſo würde doch gewiß, in der Ordnung der Begriffe, das Wahrnehmen und Unterſcheiden der Zuſtände, — wodurch dem einen vor dem andern ein Vorzug gegeben wird, — vor der Wahl eines unter denſelben, und alſo vor der Vorausbeſtimmung eines gewiſſen Endzwecks vorhergehn müſſen. Ein Zuſtand aber, den ein, mit dem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und ſeiner Zuſtände begabtes Weſen dann, wenn dieſer Zuſtand gegenwärtig iſt und von ihm wahrgenommen wird, andern Arten zu Seyn vorzieht, iſt ein guter Zu-

ſtand. Und eine Reihe ſolcher guten Zuſtände, iſt der allgemeinſte Begriff, den das Wort Glückſeligkeit ausdrücket.

Dieſer Begriff geht alſo vor dem eines Zwecks, und eines Beſtrebens nach dieſem Zwecke, bey jenem Weſen voraus, und liegt bey deſſen Beſtreben zum Grunde. Er iſt alſo auch früher und urſprünglicher im Verſtande, als der Begriff von moraliſchen Zwecken. — In der Succeſſion unſrer Ideen, iſt demnach der Fortſchritt von Glückſeligkeit zur Tugend weit natürlicher als der umgekehrte, nach welchem der Begriff von Tugend uns erſt auf den von Glückſeligkeit führen ſoll. Ein Geſetz ſetzt Motive, Motive aber ſetzen einen vorher wahrgenommenen Unterſchied eines ſchlechtern Zuſtandes von einem beſſern voraus. Dieſer wahrgenommene Unterſchied iſt das Element des Begriffs Glückſeligkeit, der ſich, nach und nach, durch die Menge ſolcher Wahrnehmungen erweitert, und durch ihre Mannichfaltigkeit modificirt. Aus der Glückſeligkeit, im allgemeinſten Sinne des Worts, entſpringen die Motive zu jedem Beſtreben, — alſo auch zur Befolgung des moraliſchen Geſetzes. Ich muß erſt überhaupt wiſſen, daß etwas gut iſt, ehe ich fragen kann, ob die Erfüllung moraliſcher Pflichten unter die Rubrik des Guten gehöre; der Menſch muß eine Triebfeder haben, die ihn in Bewegung ſetzt, ehe man ihm ein Ziel vorſtecken kann, wohin dieſe Bewegung gerichtet ſeyn ſoll.

Ich ſchließe hieraus, 1) daß es erlaubt iſt von der Glückſeligkeit, als dem einzig denkbaren Zwecke der Dinge, zu reden, weil nähmlich ein Zuſtand, der einem des Bewußtſeyns und der Wahrnehmung unfähigen Weſen zugehört, — einer, der zwar in einem ſeiner ſelbſt bewußtſeyenden Weſen exiſtirt, aber nie von ihm wirklich wahrgenommen worden; oder endlich der,

als er in einem ſolchen Weſen gegenwärtig war und von ihm wahrgenommen wurde, keinen ſolchen Eindruck machte, daß er von dieſem Weſen andern Zuſtänden vorgezogen wurde, — weil, ſage ich, ein Zuſtand dieſer Art, unmöglich, unter irgend einem Geſichtspuncte, als Zweck angeſehen werden kann. Ein Zuſtand aber, der von dem Weſen, welchem er zugehört, wahrgenommen, und, vermöge des Eigenthümlichen in dieſem Bewußtſeyn, andern Zuſtänden vorgezogen wird, iſt, nach meinen Begriffen, der Grundſtoff der Glückſeligkeit.

Ich ſchließe 2) daß nicht bloß die denkenden, ſondern alle empfindenden, und, ihre Zuſtände als gut oder böſe unterſcheidende, Weſen fähig und würdig ſind, von einem vernünftigen und moraliſch handelnden Urheber irgend eines Werks, und alſo auch von dem Werkmeiſter oder Schöpfer der Welt, als Zwecke angenommen zu werden. So wie ich, von der einen Seite, in dem Leb- und Empfindungsloſen, an ſich betrachtet, nichts entdecke, was gut oder ſchlecht, ſchön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen genannt, und durch irgend einen Ausdruck des Vorzugs oder der Herabſetzung bezeichnet zu werden verdiente; — ſo wie ich einzuſehen glaube, daß alle Epithete dieſer Art, welche wir einzelnen Dingen aus der Körperwelt, oder der ganzen lebloſen Natur beylegen, ihnen bloß in d e r Beziehung zukommen, welche ſie auf die lebendigen, der Vorſtellung und des Bewußtſeyns fähige Weſen haben, (es ſey, inſofern ſie zur Erhaltung oder Zerſtöhrung derſelben beytragen, oder inſofern ſie auf die Sinne, den Verſtand, oder die Einbildungskraft derſelben, der Natur dieſer Kräfte gemäß, oder ihr entgegengeſetzt, wirken): ſo dünkt mich, von der andern Seite, daß das ganze Reich der lebendigen und empfindenden Weſen ohne Unterſchied, — ihre Vorſtellungen mögen ſich zu einem höhern oder mindern Grade der Deutlichkeit erho-

ben, — ihre Triebe ſich zu einer mehr oder weniger vollkommnen Moralität entwickelt haben, — das eigenthümliche Gebieth jener Ideen, des Guten und Böſen, ausmache. Wo ein Weſen iſt, das den einen ſeiner Zuſtände mit Wohlgefallen, den andern mit Widerwillen anſieht: da ſind auch andre vernünftige Weſen, welche dieſes bemerken, berechtigt, jenen Zuſtand und ſeine Urſachen als gut zu betrachten, dieſen, nebſt dem, was ihn hervorbringt, unter die Claſſe des Böſen zu rechnen; — ja, da ſind ſie verpflichtet, die Beförderung jenes Guten, die Verhüthung oder Verminderung dieſes Böſen, unter ihre Endzwecke aufzunehmen. Und mit dieſer Theorie, die aus den erſten Urbegriffen des Guten und des Zwecks hergeleitet iſt, ſtimmen auch die gemeinen Begriffe, und die natürlichen Empfindungen guter Menſchen zuſammen, die, da ſie ſich gewiſſe Pflichten gegen die Thiere auflegen, da ſie an den Schickſalen derſelben einen, dem Mitleiden und der geſelligen Freude ähnlichen, Antheil nehmen, bezeigen, daß ſie dieſelben und ihr Wohl und Weh von ihren Endzwecken nicht ausſchließen, und daß ſie das Daſeyn und das Wohlſeyn der Thiere mit zu dem Syſtem von Glückſeligkeit rechnen, nach welchem ſie auch über den Endzweck der Welt urtheilen.

Die Erörterung dieſer Begriffe würde hier am unrechten Orte ſtehn, wenn nicht eine in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neueſten, und jetzt mit vielem Recht allgemein geſchätzten Philoſophie, ohne hinzugeſetzte Rechtfertigung deſſelben, dem Verfaſſer den Vorwurf zuziehn könnte, als wenn er die neuern Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft vernachläßiget hätte, — einen Vorwurf, der bey den Verehrern derſelben, auch dem Wahren und Brauchbaren, was er möchte geſagt haben, ihre Aufmerkſamkeit entziehen könnte.

II.

Ueber die Moden.

[illegible] mehr oder weniger [illegible] haben, — [illegible] Begriff des Guten und Böſen, [illegible]. Wenn [illegible] den andern mit Widerwillen [illegible], da ſie [illegible] welche [illegible] Beyſpiel [illegible] als [illegible] und [illegible] die Beſtimmung [illegible] dieſer [illegible] Und mit dieſer [illegible] Begriffen des Guten und des Böſen [illegible] Begrif-fe [illegible] Empfindungen guter Menſchen [illegible] gewiſſe Pflichten gegen die Thiere [illegible], da ſie an den Schickſalen [illegible], dem [illegible] der geiſtigen Freude [illegible] Antheil [illegible] bezeigen, daß ſie dieſelben [illegible] Wohl und [illegible] nicht ausſchließen [illegible] daß ſie [illegible] Thiere mit zu dem [illegible] von Glückſeligkeit rechnen, nach welchem ſie auch über den Entwurf der Welt urtheilen.

[illegible] Begriffe würde hier am [illegible] Orte ſtehn, wenn nicht eine in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der [illegible], und jetzt [illegible] allgemein geſchätzten Philoſophie, ohne [illegible] Rechtfertigung deſſelben, dem Verfaſſer den Vorwurf zuziehn könnte, als wenn er [illegible] Fortſchritte unſrer Wiſſenſchaft vernachläſ-ſigt hätte, — [illegible] dem Leſer [illegible] zu machen, daß er nicht [illegible] könnte.

In jeder enger verbundnen Geſellſchaft entſteht unter den Gliedern derſelben, außer der Gleichförmigkeit, welche die Natur hervorgebracht hat, oder die von der Aehnlichkeit ihrer Lage, von dem Gemeinſchaftlichen ihres Geſichts- und ihres Wirkungskreiſes herkömmt, auch noch eine neue, durch Nachahmung. Dieſe Nachahmung iſt zum Theil unwillkührlich. Perſonen, die täglich mit einander umgehn, nähern ſich einander unvermerkt. Jeder verliert gewiſſe Eigenheiten, und nimmt einige Eigenſchaften andrer an. So vereinigen ſich alle zuletzt in gewiſſen mittlern und gemiſchten Charakterzügen, wodurch eben die Sitten dieſer Geſellſchaft beſtimmt werden. Eine andre Art der Nachahmung iſt abſichtlich. Viele bemühn ſich Einem, den ſie für vortrefflich halten, ähnlich zu werden, weil ſie dadurch ihren eignen Werth zu erhöhen hoffen.

Dasjenige, was in jeder Geſellſchaft, ſo wie bey jedem Menſchen, die Wahl beſtimmt, wo unter mehrern Dingen zu wählen iſt, — oder was ſie zu Aenderungen bewegt, wenn ſie alte Einrichtungen

mit neuen vertauſchen, iſt entweder das Gute oder das Schöne. Die Begriffe vom Guten und Böſen, werden, in dem geſellſchaftlichen Zuſtande der Menſchen, beſtimmt durch die Geſetze und durch das Gewiſſen: die Begriffe vom Schönen und Häßlichen, durch den Geſchmack und durch die Mode.

Wie es nähmlich in Abſicht deſſen, was gut, und alſo Pflicht iſt, kleinere Gegenſtände giebt, die durch Geſetze im Allgemeinen nicht entſchieden werden können: ſo giebt es deren auch in Abſicht des Schönen und des Anſtändigen; — Dinge von einer geringern oder einer flüchtigern und wandelbarern Natur, die nach der Empfindung, ſelbſt der am beſten organiſirten und am feinſten unterſcheidenden Menſchen, nicht immer gleichförmig beurtheilt werden. Jene Pflichten alſo und dieſe Schönheiten ändern nach Zeit, Ort und Umſtänden ab. Sie bleiben beyde eigentlich der Beurtheilung eines jeden Individuums in jedem beſondern Falle überlaſſen: ſie werden aber doch unter Menſchen, die an einem Orte, und in mannichfaltigen Verbindungen leben, durch gewiſſe gemeinſchaftliche Regeln angeordnet. Von dieſen ſind die, welche ſich auf die Pflichten beziehn, unter dem Nahmen der Sitten bekannt: die, welche über Schmuck und Anſtand gebiethen,

machen den Gegenſtand meiner Betrachtung, die Mode, aus.

Und hier trennen ſich dieſe beyden bisher verglichnen Sachen. Die Sitten ſind keiner Veränderungen fähig, als ſolcher, durch welche ſie beſſer oder ſchlimmer werden. Alles übrige, was ſonſt noch bey Handlungen, welche Pflichten, wenn auch nur kleinere Pflichten ſind, unbeſtimmt iſt, und alſo veränderlich ſeyn kann, bezieht ſich ſo ganz auf die beſondern Umſtände einzelner Perſonen: daß es nie in der ganzen Geſellſchaft, merkliche und gemeinſchaftliche Abwechſelungen veranlaſſen kann. Die Mode hingegen kann ſich in einem weiten Kreiſe von Abwechſelungen umherbewegen, ohne von ihrem Ziele ſich merklich zu verirren, und ohne der Vollkommenheit viel näher zu kommen. Die Begriffe vom Schönen in Nebenſachen, können ſich unter einer ſo großen und ſo genau verbundnen Anzahl von Menſchen, als die Bürger eines Staats ſind, oft verändern, und doch ſo, daß zu jeder Zeit der größre Theil derſelben in gemeinſchaftlichen Puncten übereinſtimmt.

Dem zu Folge können wir die Mode ſo erklären, daß ſie die zu jeder Zeit herrſchende Meinung von dem Schönen und Anſtändigen in kleinern Sachen iſt, in Sachen, die weder durch Anwen-

dung der Regeln des Geſchmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinſtimmung, regulirt werden können.

Schon dieſe Erklärung zeigt, daß das Gebieth der Mode keine ganz beſtimmte Gränze habe. Nachdem die Menſchen mehr oder weniger Sachen unter die Kleinigkeiten rechnen; nachdem ihr Geſchmack durch Naturanlagen, oder durch Bildung und Kunſt mehr oder weniger fixirt iſt; nachdem ſie mehr auf die Nutzbarkeit und den Gebrauch der Sachen, oder mehr auf die Annehmlichkeit derſelben ſehn; nachdem ſie überhaupt mehr oder weniger Trieb zu Veränderungen haben, oder mehr oder weniger Vergnügen an Neuheit finden: nachdem werden bey ihnen mehr oder weniger Gegenſtände, ohne feſte Regeln, und daher der Herrſchaft der Mode überlaſſen bleiben.

Daß es Moden unter den Menſchen giebt, iſt eine Folge ihrer geſelligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig ſeyn: weil ſie mit einander verbunden ſeyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, iſt ein Abſtand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege ſteht. — Wenn Menſchen einander einmal ſo nahe ſind, daß ſie mit einander

gemeinſchaftlich handeln, oder ſich in Geſellſchaft mit einander vergnügen: ſo iſt es eben ſo wohl eine natürliche Folge ihrer Geſinnung gegen einander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beyſammenſeyns, daß ſie einander ähnlich zu werden ſtreben. Und dieſe Gleichförmigkeit, wenn ſie in einer Geſellſchaft einmal erreicht iſt, wird für jedes neue Glied, das in dieſelbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menſchen gegeben, ſo lange Menſchen exiſtiren. Es giebt deren unter den Wilden. Die Einſchnitte, die ſie ſich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen ſie ſie einreiben, ſind in jeder Völkerſchaft, und oft in vielen Völkerſchaften auf einem großen Erdſtriche, gleichförmig. Wie viele und wie beſtimmte Moden in den Verzierungen ihrer Perſonen und Häuſer ſowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homeriſchen Helden! So wie ſich die Stände von einander abſondern, und ſich die große bürgerliche Geſellſchaft gleichſam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus ſie beſtehn, ſich wechſelsweiſe ſehr nahe kämen: ſo

trennen und vervielfältigen ſich auch die Moden. Ja ſie werden eben ſo gut Mittel der Abſonderung, als der Vereinigung. Der gemeinſchaftliche Ehrgeitz Vieler ſucht ſich eben ſo ſehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen ſind, zu unterſcheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die ſich einander für gleich halten, ſie bewegt, alle Unterſchiede ſo viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieſer aus der Geſelligkeit entſpringende Trieb der Menſchen, ſich einander ähnlich zu machen, iſt nur ein Principium des Willens; dem zu Folge ſie nach Gleichförmigkeit in den ſichtbaren Formen, welche ſie ſich ſelbſt und ihren Handlungen, — oder welche ſie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfniſſen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verſtand oder ihr Inſtinct die Regel her, nach welcher er dieſe Aehnlichkeit jedesmahl beſtimmt? Hier kömmt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit, welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, dem geſelligen Triebe zu Hülfe. Der erſte iſt hinlänglich eine ſchon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen: aber er iſt nicht genug, ſie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb Vieler muß

nähmlich ein gemeinſchaftliches Centrum bekommen. Es muß alſo Einer, oder es müſſen Wenige ſeyn, welche die Augen Vieler auf ſich ziehn, und von ihnen als Muſter angeſehn werden. Dieß würde nicht ſeyn, wenn die Natur eine vollkommene und abſolute Gleichheit unter den Menſchen gemacht hätte, oder wenn ſich dieſelbe in der errichteten Geſellſchaft erhalten könnte. Aber, weil vom Anfange des menſchlichen Geſchlechts an, Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verſtand einen Menſchen vor dem andern, und einige wenige unter einer großen Menge auszeichneten; — und weil, vom Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weiſe einzelne Individuen unterſchied: ſo entſtanden durch beydes im menſchlichen Geſchlechte gewiſſe Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, ſelbſt vortrefflich zu ſeyn, und über andre hervorzuragen, reitzt die meiſten, diejenigen nachzuahmen, die ſie ſchon in dem Beſitze eines ſolchen Vorzugs ſehn. Daher ſind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechſelung ſowohl, als ihre Herrſchaft während ihrer Dauer, iſt größer in einer Geſellſchaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfaſſung eingeführt iſt, als in einer, wo dieſer Unterſchied gar nicht vorhanden iſt oder weniger

beobachtet wird. Die Monarchie iſt der Sitz und die Quelle der Moden: beſonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen emporſteigen. — Denn ein einzelner alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Deſpot, wie es die orientaliſchen ſind, iſt von der Menge zu ſehr entfernt, iſt zu unſichtbar, und zu fürchterlich, um der Gegenſtand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele ſind; jeder Menſch gewiſſe andre über ſich hat, welche ihm nahe genug ſind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe, und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: ſo wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird, von Stufe zu Stufe, unmerklich auf einen gemeinſchaftlichen Punct hingezogen.

Aber zum Weſen der Mode, gehört nicht bloß die Einſtimmung Vieler in denſelben Gewohnheiten oder in der Wahl derſelben Sachen, zu einer und derſelben Zeit, — ſondern auch die Veränderlichkeit dieſer Gewohnheiten und dieſer Wahl in der Folge derſelben. Und wodurch werden dieſe Veränderungen veranlaßt, nach welchen Geſetzen werden ſie beſtimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entſteht aus dem Triebe nach Beſchäftigung, und aus der Thätigkeit des Geiſtes, — aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über daſſelbe, — und endlich aus der National-Induſtrie. Sie iſt bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem dieſe Urſachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden ſind.

1. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen, die nur wenige Ideen, eingeſchränkte Kenntniſſe, einfache und ſtarke Leidenſchaften, und wenig Betriebſamkeit haben, — die ſich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erholen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt iſt, ſind deßwegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil ſie wenig über dieſelben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie ſind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung ſie aus der Ruhe ſtört, die ſie über alles ſchätzen, und weil ſie die Mühe ſcheuen, die es immer anfangs koſtet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder ſich in eine unbekannte Form eines Dinges, deſſen man bedarf, zu ſchicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz

und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, und nach neuen Bildern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verſtand begierig iſt; — eine Nation, die in der Bewegung, im Geſpräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geiſtes, oder in Beſchäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erholung findet: eine ſolche Nation wird auch Kleider, Hausrath, beſonders alles, was zum Schmucke, und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im geſellſchaftlichen Umgange andern zur Schau ausgeſtellt wird, oder ihnen Vergnügen verſchaffen ſoll, oft ändern. Sie ſcheut die lange Weile mehr, als die Mühe: und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn ſie nur durch eine lebhaftere Senſation, dergleichen das Neue immer erregt, ſchadlos gehalten wird, oder hoffen kann eine ſolche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geſchmack finden und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, deſſen wir uns bewußt ſind, und in deſſen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre ſetzen; ſo iſt es eine natürliche Folge, daß wir über dieſe Formen nachdenken, und unſern Geſchmack zu einem Gegenſtande der verſtändigen Beurtheilung und des Räſon-

nements

nements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner abſoluten Regel der Schönheit fähig ſind, räſonnirt, und dieſe Beurtheilung oft erneuert: ſo entſtehen vielerley Ausſichten; ſo zeigen ſich mannigfaltige Geſichtspuncte. Und durch dieſe wird die Vorſtellung vom Schönen, anſtatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten ſollte, ſchwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht, in unſrer Neigung und in unſern Begierden, dem Platz, was durch Pracht die Sinne an ſich zieht. Bald iſt es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geſchätzten Nation, — bald iſt es die größre Zweckmäßigkeit der Sache, welche uns an unſerm Hausgeräthe und unſern Werkzeugen einnimmt, und unſre Wahl beſtimmt. Zu der einen Zeit iſt unſre Aufmerkſamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unſerm Anzuge, wie in unſerm Betragen, bis zum Nachläßigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäßigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir dieſe oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieſes geſchieht nur, weil wir mit

Bewußtſeyn daran arbeiten, uns und unſre Sachen zu verſchönern. Es iſt uns ſehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchſuchen deßwegen alle Beſtandtheile und Verhältniſſe der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu verſuchen, ob wir nicht unſer Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht ſo unruhig und veränderlich ſind diejenigen Nationen in ihrem Geſchmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und beſonders in ihrem Wohlgefallen an demſelben nie ſo weit gekommen ſind, daß ſie die Theorie davon unterſucht hätten. Je weniger man das, was da iſt, beurtheilt: deſto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritiſirt, da verändert und ſtört auch alles den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.

3.) Wenn die Arbeiten der Menſchen ſich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Geſtaltung der Dinge, die zu unſern mannichfaltigen Bedürfniſſen gehören, ſich eigne Künſte und Lebensarten beſchäftigen, die die Quelle des Erwerbs für eben ſo viele Bürgerclaſſen geworden ſind: ſo kömmt das Intereſſe dieſer, der Eitelkeit der übrigen Claſſen zu Hülfe, die Veränderlich-

keit der Moden zu beſchleunigen. Der erſtern genauere Bekanntſchaft und immerwährende Beſchäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfniſſe, welches ſie hervorbringen, erhöht ihre Erfindſamkeit, — entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkeiten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt werden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerkſamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlſtand dieſer Claſſen von der Menge der Arbeiten ab, welche ſie liefern: und es iſt ihnen alſo daran gelegen, daß die Producte derſelben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn dieſe neuen Producte von den alten verſchieden ſind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit verſprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr alſo der Handwerks- und Künſtler-Arbeiten, die man zuſammen mit dem Nahmen der Induſtrie belegt, in einer Nation vorhanden ſind, je mehr die, welche dieſe Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunſt betreiben; je mehr Genie ſie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geſchicklichkeit ſie neue Entwürfe ausführen: deſto unaufhörlicher

wird bey dieſer Nation gearbeitet, die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es ſey zu verbeſſern, es ſey bloß zu vervielfältigen. Und bey dieſem Beſtreben der arbeitenden Claſſen immer neue Modelle für das Modiſche zu fabriciren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden neue Moden anzunehmen, und durch dieſelben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Urſachen liegen in Umſtänden, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzuſetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deßwegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der Nationalmoden von großem Einfluß iſt, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Claſſe den Urſprung nehmen, und von da zu den übrigen herabſteigen. Dieſe Urſache iſt die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigern ſich durch Nachahmung immer an ſie herandrängen, und ſie durch Stolz bewogen werden, ſich immer wieder von denen, die unter ihnen ſind, zu entfernen: ſo wird bey ihnen, die allen Menſchen natürliche Begierde nach dem Neuen, durch Eitelkeit und Hochmuth geſchärft. Das Schöne und

das Zweckmäßige ſelbſt, verliert ſeinen Werth in ihren Augen, ſobald ſie ſich nicht mehr in dem ausſchließenden Beſitze deſſelben ſehn; und Veränderungen, die ſich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen ſchon deßwegen willkommen ſeyn, weil das Neue, wenigſtens eine Zeit lang, nicht das Allgemeine iſt.

Wie ſehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechſelung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus ſehn, daß faſt in jeder Nation der Gang der Abwechſelungen dieſer iſt, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dieß kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunſt mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künſtlers zugleich länger und ſchwerer wird, und alſo auch ſein Lohn größer ſeyn muß. Aber das iſt nicht die einzige Urſache jenes Factums. Da der Reiche der erſte und beſte Kunde des induſtriöſen Mannes und des Erfinders neuer Moden iſt, ſo muß dieſer letztre auf die Neigung deſſelben bey ſeinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rückſicht nehmen. Aber er weiß, daß ſchon die bloße Koſtbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth, in den Augen der Reichen, giebt. Er ſieht, daß dieſe ſo vieles um und an ſich haben, was ganz unnütz

iſt, bloß weil es Geld koſtet, und andern zeigt, wie viel ſie Geld aufwenden können. Er ſchließt alſo, daß ſie ſich noch viel lieber gefallen laſſen werden, daß das, was nützlich iſt, durch außerweſentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künſtlichkeit der Fabrication, koſtbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geſchmack und ihren Reichthum zugleich ſehen zu laſſen.

Vielleicht iſt dieß eine der ſchädlichſten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungsſucht den ärmern Claſſen zum Verderben gereicht. Da es die Reichſten ſind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch dieſe Moden, wenn ſie einmahl herrſchend geworden ſind, auch unter die weniger wohlhabenden Claſſen kommen: ſo werden dieſe durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anſtrengungen über ihr Vermögen verleitet, die ſie zuletzt in Armuth ſtürzen.

So viel von den Urſachen der Veränderlichkeit in den Moden, und von den Graden derſelben. Aber in der Art und Weiſe wie dieſe Veränderun-

gen geſchehn, zeigen ſich ebenfalls gewiſſe Geſetze, deren Entwickelung nicht unnütz iſt, weil ſie die Natur des Menſchen, und den Einfluß des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf ihn, ſchildert.

Der Urſprung neuer Moden kömmt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderiſchen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantaſie, auch noch dasjenige Anſehn oder die Gunſt unter den übrigen Völkern beſitzt, wodurch das von ihr Erfundne dieſen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politiſchen Schauplatze glänzenden, oder in der Cultur fortgeſchrittnen Nationen, und mit der Verbindung dieſer Nationen unter ſich, wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgeſonderter Körper war, von dem, was bey dieſen vorgieng, wenig erfuhr, über das, was ſie hervorbrachten oder thaten, nicht urtheilte; ſo lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeſchränkt war, die es aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte: ſo lange waren alle Bedürfniſſe noch einfach, die Induſtrie eingeſchränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren ſchwer und ſelten. — Wenn, unter rohen und unaufgeklärten Völkern, ein einziges ſich der Kunſt und der Wiſſenſchaft näherte, und

nach Schönheit, in ſeinen Producten und in den Befriedigungsmitteln ſeiner Bedürfniſſe, ſtrebte: ſo ward dieſes, durch ſeinen Charakter und ſeine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem beſtimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieſer Charakter und dieſe Lage ſelbſt einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunſtfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Geſtalt der den Menſchen angehörigen äußern Dinge legten: ſo war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langſam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieſes, im griechiſchen Alterthume. — Wenn aber, (ſo wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa iſt), auf einem Erdſtriche von mittlerm Umfange, eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geſchmack Anſpruch macht, jedes die Verſchönerung der äußern Dinge ſucht, und nach Beförderung des Kunſtfleißes ſtrebt; — wenn dieſe Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſind, und

die eine in kurzem alles zu ſehen und zu hören bekömmt, was in der andern Aufmerkſamkeit erweckendes producirt oder gethan worden iſt: dann iſt, mit dem ſchnellern Umlaufe der Erfindungen, auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieſes Welttheils liefert ſeinen Beytrag zu der allgemeinen Maſſe neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es iſt eine beſtändige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettſtreit der Induſtrie zwiſchen allen Europäiſchen Völkerſchaften. Jede empfängt die aus den Werkſtätten der Fremden kommende Waaren, und giebt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß, ſo wie der Luxus ſich zu gleicher Zeit ſo vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unſrer Reichen und Großen aus ſo vielen Ländern und Naturreichen zuſammengeſucht werden, eben dieſer Luxus auch in einem Reichthume von Abwechſelungen ſchwelgt, und ſich, durch eben ſo mannichfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindſamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber ſo wie die größre Anzahl der Völker, die ſich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechſelungen der Mode beſchleuniget: ſo iſt es hinwiederum, wenn

in dieſer Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigſtens für kurze Zeiträume, Platz finden ſoll, nothwendig, daß unter dieſen wetteifernden und mit einander correſpondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Induſtrie einen Vorzüg vor den übrigen, oder durch ſein Anſehn, es ſey das Anſehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über ſie habe.

In Sachen der Mode wird dieſen Vorzug und dieſes Anſehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geſchicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen iſt: ſondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantaſie mit einem feinen Gefühl des Anſtändigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, ſehr geſellig, und beſonders ſchnell und fruchtbar in Einfällen iſt. So war die Franzöſiſche Nation bis auf unſre Zeit. Auch hatte ſie ſich der Herrſchaft der Moden in Europa ohne allen Widerſpruch bemächtigt. Was die Revolution und die Freyheit aus ihr machen wird, und wie ſich der Ernſt eines bis auf ſeine Fiſchweiber, mit Politik und Regierung, mit Krieg, Frieden und Bündniſſen beſchäftigten Volks, mit dem anmuthigen und gefälligen Leichtſinne vertragen wird,

welcher die Geſetzgeber für den Putz und die Moden in Europa unterſcheiden muß: das wird die künftige Zeit lehren.

Doch, vorzügliche Geſchicklichkeit, die Gabe in dieſem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne in allen ſeinen Abarten zu fühlen, es ſelbſt bis auf die Extreme, wo es ins Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzuſtellen, — dieſe Geſchicklichkeit allein ſichert einer Nation noch nicht die Herrſchaft in den Gegenſtänden der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen weſentlicheren Einfluß, dieſe Nation die Augen der andern auf ſich gezogen, oder ſie ſich gewiſſermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die Franzöſiſche Nation durch ihre Politik, ihre Siege, und durch die Cultur der Wiſſenſchaften gethan: und eben die Urſachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht iſt es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß dieſe Herrſchaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchſt wahrſcheinlich die Herrſchaft der Mode ſelbſt abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur ſo lange,

als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Muſtern dienen können, noch klein iſt. Zu gewiſſen Zeiten ſahen alle modiſche Leute aus allen Ländern, nach Paris, nach London, oder nach irgend einem ſolchen fixen und gemeinſchaftlichen Puncte hin, von wo aus ſie die Beſtimmung ihrer ſchwankenden Wahl erwarteten. Und, indem die einen erfanden und vorſchrieben, die andern ſich aufs Nachahmen und Befolgen einſchränkten, ward aus dem, was an dem Orte ſeines Urſprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angeſehnen Perſon, oder die Ausſchweifung eines Phantaſten war, an fremden Oertern und in entfernten Ländern, Geſetz und Regel, weil dieſe nur unter dem Stempel ausländiſcher Billigung und Empfehlung, das Neue, welches ihnen dargebothen ward, für ſchön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kömmt, — und ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künſtler-Genie und Geſchmack Anſpruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, troz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländiſche, zu erwerben wiſſen: dann wird jede, auch in dem, was ſchön und galant heißt, Erfinderin zu ſeyn anfan-

gen. Wenigſtens werden ſich die Muſter der Nach-ahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern, wird die Europäiſchen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem ſie bis jetzt eingeengt wurden. — Schon ſehen wir ſeit geraumer Zeit die Engliſchen und Franzöſiſchen Sitten ſowohl, als ihr Coſtume, mit einander, bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der Deutſche Kunſtfleiß und der Deutſche Geſchmack treten ſchon als Rivale von jenen auf: und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Na-tionen in dieſem Puncte wieder dahin bringen, von wo ſie zur Zeit der erſten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede ſich freyer ihrem Naturell und ih-rem Genie überläßt; — daß eine von der andern, in dem Außerweſentlichen ihrer Sitten und Klei-dungen, ſich mehr unterſcheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anſtändigen, in der Hauptſache einander näher kommen.

Das, was ich jetzt von Nationen ausgeführt habe, iſt auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geſchmack haben, und dieſe einen entſchiedenen Vorzug, oder ein an-erkanntes Anſehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anſtandes, beſitzen: ſo

richten ſich Viele ſklaviſch nach dieſen wenigen, die Sitten werden pedantiſch einförmig, die Moden mit einer knechtiſchen Genauigkeit nachgemacht. — Insbeſondre, wenn der Mittelſtand in einem Staate, in Erziehung und feiner Geiſtesbildung, hinter dem höhern zurück iſt, ohne daß deßhalb ſeine Eitelkeit, und ſeine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert ſey: ſo wird die Geſetzgebung der Mode bey dieſer Nation ausnehmend heilig, und der Gehorſam gegen ihre Vorſchriften ſtrenge ſeyn. Aber wenn ſich dieſer reiche Bürgerſtand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben ſo empor hebt, wie er an Wohlſtand gewachſen iſt: dann beurtheilen ſeine Kinder und Zöglinge, jeder für ſich ſelbſt, was ihnen wohl oder übel ſteht, was ſie putzt oder entſtellt. Der erſte Schritt verfeinerter Sitten iſt die Nachahmung deſſen, was andre für ſchön halten: der letzte iſt die eigne Wahl deſſen, was man als ſchön erkennt.

Was nun die Gegenſtände betrifft, welche bey geſitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich iſt, unter die Herrſchaft der Mode gehören: ſo ſcheinen ſie mir unter zwey Hauptclaſſen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unſrer körperlichen Bedürfniſſe dienen, oder die geſellſchaftlichen Gebräuche. Jene ſind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck: dieſe ſind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der, im geſelligen Umgange gemeinſchaftlich vorzunehmenden, Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es ſind die verabredeten Zeichen unſrer Geſinnungen gegen andre.

In der erſten Gattung des Modiſchen, giebt es einen höheren Grund der Beſtimmung für die Sache, ein älteres Geſetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieſer Grund, dieſes Geſetz, liegt in der Natur jedes Bedürfniſſes, und in der unveränderlichen und ausſchließenden Schicklichkeit gewiſſer Mittel, daſſelbe zu befriedigen. — Der Menſch will ſich nähren, er will ſeinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung ſeiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungeſtüm der Witterung geſchützt, lichte, geſund, und zu ſeinen verſchiedenen Verrichtungen aptirt ſey; — er will ſich ſo gemächlich und ſo geſchwind als es möglich iſt, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht ſich auf eine kör-

perliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menſchen. Alles was uns umgiebt, und was unſre Wohnungen anfüllt und ſchmückt, ſind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge beſondrer Künſte, ſondern des allgemeinen menſchlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen dieſen Gegenſtänden eine gewiſſe Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speiſen muß innerhalb der Naturproducte ſtehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre Zurichtung muß ſich nach der Natur unſers Geſchmacksſinns, und unſrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Geſtalt unſers Körpers, ſeinen Bewegungen und ſeinen Gefühlen angemeſſen ſeyn. Die Materialien und Form unſrer Häuſer, — wenn ſie durch die weſentliche Natur des Geſchöpfs, das darin wohnen ſoll, weniger beſtimmt ſind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Menſch in jedem Zeitalter, und an jedem ſeiner Wohnorte, erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieſer Ausbildung zu Folge, beſchäftigt iſt.

Aber innerhalb dieſer Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erſtlich,

Erſtlich, die Zwecke ſelbſt, wozu wir die Mittel wählen, verändern ſich, vervielfältigen ſich, werden beſſer von uns erkannt, oder werden wenigſtens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unſre Leibesbeſchaffenheit, je leckrer unſer Gaumen wird: deſto eckler werden wir in der Wahl unſrer Speiſen und deſto ſorgfältiger und erfinderiſcher in der Zurichtung derſelben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper, erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte ſeinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit ſeiner Hände und Füſſe verlangte, einen andern Schnitt geben, als ſie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stilleſitzen liebt. Unſre Häuſer müſſen eine neue Einrichtung bekommen, ſo wie unſre Lebensart ſich verändert, wozu ſie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren ſollen. Jedes neue Geſchäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib, bringt einen neuen Hausrath in unſer Zimmer. Wie leer ſieht es in den Häuſern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die geſellſchaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den geſitteten Ständen der übrigen Europäer, ein unaufhörliches Anſchaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken, iſt doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobne Dach ſchützen auf gleiche Weiſe vor Regen und Schnee. Die Geſtalt des Menſchen läßt es unbeſtimmt, ob ſein ganzer Körper in ein gemeinſchaftliches Gewand von Kopf bis zu Füſſen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied ſeine eigne abgeſonderte Bekleidung bekommen ſoll. — Welche unendliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt ſich unſer Magen gefallen, und findet unſer Körper zu ſeiner Stärkung geſchickt? Auch zu denſelben Verrichtungen, können Geräthſchaften von ganz verſchiedner Structur dienen

Aber nun kömmt noch ein dritter, und faſt der Hauptgrund unſrer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe gewählten Mitteln, hinzu: dieß iſt das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch ſchöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nähmlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genuſſe, den wir uns vorbereiten, einen Theil unſerer Aufmerkſamkeit auf die bloße Ausſchmückung der Sache: theils um uns ſelbſt einen angenehmen Anblick zu verſchaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung andrer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert

wird, die Zimmer, wo wir unſre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir ſie bewirthen, geſchmackvoll auszuputzen, iſt weit größer, als das, was uns die Anſchaffung der Nahrungsmittel koſtet, mit welchen wir dieſe unſre Freunde ſättigen, oder die Veranſtaltung der Vergnügungen, mit welchen wir ſie unterhalten. Hier iſt nun das eigentliche Gebieth der Mode. Dieſe arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne ſind eigenſinniger und ziehn den Menſchen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen ſchmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider iſt. Was uns gut oder übel ſchmecken ſoll, welche Gefühle rauh oder ſanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend ſeyn ſollen, wird durch eine inſtinctartige Nothwendigkeit beſtimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl ſtatt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speiſen, die uns Anfangs zuwider waren, zu eſſen zwingen, weil wir ſehn daß ſie andern wohlſchmecken, und können ſie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So ſind auch, bis auf einen gewiſſen Grad, unſere Gefühls- und unſre Gehör-Empfindungen durch Beyſpiel, Nachahmung und Vorſatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich iſt es der Sinn des Geſichts, welchen die Natur der

Willkühr und dem freyen Willen des Menſchen unterworfen hat. Die Augen laſſen ſich unendlich vielerley Anblicke gefallen; ſie gewöhnen ſich an ganz verſchiedne Geſtalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige ſchön finden, was ſie, bey dem erſten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen anſahen. Eben deßwegen hat auch das Beyſpiel über ſie eine größre Gewalt. Wir ſehen ein Gemählde, das uns anfangs wenig an ſich zog, wenn wir hören, daß es ein geſchätztes Werk eines großen Meiſters iſt, von neuem an, und finden endlich ſeine Schönheit, oder überreden uns wenigſtens deſſen. Auf eben die Weiſe nehmen die Leute nach der Mode ſich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptſtadt kommen: und es gelingt ihnen.

Die wahre Urſache, warum wir, bey den Empfindungen des Geſichts, mehr, als bey den Empfindungen andrer Sinnen, durch unſern Vorſatz, unſer Vergnügen oder Mißvergnügen beſtimmen können, iſt, weil wir bey ihnen durch unſre Aufmerkſamkeit unſre Vorſtellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerkſamkeit hat deßwegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenſtände des Geſichts länger und ununterbrochner

unſrer Betrachtung ausgeſetzt ſind, als die Gegenſtände andrer Sinne. Töne gehen ſchnell vorüber; unſre Zunge ſchmeckt nicht länger, als ſie von der Speiſe berührt wird: aber Geſtalten und Farben ſchweben fortdauernd vor unſern Augen, wir können ſo lange bey ihnen verweilen und ſo oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deßwegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforſchen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und ſo wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die erſten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unſre undeutlichen Vorſtellungen durch das Urtheil unſers Verſtandes abändern.

Zu dieſer Urſache geſellt ſich die Sanftheit, mit welcher beym Sehen, das äußere Object, oder die Lichtſtrahlen, welche es uns zuwirft, das Werkzeug unſrer Empfindung berühren: wodurch es alſo dem wahrnehmenden und auf den empfangnen Stoff gleichſam zurückwirkenden Geiſte deſto leichter wird, ſeine eigne Kraft mit voller Energie zu äußern. Je geringer in der Miſchung von leidenden und thätigen Veränderungen, die bey jeder Empfindung vereiniget ſind, der Antheil der erſtern iſt, deſto aus-

gebreiteter und mannichfaltiger werden die letztern. Ein heftiges körperliches Gefühl überwältigt die Seele, und läßt ſie wenig urtheilen: in dieſem Falle bleibt alſo die Stimmung des Gemüths, weil ſie vom Gefühl allein abhängt, eben ſo einfach als unabänderlich. Aber wo jenes Gefühl ſchwach, zart und faſt unmerklich iſt, wie bey den Geſichts-Eindrücken: da hat das Nachdenken freyeres Spiel, und Einbildungskraft und Verſtand thun in der Wirkung des Ganzen weit mehr von dem Ihrigen hinzu.

Was nun auch die Urſache ſey, ſo iſt der Erfolg gewiß. Unſer Urtheil über Schönheit, und alſo auch über das, was ſchmückt und putzt, iſt weniger inſtinctartig, und kann daher öfter bey den ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Menſchen, durch neue Betrachtungen und gewählte Geſichtspuncte, bey den trägern, durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dieß von der Schönheit der Formen überhaupt wahr iſt, ſo iſt es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Ohne uns in den langen und noch nicht ganz geendigten Streit über die Natur der Schönheit einzulaſſen; ohne insbeſondre die ſchwerſte Frage bey

demſelben zu beantworten, ob bloß eine gewiſſe Form, ohne Rückſicht auf die Natur und den Endzweck des Dinges, die Schönheit oder Häßlichkeit deſſelben beſtimme, oder ob der Begriff von der Natur des Dinges vorausgehe und dem Urtheil über deſſen Geſtalt zum Grunde liege, — können wir doch mit Gewißheit einen Unterſchied zwiſchen einer mehr und einer weniger veränderlichen Art der Schönheit annehmen. Wir ſehen, daß Dinge, deren Natur für uns zum voraus beſtimmt iſt, auch nur durch Eine beſtimmte Form gefallen können; diejenigen hingegen die wir entweder ſelbſt erſt bilden, oder deren Weſen wir nur durch einen allgemeinen Begriff beſtimmen, unter den wir ſie faſſen, auch uns, unter weit verſchiednern und weiter von einander abgehenden Formen, gefallen können. Nur wenige und nur die edelſten ihrer Producte hat die Natur ſelbſt claſſificirt: und dieſen hat ſie auch einen von unſrer Einbildungskraft unabhängigen Charakter der Schönheit gegeben. Die übrigen theilen wir in Geſchlechter und Arten, indem wir ſie unter gewiſſen Geſichtspuncten vergleichen: oder wir ſondern ſelbſt erſt die Geſchlechter und Arten derſelben ab, indem wir ſie nach Idealen unſerer Einbildungskraft in neue Geſtalten umformen. Dieſe beyden letztern, ſo wie ihr Be-

griff und ihr Weſen von unſerm Verſtande abhängiger iſt, nehmen auch die Eigenſchaften des Schönen und Häßlichen mehr von unſern Neigungen, unſrer Gemüthsſtimmung, und der Richtung unſers Begehrungsvermögens an. Unter den Dingen der erſten Art ſteht der Menſch oben an; ihm folgen die Geſchlechter der Thiere, und in einiger Entfernung die Gattungen und Arten der Pflanzen: welche alle die Natur, mit einem ſo ausdrückenden Stempel, bezeichnet hat, daß wir weder verlegen ſeyn können, wie wir ſie ordnen, noch ungewiß, wann wir ſie für ſchön oder häßlich halten ſollen. Was ſich in der Natur dieſen beyden Reichen, dem Thier- und Pflanzenreiche, nähert, was in der Kunſt ſie nachbildet, hat nach eben dem Maße feſtere und weniger abänderliche Regeln der Schönheit. Aber nun kömmt ein weites unabſehbares Gebieth von Formen, die mit keinem beſtimmten Begriffe verknüpft, an keine, durch eigenthümlichen Bau und ſtets ähnliche Fortpflanzung, ſich auszeichnende Natur gebunden ſind. — Alle Zuſammenſetzungen der menſchlichen Kunſt, die nicht Abbildungen jener zuvor genannten Naturproducte ſind, gehören ſämtlich zu dieſer Claſſe. In ihnen herrſcht zwar ebenfalls ein Geſetz der Schönheit: es giebt einen gewiſſen Geſchmack, der, wie Kant

ſagt, ohne ſeine Beweiſe führen zu können, doch ſeine Anſprüche auf die Einſtimmung aller gebildeten Menſchen geltend macht. Aber weil dieſes Geſetz ſeine Vorſchriften, weil dieſer Geſchmack ſeine Anſprüche nur auf Uebereinſtimmungen des Dinges, es ſey mit unſern ſinnlichen Organen, es ſey mit den Fähigkeiten und Anlagen unſers Geiſtes, gründet: ſo werden beyde eben ſo oft und auf eben die Art ſich verändern können, als die Beſchaffenheit unſrer Sinne, und als die Handlungsweiſe unſers Geiſtes, ſich ändert. Jedesmahl gefällt uns, ich will es zugeben, ſelbſt in den willkührlichſten und am wenigſten bedeutenden Formen der Verzierungen, (dergleichen die Arabesken ſind), nur das, was, durch ſeinen Anblick, den Verſtand, verbunden mit der Einbildungskraft, in das beyden Fähigkeiten angemeſſenſte Spiel ſetzt. Aber dieſe Fähigkeiten ſelbſt haben eine gewiſſe Gewandheit. Sie können ſich in die Formen der Gegenſtände gleichſam ſchicken, ſie können durch deren längere Betrachtung etwas denſelben analoges annehmen. Das, was ihnen anfangs ſchwer begreiflich war, wird ihnen in der Folge geläufig. Formen, deren Anblick im Anfang ſie verwirrte, ſind, in der Folge, vielleicht gerade nur hinlänglich ſie zu beſchäftigen. In jenem Falle mißfielen ihnen dieſe Geſtalten, als abweichend von

den Regeln ihrer Natur, in dieſem gewinnen ſie Geſchmack an denſelben.

Vielleicht wäre man durch dieſe Reflexionen berechtigt, die objective Schönheit von der ſubjectiven zu unterſcheiden. Jene, die bey den Menſchen- und Thier Geſtalten vornehmlich ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unſrer Betrachtung völlig beſtimmten Natur und Bildung des Dinges, das andre in der Natur und den Geſetzen unſers betrachtenden Verſtandes liegt. Dieſe, die wir beſonders bey allen unſern eignen Fabricaten, vorzüglich bey den zum Schmuck unſrer Perſonen und unſrer Wohnplätze beſtimmten, antreffen, würden dann vornehmlich das Verhältniß unſers Geiſtes zu den Formen der Gegenſtände, zum Grunde haben. Da aber dieſes Verhältniß, eben durch die Application unſers Geiſtes ſelbſt ſich ändern kann, es ſey wenn dieſelbe länger dauert, es ſey wenn ſie eine andre Richtung bekömmt: ſo wird das Urtheil über die darauf gebaute Schönheit abwechſeln können, ohne abſolut falſch zu werden. — Und nun bemächtigt ſich alſo die Mode dieſes noch unbeſtimmten Geſchmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmſten Eindruck ſucht, ihn aber nicht durch fixe Regeln beſtimmt findet, ſich leichter

durch das Beyſpiel und die Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uebereinſtimmung Vieler auf eine Zeit lang beſtimmen läßt.

Mode wird demnach in Dingen nicht ſtatt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich ſind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rückſicht auf den Geſchmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeſchloſſen ſeyn, von Dingen, die eine innere, abſolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit beſitzen, — welches, beyläufig zu ſagen, immer zugleich diejenigen ſind, welchen eine gewiſſe Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von ſolchen Gegenſtänden der Natur, und noch mehr der Kunſt, wird ſie herrſchen, bey welchen der Menſch, vermöge ſeines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunſches zu gefallen, Schönheit ſucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was ſeine Wahl nur immer beſtimmen und was ihm den Beyfall andrer zuſichern kann. Und ſo wie, bey der weſentlichern Schönheit, die richtige Empfindung des Mannes von Geſchmack zugleich die Uebereinſtimmung der übrigen Menſchen fordert, und, wenn kein Mißverſtand obwaltet, erhält: ſo wird, bey dieſen zu-

fälligen Schönheiten, die Einhelligkeit Vieler ſelbſt für eine Regel des Geſchmacks gelten, und die Empfindung ſich, in der Beurtheilung der Formen, dem Beyſpiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angeſehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben ſind, ſondern ſie reguliren auch gewiſſe unſrer Handlungen. Das iſt die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Dieſe theile ich wieder in zwey Unterarten ab.

Wenn nähmlich die Menſchen in Geſellſchaft leben, ſo entſtehen von ſelbſt gewiſſe ſtillſchweigende Verträge unter ihnen, wie ſie die Sachen, die ſie gemeinſchaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen: andre Verabredungen werden vorſätzlich und mit Bedacht zum Beſten der Geſellſchaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Geſellſchaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Geſellſchaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, iſt, daß die Menſchen eine Sprache unter ſich einführen, wodurch ſie ſich einander die Gedanken und die Geſinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen,

ein Menſch von dem andern erfahren muß. In der beſondern und engern Art der Verbindung, die wir den geſellſchaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erhohlung beſtimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens, für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Claſſen der Menſchen geworden iſt, haben ſich natürlicher Weiſe beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen —, und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene ſind vornehmlich beſtimmt, die Zeit, die Art und Weiſe, und die Folge der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranſtaltungen bey den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften zu reguliren: dieſe beſteht aus allen den Formeln und Gebräuchen der Politeſſe, welche im Grunde nichts anders als Zeichen ſind, wodurch Menſchen, die mit einander umgehn, ſich wechſelsweiſe die Geſinnungen allgemeiner Liebe oder einer beſondern Achtung, nach den Verhältniſſen des Verdienſtes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene geſellſchaftlichen Gebräuche, und dieſe Sprache der Höflichkeit, da ſie kleinere und veränderlichere Gegenſtände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geſchäftlebens, oder als die eigentliche

Sprache, welche die Mittheilung unſrer ſämmtlichen Ideen zur Abſicht hat; — da ſie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menſchlichen Lebens gehören, bey welchem man am meiſten Schmuck und Anſtand ſucht, und nach dem Wohlgefallen andrer ſtrebt, — ſind auch, unter verſchiedenen Nationen ſowohl, als in verſchiedenen Zeiten, einer ſo großen Mannichfaltigkeit fähig; ſie werden durch Beyſpiel und Nachahmung, während gewiſſer Perioden, ſo gleichförmig beſtimmt, und in auf einander folgenden Epochen ſo gleichförmig abgewechſelt: daß ſie mit Recht unter dem allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden und die Natur derſelben annehmen.

Beyſpiele von jenen Conventionen ſind folgende. Daß an dem einen Orte ein Fremder, der ihn zum erſten mahle beſucht, und Bekannte darinn hat, nach ſeiner Anmeldung die Beſuche derſelben zuerſt empfängt, an einem andern ſie zuerſt machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Claſſe, dieſer Beſuch nothwendig in Perſon gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit verſagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Beſuchers beſchriebne und abgegebne Charte, die Stelle des Beſuches vertritt; daß die Höflich-

keit der alten griechiſchen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer ſehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn beſuchenden Fremden fragte, als bis er ihn geſättigt hatte, dahingegen bey uns ſchlechterdings der Beſuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gaſtfreyheit gegen ihn vorhergehn muß; — daß die Geſellſchaften, in unſern großen Städten, des Abends ungefähr um dieſelbe Stunde zuſammenkommen; daß dieſe und keine andre Erfriſchungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, beſtimmt iſt, daß jedesmahl und in jedem Orte gewiſſe Spiele und Zeitvertreibe herrſchen, und ſelbſt nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt ſind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speiſen, in allen Häuſern von guter Lebensart ungefähr dieſelbe Regel beobachtet wird: das gehört unſtreitig unter die Moden; aber es ſind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es ſind Arten von ſtillſchweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlaſſet, — oder es ſind Nachahmungen eines Beyſpiels, welche das Anſehn der Perſon, die es gab,

allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre ſind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen in Gebrauche. Von jeder ſolcher Zuſammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, ſondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche ſie ſich unterſcheiden ſoll.

In den großen Hauptſtädten verbinden ſich die öffentlichen Luſtbarkeiten, des Schauſpiels, der Opern, der öffentlichen Spatziergänge mit den Privat-Unterhaltungen: und die Mode iſt es wieder, die alle dieſe Mannigfaltigkeit von Zerſtreuungen in eine gewiſſe Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorſchreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit ſie an jedem Orte erſcheinen müſſen, um ſich allenthalben mit der ſo genannten guten Geſellſchaft zuſammen zu finden.

Die zweyte Art der modiſchen Handlungen ſind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn ſie durch Worte geſchehn, Complimente heiſſen, und für welche das Geſetzbuch bald mehr bald weniger weitläuftig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verſchieden —, von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen beſtimmt und entſcheidend iſt.

Schon

Schon lange haben die Moraliſten wahrgenommen, daß, was wir allgemeine Höflichkeit nennen, nichts anders, als der Ausdruck der allgemeinen Menſchenliebe, oder derjenigen Geſinnungen ſey, die wir gegen alle Menſchen zu haben für Schuldigkeit erachten; daß zur Höflichkeit im engern Verſtande die Beobachtung der verſchiedenen Verhältniſſe gehöre, in welchen wir gegen andre, als unſers Gleichen, als Höhere oder Niedere, nach allen Verſchiedenheiten des Ranges, des Amtes und des Alters ſtehen; daß die Höflichkeit nur darauf abziele, nicht anzuſtoßen, nicht zu mißfallen, die Artigkeit aber noch einen Schritt weiter gehe, und auch gefallen wolle, welches nicht anders, als durch Beweiſe oder Aeußerungen liebenswürdiger Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, geſchehn kann, beſonders derer, die ſich durch Aufmerkſamkeit und Dienſtfertigkeit gegen andre zeigen.

Höflichkeit und Artigkeit beſtehen alſo in den ſchicklichſten, und auch für den ſinnlichen Anblick gefälligſten Ausdrücken derjenigen Geſinnungen gegen andre, die wir ihnen, als Menſchen und Bürgern, ſchuldig ſind, oder die ſie wenigſtens bey uns zu finden wünſchen. Es ſind Zeichen von geſelligen Eigenſchaften und Tugenden, welche bey uns vorausgeſetzt werden, und daraus erkannt werden ſollen.

In allen Arten von Zeichen aber iſt etwas, welches ſich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und etwas iſt in ihnen willkührlich und bloß die Sache einer Verabredung. — Ueber die Geberdenſprache der Höflichkeit, und ihren Zuſammenhang mit den Geſinnungen, welche ſie ausdrückt, hat Engel in ſeiner Mimik einige vortrefliche Anmerkungen gemacht. Eine ähnliche Beziehung findet ſich bey allen Reden und Handlungen, die als höflich gefordert, oder als artig gelobt werden. Es ſind entweder ſolche, die gerade zu Liebe, Achtung oder Ehrerbiethung anzeigen, und zwar in eben dem Maße, auch wohl in einem etwas größern, als der Mann, welcher der Gegenſtand davon iſt, die eine oder die andre dieſer Geſinnungen von uns zu fordern berechtigt iſt; — oder es ſind kleine Dienſtleiſtungen, und Bezeugungen der Bereitwilligkeit, mit welcher wir ähnliche thun würden; — oder es ſind Zeichen der Aufmerkſamkeit, die wir auf das Leben, die angenehmen und widrigen Vorfälle, das Intereſſe und die Ergötzlichkeiten unſrer Bekannten wenden; — oder endlich, es ſind feine Methoden, alles Unangenehme oder Auffallende von den Augen und Ohren der Geſellſchaft, in der wir ſind, zu entfernen, und hingegen alle Gegenſtände, die ihnen vorzüglich wichtig, oder für ſie ehrenvoll, oder

ihnen auf irgend eine Art angenehm ſind, auf eine natürliche Weiſe herbeyzuführen und ins Licht zu ſtellen. — Alles das iſt Natur, nicht Gebrauch und Mode. Indeß findet ſich in den Formen der Handlungen und Reden, welche die jetzt angezeigten Abſichten haben, eine ſo große Verſchiedenheit bey verſchiedenen Nationen, finden ſich ſo große Abänderungen, wenn wir in entfernten Perioden eine Nation mit ſich ſelbſt vergleichen; daß wir wohl ſehen, zufällige Urſachen müſſen auf die Beſtimmung dieſer Formen Einfluß haben: ſo wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und derſelben Zeit die Menſchen ganzer Länder und Erdſtriche, oft in den willkührlichſten Stücken jener Formen, übereinſtimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb Vieler, und das Anſehn des Beyſpiels Einiger, auch hier das Unbeſtimmte fixirt habe.

Wir Männer im chriſtlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir andern unſre Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in dieſem Zeichen iſt nicht ſchwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernſthafte, martialiſche Anſehn, welches uns die Bedeckung deſſelben giebt. Ueberdieß ſtellen wir uns dadurch demjenigen gleich-

ſam ſchutz- und wehrlos dar, den wir über uns ſetzen. Dieſer Zuſammenhang iſt deſſen ungeachtet nicht ſo deutlich, noch ſo weſentlich, daß nicht ein andrer Geſichtspunct, in welchem andre Völker die Sache faßten, ſie auf eine entgegengeſetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem ſie Achtung beweiſen wollen. Ohne Zweifel, glauben ſie das, was ſie für das wichtigſte Stück der Kleidung halten, weil es den edelſten Theil des Körpers bedeckt, am wenigſten dann weglaſſen zu können, wenn das Anſehn der Perſon, vor welcher ſie erſcheinen, fordert, daß ſie ihren vollſtändigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewiſſen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verſchiedenen Verbeugungen jedes Geſchlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verſchiedenen Stände unterſcheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und ſchriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen der Complimente begreifen, gehört unter den Artikel, von dem ich handele.

Unter dieſen Sachen, ob ſie gleich alle, ſo wie andre Gebräuche, von der Willkühr, die ſie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, ſind doch einige den Veränderungen, weit weniger,

als andre, unterworfen, oder ſchreiten auf der Bahn ihrer Abwechſelungen weit langſamer fort. So iſt z. B. die Geberdenſprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, ſehr alt, und ſcheint vor merklichen Aenderungen noch ſehr lange ſicher zu ſeyn. Das bloß ſinnliche und körperliche Ceremoniell des Umgangs iſt aus eben den Urſachen beſtändiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucks-Arten deſſelben, um welcher willen auch die gottesdienſtlichen Gebräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Sitten der Religionspartheyen. Je weniger man, zur Einführung einer Sache, durch deutliche Begriffe beſtimmt wird: deſto weniger und deſto ſpäter reflectirt man auch hintendrein darüber, nachdem ſie einmahl eingeführt iſt. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geiſt beſchäftigen, werden mechaniſch, und ſetzen ſich eben deßwegen deſto feſter. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe ſie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum ſie angenommen werden ſollen, nicht einleuchten: aber nachdem ſie einmahl herrſchend geworden ſind, wird es eben ſo ſchwer, ſie abzuſchaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in dieſen Nebenſachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünf-

tige gar nicht mehr ſein Nachdenken damit beſchäf⸗ tigt, und der thörichte Neuerer ſelten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modiſchen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unſre Verhältniſſe gegen andre, oder die denſelben gemäße Geſinnungen ausdrücken; die, bey welchen man ſich immer, ſo oft man ſie wiederhohlt, des End⸗ zwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: dieſe wer⸗ den auch öfter von neuem in Unterſuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen oder Ein⸗ ſchränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Abſicht dieſes ganzen zweyten Hauptzweiges des Modiſchen, oder der Gewohnheiten, iſt dieſe. Je zahlreicher und zuſammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Geſellſchaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geſchmacke und der Wiſſenſchaft in denſelben ſteigt: deſto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Me⸗ thode der geſellſchaftlichen Verrichtungen und Zeit⸗ vertreibe beſtimmt werden; — deſto einfacher hin⸗ gegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Urſache iſt klar. Da, wo viele Menſchen ſehr häufig zuſammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand geſetzt werden, ihre meiſte Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgeſonnen, wie man am meiſten in der kürzeſten Zeit genießen könne. Ueberdieß iſt eine Regel der Ordnung um ſo viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Perſonen ſich in gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen vereinigen will. Endlich, bey den beſtändigen Wiederhohlungen derſelben geſellſchaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man ſich die Mühe der Wahl erſpare, theils, weil man nach und nach einſehn lernt, was das bequemſte und beſte ſey. Daher ſind es die großen Hauptſtädte von Europa, und beſonders iſt es die vornehme Welt in denſelben, wo dieſe Conventionen ſich am meiſten vervielfältigen und am vollkommenſten aufs Reine gebracht werden. Der Zuſammenfluß von Menſchen und die Menge ſowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreiſe des Umgangs in den erſtern, die beſtändige und ernſthafte Beſchäftigung der andern, mit den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, macht, daß dort die Nothwendigkeit entſteht, gewiſſe Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einſicht erworben wird, welche Regeln dem geſelligen Ver-

gnügen die angemeſſenſten ſind. — In Paris hatte ſonſt, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unſtreitig die Moden, und vielleicht ſelbſt der Charakter, welcher ſie beſtimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre beſondern Spatziergänge, ſo wie ihre beſondere Kleidung. In dieſem Monathe war die ſchöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu beſtimmten Tagen beſucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müſſen in einer Geſellſchaft, wie die der großen Welt iſt, deren Glieder unter einander faſt gleich und dabey zahlreich ſind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man ſeine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz ſey. Nur in kleinen Geſellſchaften kann das Beſchwerliche und Lächerliche, das mit langen Komplimenten verbunden iſt, verborgen bleiben. — Ferner ſind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Geſetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, ſobald man es als Pflicht anſieht, dieſelben im Umgange immer auf eine merkliche Weiſe zu reſpectiren. In der großen Welt ſehen die meiſten Perſonen, die dazu gehören, ſich der Geburt nach ungefähr für gleich an: und

die, welche es nicht ſind, werden, indem ſie in dieſelbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Ueberdieß lernen die Menſchen, durch den Umgang ſelbſt, die Hinderniſſe der Geſelligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rückſicht, auf jede kleine Verſchiedenheit des Ranges unter den Geſellſchaftern, eines der beſchwerlichſten iſt. Daher kömmt es, daß, in den oberſten Kreiſen der am meiſten verfeinerten Nationen, die Menſchen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menſchen anzuſehen, und, dieſem Verhältniſſe zufolge, alle andre Ausdrücke, als die der allgemeinſten Hochachtung, weglaſſen oder äußerſt abkürzen. Sogar diejenigen weſentlichern Beziehungen, nach welchen man die eine Perſon beſonders ſchätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite geſetzt, oder gefliſſentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen ſich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dieß alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Namen der Complimente, den letzten Zweig des Modiſchen ausmachten.

Nirgends bekommen dieſe Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Geſellſchaft, einen größern Umfang, eine fixere

Beſtimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo ſie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenſtand des Rechts geworden ſind, worüber ernſthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigſten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig ſchäzt. — Die Hoheit der Perſonen iſt es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unſern Augen ehrwürdig macht: ſondern es giebt auch eine reelle Urſache, warum bey Perſonen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derſelben mehr oder weniger Theil nehmen, die Beſtimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen ſollen, — beſonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuſchauer und Theilnehmer iſt, — eine gröſsre Aufmerkſamkeit verdient, als bey Privatperſonen, die, ohne Autorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf ſich beziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organiſation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politiſchen Einfluſſe der verſchiednen Stände und Aemter zuſammen, oder ſcheint wenigſtens da-

mit zuſammenzuhängen. Wenn die Ducs et Pairs in Frankreich ſich verſammelten, um gemeinſchaftlich das ausſchließende Recht ihrer Gemahlinnen, auf einem Tabouret vor der Königin zu ſitzen, gegen eine neu errichtete Hofſtelle, mit welcher der König die nähmliche Ehre verbinden wollte, zu vertheidigen; ſo hatten ſie das Anſehn, gewiſſermaßen die Conſtitution des Staats aufrecht zu erhalten, von der die Vorrechte der Pairſchaft, der oberſten Claſſe der Nation, und eines integrirenden Theils des Parlaments, einen wichtigen Artikel auszumachen ſchienen. Eine gleiche Urſache hat die Etiquette der verſchiedenen Höfe gegen einander, auf den Zuſammenkünften ihrer Geſandten, ſo weitläuftig und ſo pünctlich gemacht. Durch ſie ſind alle die unſeligen Rangſtreitigkeiten entſchuldiget worden, welche oft die wichtigſten Angelegenheiten verzögert, die Kriege verlängert, und Bündniſſe rückgängig gemacht haben. Unter Unabhängigen nämlich ſcheint es, bey der Aufrechterhaltung und Ausübung eines Rechts, ſehr auf die Achtung anzukommen, welche man von Seiten derjenigen genießt, gegen die man ſeine Rechte zu behaupten hat. Die Zeichen dieſer Achtung, ſo frivol ſie an ſich ſeyn mögen, ſind nicht mehr gleichgültig, ſo bald das dadurch ertheilte

oder von andern anerkannte Anſehn etwas zur Macht beyträgt, und Macht zur Sicherheit nothwendig iſt. — Dieß iſt in der That die Beſchaffenheit der Dinge, — beſonders in Zeiten, wo der große Haufen der Menſchen, noch ganz ſinnlich, nur durch den äußern Glanz zur Verehrung gewiſſer Perſonen beſtimmt, nur durch ſichtbare Zeichen ihres Vorzugs zur Reſpectirung ihres geſetzlichen Anſehns bewogen werden kann. — Es iſt indeß den Zeiten der Aufklärung und einer mehr angebauten Vernunft vorbehalten, das Ueberflüßige und Ausſchweifende in dieſer Etiquette, an den Höfen, und der Höfe gegen einander, welches die Eitelkeit der Menſchen, nicht die Nothwendigkeit der Geſchäfte, noch die Natur der Verhältniſſe, hervorgebracht hat, von demjenigen Ceremoniel zu unterſcheiden, welches zur guten Ordnung nothwendig iſt, und auch die Rechte der Menſchen und Staaten ſicher ſtellt, indem es durch die Rangordnung ſie gleichſam mit einem Gehege umgiebt. Schon hat der größte König unſers Jahrhunderts durch ſein Beyſpiel gezeigt, wie viel ein Fürſt von dieſer Etiquette nachlaſſen kann, ohne irgend etwas, von ſeinen Rechten außerhalb des Staats, oder von ſeinem Anſehn innerhalb deſſelben, zu verlieren. Die Einfachheit ſeiner Le-

bensart und der Gewohnheiten an ſeinem Hofe hat unſtreitig dazu beygetragen, das Geſetzbuch der Etiquette an allen Höfen von läſtigen Anordnungen zu befreyen, und den Umgang an denſelben angenehmer zu machen, indem er von der bloßen Beobachtung von Formalitäten, auf die weſentlichere Sache der Geiſtes-Unterhaltung zurückgebracht worden iſt.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den Sachen, welche die Mode regulirt, (inſofern ſie den Handlungen entgegengeſetzt ſind,) ſtehn keine ſo unmittelbar und ſo allgemein unter ihrer Herrſchaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von dieſen, wenn man von den Moden reden hört. In der That ſind, im Putze der Menſchen, die Abwechſelungen weit ſchneller, und die Uebereinſtimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören ſcheinen.

Die Urſache, warum die Kleidung unter den modiſchen Sachen eine ſo vorzügliche Stelle ein-

nimmt, liegt ohne Zweifel darinn, daß ſie öfter erneuert, und daß ſie mehr geſehen wird.

Auch die Neuerungsſucht der Menſchen muß zuerſt durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müſſen aus Bedürfniß, weil ſie ſich ſchnell abnutzen, werden von uns auch in ihrer Form am öfterſten, bloß unſers Geſchmacks wegen, und aus Neigung verändert, es ſey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, ſo lange es ganz und reinlich iſt, vertauſcht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Claſſe iſt froh, wenn ſie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekömmt, deren die Reichſten und Vornehmſten überdrüßig geworden ſind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerſtreut werden. Auf dieſe Weiſe wandelt die Begierde, ſich neuen Hausrath, eine neue Anordnung oder Auszierung ſeiner Wohnzimmer zu verſchaffen, nur wenige Perſonen, und auch dieſe nur ſelten an, und erſtreckt ſich, unter den Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht über eine beſtimmte

Gränze. Die Erfindungskraft der Künſtler wird nicht ſo ſehr in Thätigkeit geſetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht ſo ununterbrochen iſt. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehn daher langſamer vorwärts. Nach dem Maße, als dieſe Dinge ſich den eigentlichen Kunſtwerken nähern, als ſie einen beſtimmteren Zweck und feſtere Regeln der Schönheit haben, ſind ſie auch weniger den bloß eigenſinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo faſt alles willkührlich iſt, die Mode machen kann. Und nur dieſer Eigenſinn, der etwas ſonderbares ſucht, aber nicht die Vernunft, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleider-Moden noch mehr beſchleuniget, was dieſem Wirbel die ſo weite Ausdehnung giebt, daß er alle Stände der Geſellſchaft, nur den allerärmſten ausgenommen, mit ſich fortreißt, iſt, daß Kleider ein beſtändiger Gegenſtand der Beobachtung und der Beobachtung aller ſind. Was am meiſten geſehn wird, das ſucht der Eitle am meiſten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichteſten copiren. An allen öffentlichen Orten, im Schauſpielhauſe, auf den Spatziergängen, in den

Straßen der Stadt, ſtellt der Reiche und Vornehme ſeine Kleider und ſeinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieſer Seite ſeiner Pracht oder ſeines Geſchmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige ſeines Wohllebens, ſo wie ſeiner Gewohnheiten, nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern ſeines Hauſes ſehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, beſonders bey den Zuſchauern der wohlhabenden Mittelclaſſe, erregt, bald in Bekanntſchaft mit der Form und der Beſchaffenheit der Sache, und dieſe in Begierde und Nachahmung über. Dieſe weniger unterbrochne, und ſchnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderſchmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reitzt auch die arbeitſame Claſſe mehr, auf ſolche neue Erfindungen zu denken.

Man kann noch als eine dritte Urſache hinzuſetzen, daß alles übrige, was nach dem Geſchmack der Mode ſich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausſchmückung unſrer Perſon ſelbſt. Das Intereſſe, welches uns dieſe verſchönern heißt, iſt eben ſo wohl das größte als das allgemeinſte. Eben in dem Verhältniſſe wächſt alſo auch die Aufmerkſamkeit auf

das

das Neue, welches in dieſer Gattung erſcheint, und der Trieb es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigenſinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Geſetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die erſten Glieder dieſer Progreſſion ſeyn, die Werke der bildenden Künſte die letzten: zwiſchen beyden würden, in einer unabſehlichen Reihe, die Producte der Handwerker ſtehn, welche die verſchiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunſt, die Endzwecke von den menſchlichen Bedürfniſſen vorgeſchrieben werden. Die Baukunſt würde vielleicht in der Mitte dieſer Reihe ihren Platz finden, da, wo Geſetze der Proportion, allgemeine Bedürfniſſe des Lebens, und beſondre Gewohnheiten der Zeit und der Geſellſchaft, ihre Forderungen, faſt in gleichem Grade, mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menſchliche Geiſt allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit ſtrebet, aber ſie nicht allenthalben mit gleicher Beſtimmtheit finden kann. Da, wo er ſie am unvollkommenſten entdeckt, ſchwankt der Geſchmack am meiſten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechſelungen von dem

einen Extrem zu dem andern, und ſucht ſich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechſelung ſchadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey dieſen Verſuchen zufällig auf Formen, die eine größre innere Angemeſſenheit zur Abſicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann ſteht auch das ſich umwälzende Rad der Mode eine Zeit lang ſtille. Wir ſehen daher Kleidungsſtücke und Kopfzeuge dieſer Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geſchmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andre gleichzeitige Moden ſchon längſt neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an ſich beſtimmter iſt, oder das, was wahrhaft ſchön an ihnen iſt, deutlicher eingeſehen wird, in eben dem Maße treten ſie aus dem Gebiethe der Mode heraus, und gehn in das der Kunſt über. Aber die höchſte Kunſt ſelbſt, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht ſich eben ſo wenig ganz von dem Einfluſſe der Mode los, ſo wenig auf der andern Seite, in den frivolſten Stücken des Putzes und bey den willkührlichſten Abänderungen deſſelben, alle Rückſicht auf Kunſt oder Proportion ausgeſchloſſen wird. Iſt dieß nicht viel-

leicht ſelbſt ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unſrer eignen Denkkraft, und, inſofern dieſe durch freywillige Aufmerkſamkeit geleitet wird, unſrer Willkühr zuzuſchreiben ſey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlſtandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: ſo findet man, daß jene bey weitem nicht ſo geſchwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als dieſe. Augenſcheinlich deßwegen, weil die erſtern in der Geſellſchaft ſelbſt, in welcher ſie herrſchen, gleichſam eingeſchloſſen bleiben, und denen nicht ſichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hauſe, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zuſammenkünften des größern Publicums geſehen werden, und der Beobachtung Aller ausgeſetzt ſind. In den Hauptſtädten Europens iſt daher der gute Bürgerſtand von dem Adel, in ſeiner Kleidung, wie in ſeinem Mobiliar, wenig unterſchieden, aber er weicht noch ſehr in den Regeln der Höflichkeit von demſelben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht, an eben dem Orte, den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm

als einen Fehler gegen den Wohlſtand auslegt, wenn er dieſes Zeichen einer beſondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechſelt.

Das iſt auch die Urſache, warum, in der ſogenannten guten Geſellſchaft, ein Verſtoß gegen das Uebliche in Abſicht des Wohlſtandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens, mehr mißfällt als eine unmodiſche Tracht. Dieſe Geſellſchaft ſetzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausſchließend zugehört. Ueberdieß iſt die Art, wie man handelt, ein ſichereres Anzeichen von den Menſchen, unter welchen man gelebt, von den Muſtern die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man ſich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und faſt unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weiſe machen ſieht: aber in ſeiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorſatz, von den Beyſpielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wiſſen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerkſamkeit wendet. Jeder Menſch zeigt die Claſſe, zu der er gehört, durch den Wohlſtand an, welchen er beobachtet. Und derjenige alſo, der unter der Geſellſchaft der oberſten Claſſe erſcheint, und die Conventionen derſelben übertritt, oder mangelhaft

und unſchicklich beobachtet, kündigt ſich bey ihr entweder als einen Menſchen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig ſich mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Ich finde hierdurch zugleich einen Umſtand erklärt, der von mehrern aufmerkſamen Beobachtern der Sitten der verſchiedenen Stände angemerkt worden iſt, den, daß der Luxus in Kleidern in dem reichen Mittelſtande mehr, als in dem vornehmen, herrſcht, und durch jenen mehr, als durch dieſen, zu einem gewiſſen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modeſucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler iſt: kömmt es nicht daher, weil die Eitelkeit derſelben, die ſich in andern Gegenſtänden des Luxus von dem Adel übertroffen ſieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende ſeiner ganzen Lebensart nachzuahmen, ſich mit deſto größrer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem ſie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und ſelbſt durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel iſt gewiß, daß in Handlungsſtädten, im Durchſchnitte, mehr Pracht mit Kleidern, und ihrer Menge und Mannichfaltigkeit, getrieben wird, als in Reſidenzen. Tafel und Dienerſchaft

iſt beym reichen Kaufmanne ſelten derjenigen gleich, die man in den Häuſern der Großen findet: aber der Staat, mit welchem er und ſeine Familie erſcheint, ſticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Geſichtspunct, unter welchem die Moden, dem Beobachter der menſchlichen Natur einen noch wichtigern Gegenſtand für ſeine Unterſuchungen darbiethen. Ohne Zweifel iſt dieſe Natur ſelbſt, ſo wie ſie ſich in der Geſchichte des ganzen Geſchlechtes zeigt, nicht ſtillſtehend, ſondern fortſchreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menſchheit, in Politik und Moral, in Wiſſenſchaften und Künſten, eben ſo unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Geſetze dieſer Veränderungen aus ſelbſt gemachten Erfahrungen zu abſtrahiren: das iſt für ein ſo kurzdauerndes und ſo kurzſichtiges Weſen, als der Menſch iſt, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geſchehen hier zu langſam, und können alſo eben ſo we-

nig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geſchichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menſchenalter kann der Philoſoph einige Data erhalten, woraus er auf den Urſprung und die Richtung der ihm erſt, nach längern Perioden, ſichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüſſe zieht. Aber wie ſehr müßte er nicht wünſchen, ſelbſt Zeuge und Zuſchauer eines Theils derſelben ſeyn zu können!

Hier kommen ihm nun die ſchnelleren Abwechſelungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menſchen vorgehn, und die man unter dem Nahmen der Moden zuſammenfaſſen kann, zu Hülfe. Im Grunde geſchehen dieſe Abwechſelungen nach eben den Geſetzen, welche bey den wichtigſten Revolutionen zum Grnnde liegen. Eben der Charakter der menſchlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterſchiede, welche die Veränderungen in Staatsverfaſſung, Litteratur, und moraliſcher Aufführung beſtimmen, hier die Reformen beſchleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald ſchnellere bald langſamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann alſo der Philoſoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räſonne-

ment erkennen kann. Mancher Umſtand, der ihm hier von ſelbſt in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlaſſung werden, die Begebenheiten der Geſchichte unter neue Geſichtspuncte zu faſſen, oder aus denſelben neue Reſultate zu ziehn.

Einige dieſer Geſichtspuncte, die ſich mir, bey meinem Nachdenken über die Abwechſelungen der Mode dargeſtellt haben, will ich auch meinen Leſern zur Prüfung vorlegen.

Zuerſt erkennt man aus denſelben, daß der große Haufen, auch in Dingen wo er frey zu ſeyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menſchen regiert wird, ſelbſt da, wo ſein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden, am unbeſtrittenſten iſt. Die allgemeinſten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Urſprung in dem Einfalle einer einzigen Perſon gehabt, die gerade an einem ſolchen Orte und in ſolchen Umſtänden lebte, daß ihr Beyſpiel Eindruck zu machen und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft iſt nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritinn am franzöſiſchen Hofe wohlgeſtanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Eu-

ropens durchgedrungen, und hat das Modell des modiſchen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Geſellſchaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Haufe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Perſonen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet ſie aus, wenn die Perſon Aufmerkſamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es iſt unglaublich, wie geſchwind ſich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer ſich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa faſt immer einen Hauptſitz der Moden giebt, und einen Punct, aus welchem ſie ſich verbreiten: ſo giebt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreiſe genauer mit einander verbundner Menſchen finden ſich gewiſſe dirigirende Perſonen, die den Ton angeben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyſpiel durch ihr Anſehn zur Nachahmung bewegt. Dieſe untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern, ſtehen unter dem Einfluſſe der größern: und das ganze Syſtem der Mode-Erfinder und der modiſchen Leute in Europa, bildet eine Art von großem Staate, der un-

ſichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in deſſen mannigfaltigen Unterabtheilungen aber, ſich der Einfluß des allgemeinen Geſetzgebers, mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynaſten jedes Diſtricts, vereinigt.

Die Moden und ihre Geſchichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander, für Wirkungen auf die einzelnen Menſchen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das geſellige Leben der Privatperſonen entſtehen. Eine von andern Völkern abgeſonderte Nation iſt faſt immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation ſelbſt iſt oft kein Muſter ſo erhaben, oder ſo beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung koſtet unſrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt iſt: und ſie ſchmeichelt ihr ſogar, wenn daſſelbe uns allein bekannt iſt. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeiſt der die Mode beherrſchenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der ſo genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den Europäiſchen Nationen

obwaltet, ſind es doch vorzüglich nur die vorneh⸗mern Stände, die durch dieſes Band verknüpft werden: und der Zuſammenhang verliert ſich bey dem gemeinen Manne faſt gänzlich. Die Höfe kennen einander am genaueſten, durch die Nach⸗richten der Geſandten, und durch den Zuſam⸗menhang der Staatsgeſchäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürſten zu dem an⸗dern. — Der Adel der verſchiedenen Länder kennt ſich durch Heyrathsverbindungen, durch Geſandt⸗ſchaften, durch Reiſen, durch die öffentlichen Ge⸗ſchäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich ſelbſt durch die Geſchichte und das ge⸗nealogiſche Studium. — Die Kaufleute aller Län⸗der machen ein anderes, aber minder verbundnes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Perſon und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer ſo genannten Freunde, haben ſie we⸗niger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren, kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wan⸗dernde Geſellen ihm mittheilen: der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von ſei⸗nes Gleichen in der Fremde. Dieſe Claſſen ha⸗ben oft, unter den nächſten Nachbarn, die gröb⸗

ſten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß ſie ſich nachahmen ſollten.

Dieſer Zuſtand der Dinge macht, daß es ein Gegenſtand der Eitelkeit wird, mit ausländiſchen Sitten und Moden bekannt zu ſeyn, und noch mehr, von allen darinn vorgehenden Veränderungen ſchnell Nachricht zu haben. Man ſieht dieſes als das Eigenthum und das Unterſcheidende eines höhern Standes an, der ſich dazu mehrere Hülfsmittel zu verſchaffen weiß, oder man ſchließt daraus überhaupt auf die größre Bekanntſchaft und einen weitern Wirkungskreis des Menſchen; indem derjenige wahrſcheinlich in fremden Ländern bekannt iſt, der von dorther ſchnell Nachricht erhält. So haben die franzöſiſchen Sitten, bey uns und bey vielen Nationen, größern Eingang gefunden, weil ſie zuerſt bloß adelige Sitten unter dieſen geweſen ſind. Wenn ſie den Beyfall der Nation, von welcher ſie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: ſo erhielten ſie den Beyfall derer, zu welchen ſie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen ſie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſtehn, und eine Art von Geſellſchaft ausmachen: ſo wird unter ihnen eben der Fall ſich ereignen, der unter mehreren zu einem geſell-

ſchaftlichen Ganzen verbundnen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewiſſe moraliſche Herrſchaft erhalten. Durch welche Urſachen dieſes geſchieht, iſt eine Frage, deren Unterſuchung mich zu weit von meinem Zwecke abführen würde, und die zum Theile von denjenigen beantwortet worden iſt, die den Gründen von der Ausbreitung der Franzöſiſchen Sprache in Europa nachgeforſcht haben, indem dieſe Superiorität einer Nation, von der ich rede, gemeiniglich die Sprache derſelben zugleich mit ihren Sitten und Moden ausbreitet. So viel iſt gewiß, daß, ſeitdem die Europäiſchen Nationen, durch Religion, Politik und Handel, in nähern und ununterbrochnen Umgang mit einander gekommen ſind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für ſie in Dingen, die von einem willkührlichen Geſchmacke und einer vielſeitigen Beurtheilung abhängen, Muſter geweſen iſt.

Eine ſolche Herrſchaft einer Nation über andre hat auf dieſelben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Anſehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Geſellſchaft hat.

In der Demokratie ſind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden ſchwerer Ein-

gang, weil, da jeder ſich ſo gut dünkt, als der andre, auch jeder nur ſeinen eignen Geſchmack zu ſeiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen iſt ſowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derſelben Zeit, als die Abwechſelung der Moden in verſchiedenen Zeiten, größer, indem Alle ihre Blicke auf die Oberſten und Erſten des Staats richten, und Aenderungen, die dieſe aus Einſicht oder Eigenſinn machen, wie Geſetze befolgen.

Auf gleiche Weiſe iſt die Herrſchaft der Mode bisher nirgends feſter gegründet, und ihre Abwechſelungen ſind nie ſo häufig geweſen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeiſterin und ihr Muſter, hingeſehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geſchmack mit günſtigen Vorurtheilen eingenommen geweſen ſind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forſchte, was bey dieſer geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte ſey, was ihre Induſtrie oder ihre Kunſt neues hervorbringe: bekamen insbeſondre die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Coſtume anzunehmen, weil ſie ſich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterſcheiden konnten.

Es erklärt ſich aber aus dieſer Schilderung der Sachen, warum, nach dem Zeugniſſe der beſten Beobachter, in Frankreich, dem Lande, aus welchem andre Völker ihre Moden ſo lange herhohlten, die Mode weniger gebietheriſch herrſchte, als bey denen, zu welchen ſie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie ſo ſehr empfahl. Dort nahm überdieß jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiſte Antheil, durch den ſich die Nation auszeichnete, und durch den ſie ſich das Anſehn in Sachen des Geſchmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — alſo weniger Gleichförmigkeit, welche das Weſen der Mode ausmacht. Endlich ſind bey der Nation, deren Moden von ihr ſelbſt erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen, nur verfeinerten Nationalgewohnheiten ſind, dieſe höhern Stände in Tracht und Sitten, von dem Mittelſtande weniger unterſchieden. Die Mode iſt alſo hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modeſucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey Triebfedern unterſtützt wird, durch den Stolz, der ſich unterſcheiden, und durch die Eitelkeit, welche

gefallen will: ſo hat dieſelbe bey den Nationen, wo dieſe Neuerungen einheimiſch ſind, nur die letzte Leidenſchaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Aſiaten ſie noch nicht kennen: ſo liegt die Urſache darinn, daß weder im Alterthum, noch je in Aſien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile, ein Syſtem ſo vieler, ſo geſitteter und ſo genau mit einander verbundner Staaten exiſtirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menſchen, einen ſchleunigern Fortgang der Meynungen hervorbringt: ſo entſtehn auch deſto mehr Abwechſelungen in Sitten und Sachen des Geſchmacks, in einem je größern Bezirke ſich die Menſchen einander zum Muſter dienen.

Ein drittes Geſetz, welches man, für die Revolutionen der menſchlichen Dinge überhaupt, von den Moden abſtrahiren kann, iſt, daß es in dieſen, wie im Laufe der Geſtirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derſelben ſtille zu ſtehn ſcheint, und andre, wo ſie mit beſchleunigter Geſchwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten ſich gewiſſe Moden lange: andre gehn ſchnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden, ſind denen in den Künſten und Wiſſenſchaften ähnlich. Die Genies zu denſelben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl geboren. — Aber das iſt noch nicht alles. Zuweilen ſind die Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Schlußpunct gebracht worden, wo ſie gleichſam ruhen müſſen. Man hat nämlich entweder die Aufgaben, welche ſeit geraumer Zeit die Welt beſchäftigten, aufgelöſet; man hat gefunden, was man ſuchte: und ehe man wieder neue Fortſchritte thun kann, müſſen erſt wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen geſammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat ſich endlich mit einer großen, welche das Reſultat von allen iſt, geendigt; die Frucht iſt aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachſen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim ſich entwickelt, — ehe eben ſo merkwürdige neue Aufſchlüſſe können gefunden werden. Auf eben die Weiſe gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menſchen, mitten durch ihre Abwechſelungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derſelben ſtrebte, ohne ſie finden zu können, wirklich durch die letztre Neue-

rung etwas gewonnen habe. Man iſt vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geſelligen Tafel gerathen, die bequem und ſchön zugleich iſt. Bey ſolchen Moden ruht, ſo zu ſagen, der veränderliche Genius derſelben ein wenig aus, — froh, in ſeinen zufälligen Würfen etwas wirklich ſchönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit, ſo ſehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen ſelbſt überdrüſſig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verſchlimmerung ſeyn ſollte.

Die Geſchichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn ſie in einer Geſellſchaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erſte iſt, daß ſie Aufſehn machen und Widerſpruch erregen. Einem großen Theile der Menſchen iſt das Fremde, das Ungewohnte, an und für ſich zuwider. Ein andrer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Geſtalten von neuem die Augen auf ſich ziehn will. Ein dritter hat ſich in die alte Mode ſo hineingeformt, und findet ſie ſeinen beſondern Bedürfniſſen und Eigen-

heiten ſo angemeſſen, daß er ſie ſich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben laſſen — Dieſe Oppoſitionspar⸗they iſt anfangs die zahlreichere: und die geſetzte⸗ſten, vernünftigſten Leute gehören gemeiniglich zu der⸗ſelben. Zwar iſt es zuweilen auch bey dieſen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlaſſet wird; aber dieſes Vorurtheil ſelbſt ſteht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weiſe nähmlich wünſcht Einförmigkeit und Beſtändigkeit in Klei⸗nigkeiten, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf das Wichtigere beyſammen haben zu können. In Ge⸗wohnheiten, die er ſich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er ſich nicht gerne ſtören, weil, eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe koſtet.

Indeſſen eben dieſe Widerſetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, ver⸗bunden mit dem Beyfalle, den ſie bey dem kleinern und eitlern erhält, ſetzt die Gemüther in die Be⸗wegung, wodurch ſie zu einer Aenderung vorberei⸗tet werden. Die Sache wird debattirt: viele be⸗rathſchlagen ſich darüber mit ſich ſelbſt und mit an⸗dern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen ſie zuerſt durch den lauten Tadel ihrer Gegner ken⸗nen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerſt

aufbrachten, ſtandhaft bey derſelben bleiben, — vorausgeſetzt, daß ſie durch ihren Rang oder aus andern Urſachen im Anſehn ſtehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile beſiegt: ſo wird ſie am Ende um deſto ſchneller um ſich greifen, je mehr ſie im Anfange angefochten wurde.

Es geht mit andern Sachen, die zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgeſtellt ſind, vollkommen auf gleiche Weiſe. Ich will die Werke der Gelehrten zum Beyſpiele anführen. Diejenigen, welche keinen Streit erregen, welche keine Gegner und Tadler finden, — dieſe ſind es nicht, welche ein großes Glück machen. Allgemeine Aufmerkſamkeit zu erwecken iſt Streit und Zwiſtigkeit nöthig. Das kann erſt von vielen gebilligt werden, was von vielen iſt unterſucht worden: und zur Unterſuchung reizt nichts mehr, als der Widerſpruch, oder der Aufruhr, welchen ein Werk, oder eine Handlung des Menſchen im Publicum erregt.

Ich ſetze noch eine vierte Analogie zwiſchen der Abwechſelung der Moden, und den Fortſchritten der Politik, der Wiſſenſchaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonſtration und keiner ſinnlichen Evidenz fähig ſind, — und in

Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen abſoluten Maßſtab des Guten in unſrer Natur haben, werden immer Verſchiedenheiten unter den Menſchen entſtehn. Dieſe Verſchiedenheiten werden Partheyen erregen: und dieſe Partheyen werden, nachdem der Gegenſtand wichtig iſt, oder nachdem die Leidenſchaften einer Nation finſtrer oder fröhlicher ſind, ſich entweder haſſen, oder ſich über einander luſtig machen. In der Religion, in der Philoſophie, in der Politik, in den moraliſchen Grundſätzen, — endlich in den Moden, haben ſich die Menſchen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen ſind. Die Folgen davon ſind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geſelligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß ſehen wir auch hier einen Fortſchritt zum Beſſern: und er iſt eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entſtanden.

So lange man noch wenige theologiſche und philoſophiſche Meinungen kannte, und jeder über der ſeinigen, als der einzigen, hielt, wobey Recht-

ſchaffenheit und Glückſeligkeit beſtehen könnte: ſo lange war dieſe Verſchiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles verſucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimteſten und die kühnſten behauptet, geprüft, wiederlegt, und von neuem hervorgeſucht hat: — hat man einzuſehen angefangen, daß in dunkeln und ſpeculativen Materien, gleich vernünftige und gut denkende Leute, ſehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Syſtemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Geſinnungen beſtehn können. Seitdem bringt dieſe Uneinigkeit der Menſchen weniger Haß, und alſo weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weiſe, wenn in einer Nation das geſellige Leben gleichſam aufzukeimen anfängt, und die Menſchen zuerſt auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles, was zum Wohlſtande gehört, aufmerkſam werden: ſo iſt anfangs die Herrſchaft der Gewohnheit ſehr tyranniſch. Weil man noch wenig Verſchiedenheiten in dieſen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: ſo ſcheint das, was einmal in Abſicht derſelben eingeführt iſt, ſo gut, als nothwendig zu ſeyn. Und es iſt eine Folge hiervon, daß, wer dieſe für ſo heilig gehaltne Regeln des

Wohlſtandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen haſſenswürdigen Menſchen gehalten wird. Dieſen Zwang, dieſe Pünctlichkeit des Wohlſtandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, ſelbſt bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geſchmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kömmt ein Aufſatz vor, ich weiß nicht, ob von ihm, oder von einem ſeiner Zeitgenoſſen, — denn im Vortrage und Styl ſcheint er jenes Autors nicht würdig, — wo der Verfaſſer ſich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet iſt, mit den ausgeſuchteſten Gründen darüber entſchuldiget, daß er bey einem Morgenbeſuche ſeinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deßwegen, weil die Sineſer in ihrer Cultur, auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs ſich ausbildet, aber noch ſteif und unnatürlich iſt, ſtehn geblieben ſind, haben ſie ſo verwickelte Geſetze des Wohlſtandes, und beobachten dieſelben mit einer größern Genauigkeit, als die weſentlichſten Pflichten der Moral. Noch jetzt

---

*) Er hatte υγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geſelligkeit ſchwach, der Umgang eingeſchränkt iſt, und die Einwohner gegen andre ihrer Zeitgenoſſen zurück ſind, gewahr, daß daſelbſt, ein gegen die eingeführten Wohlſtandsregeln begangner Fehler weit härter geahndet, und, um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere Behutſamkeit angewandt wird, als in den feinſten Geſellſchaften der Hauptſtädte. In dieſen, die gleichſam die Mittelpuncte der großen Geſelligkeit ſind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit ſchneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und ſich verdrängen geſehen, — der Verſuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechſelungen in Sachen des Geſchmacks gemacht hat, ſind ſchon ſo viele geweſen; man iſt ſo oft von dem Natürlichen ins Gezwungne gerathen, und von dem Künſtlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen: daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine weſentliche Schönheit oder Schicklichkeit in ſich hat, gleichgültiger geworden iſt. Aus allen verſuchten und wieder verlaſſenen Thorheiten, iſt, — ſo wie in dem vorhergehenden Falle aus der Men-

ge vertheidigter und vergeſſener Irthümer, zuletzt, — zwar nicht allgemeine Uebereinſtimmung, — aber allgemeine Toleranz entſtanden.

Dieſe Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menſchen und ihrer Handlungen das Weſentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterſcheiden lernt. Man ſieht mit der Länge der Zeit, durch die Vergleichung der ſich häufenden Erfahrungen, ein: im geſchäftigen Leben, ſey Klugheit und Rechtſchaffenheit, — im geſelligen, ein gebildeter Verſtand und Menſchenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müſſen ſich dieſe Eigenſchaften durch gewiſſe äußre Formen, in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Dieſe Formen müſſen ſchicklich und verſtändlich ſeyn, als Zeichen; ſie müſſen nicht mißfällig und unanſtändig ſeyn, inſofern ſie, als körperliche Bewegungen, in die Sinne fallen: jenes, weil man ſonſt aus ihnen auf das Innere nicht richtig ſchließen kann; dieſes, weil ſonſt der Eindruck der geiſtigen Schönheit, durch den ſinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens ſind ſie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich iſt. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, deſto leichter wird er dieſe Sprachen lernen, deſto geſchwinder wird er ſich an eine

ihm fremde Bezeichnung ſittlicher Gedanken und Geſinnungen gewöhnen. Dieß macht dann am Ende den Mann vom feinſten Wohlſtande und der vollkommenſten Höflichkeit, wenn, mit dem Beſitze jener weſentlichen Geſellſchaftstugenden, und der Fertigkeit, ſie auf die anmuthigſte Weiſe an den Tag zu legen, zugleich Nachſicht gegen andre, und die Bereitwilligkeit verbunden iſt, ihren Reden und Handlungen die vortheilhafteſte Auslegung zu geben.

Ich habe oben geſagt, daß der letzte Zweig der Moden, das Uebliche des Wohlſtandes und der Höflichkeit, eine Art von Sprache ſey, mit welcher wir andern die günſtigen Urtheile, die wir über ſie fällen, die freundſchaftlichen oder die ehrerbiethigen Geſinnungen, die wir gegen ſie hegen, anzeigen. Dieſe Aehnlichkeit zwiſchen dem conventionellen Wohlſtande und der Sprache, welche in Anſehung des Weſens und des Begriffs von beyden unläugbar iſt, erſtreckt ſich auch auf ihre Geſchichte, und die Abwechſelungen, welche beyde unter den Menſchen erfahren haben.

Dieſe beſondre Analogie verdient noch mit ein paar Worten entwickelt, und der vorhergehenden allgemeinern zwiſchen Moden und menſchlichen Angelegenheiten überhaupt beygefügt zu werden.

1. Die Sprachen ſind von der Willkühr der Menſchen abhängiger in ihrem Urſprunge, als die Formen und Regeln des Wohlſtandes: aber ſie ſind weniger durch die Willkühr der Menſchen veränderlich, als dieſe, wenn ſie einmahl eingeführt ſind.

Das Willkührliche der Sprachen kömmt daher, daß zwiſchen den Tönen und den Gedanken kein nothwendiger Zuſammenhang iſt, — daß dieſelbe Idee durch verſchiedene Laute gleich gut ausgedrückt werden kann, ſobald nur dieſe Verabredung erſt allen bekannt iſt, die mit einander reden wollen.

Im Ceremoniell des Wohlſtandes iſt das Band, zwiſchen Zeichen und Bezeichnetem, an ſich natürlicher und genauer, oder ſchon durch vorhergehende Conventionen feſtgeknüpft. Inſofern es eine Art von Pantomime enthält, und das, was wir anzeigen wollen, durch Mienen, Stellungen und Bewegungen ausdrückt: ſo iſt es durch die Natur des menſchlichen Körpers, oder durch die Ausbildung, die derſelbe von Erziehung und Lebensart, in jeder Nation, zu jeder Zeit empfängt, weit mehr beſtimmt, als die Sprache es durch die Natur der Redewerkzeuge iſt. Der Menſch kann über ſeine Zunge mehr gebiethen, als über die geſamten Glieder ſeines Körpers: er wird durch die Natur weit unwillkührlicher und unwiderſtehlicher angetrieben, ſich bey einer

ſolchen Gemüthsſtimmung, bey ſolchen Leidenſchaften, ſo und ſo zu geberden, als gewiſſe Töne auszuſprechen, wenn er dieſe und keine andre Vorſtellungen hat. — Inſofern der Wohlſtand ſelbſt den Wortausdruck zu Hülfe nimmt, (und die Regulirung des letztern, macht bey allen geſitteten Völkern den größten Theil von dem Geſetzbuche des erſtern aus): inſofern iſt er auf die ſchon eingeführte Sprache gebaut, und muß, da er nichts in ihr zu ändern vermag, ihre Regeln und Formen den ſeinigen zum Grunde legen. — Man ſieht daher auch, daß Vollkommenheit der Sprache, und Vollkommenheit des üblichen Wohlſtandes, bey Nationen ungefähr gleichen Schritt hält. Diejenige Nation, welche überhaupt den Ausdruck ihrer Gedanken mehr aufs Reine gebracht, und ihrer Sprache mehr Deutlichkeit, Präciſion und Entwickelung gegeben hat, iſt auch im Stande, den Ausdruck ihrer geſelligen Geſinnungen, und die Bezeichnung ihrer geſelligen Verhältniſſe, ausführlicher, beſtimmter, und anmuthiger zu machen.

Der Erfinder der Sprachen, (wenn es erlaubt iſt, den allmählichen Beytrag vieler Generationen, und unzähliger Menſchen, in der Idee zu vereinigen und einem erdichteten Individuum zuzuſchreiben,) der Erfinder der Sprache konnte ſchaffen,

hervorbringen: der Erfinder der Wohlſtandsſprache konnte nur wählen. Jener ſuchte die erſte Vereinigung unter den Menſchen zu ſtiften, indem er ſie zur Uebereinſtimmung über gewiſſe Zeichen brachte, die noch niemand kannte, und durch welche Alle einander ihre Gedanken mittheilen ſollten. Dieſer nutzte nur die ſchon geſchloſſenen Verabredungen, zu einem beſtimmtern Zwecke, wandte nur die ſchon allen verſtändlichen und von allen angenommenen Zeichen, in einer neuen Combination, zum Ausdrucke der Freundlichkeit, der bürgerlichen Achtung, oder der Ehrerbiethung gegen andre an.

Aber wie verhalten ſich nun beyde Sachen im Fortgange der Zeit?

Wenn die willkührlichen Töne und Formen der Sprache einmahl Eingang gefunden haben, allgemein verſtändlich, und jeder Zunge geläufig geworden ſind: dann macht es dieſe Willkührlichkeit ſelbſt, verbunden mit der großen Menge dieſer Zeichen, und der Unentbehrlichkeit eines gemeinſchaftlichen Mittels ſich einander verſtändlich zu machen, daß die Menſchen nicht ohne die größte Noth, und nicht anders, als mit vieler Schwierigkeit, etwas in ihren Sprachen abändern können. Eben weil ſich niemand aus den Tönen an und für ſich erklären kann, welche Idee damit verbunden ſey: muß die

einmahl geſchloßne Convention unveränderlich bleiben, wenn nicht das Verſtehen aufhören, oder ſehr erſchwert werden ſoll. Selbſt Verbeſſerungen in der Wahl der Zeichen, wenn ſie nicht außerordentlich wichtig ſind, erſetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Abſicht ihrer Verſtändlichkeit thut.

Hingegen die Formen ſowohl, als die Formeln der Höflichkeit, ſind entweder natürliche, oder es ſind ſchon zuvor bekannte Zeichen. Es koſtet alſo weniger Schwierigkeit, und es zieht weniger Unbequemlichkeit nach ſich, etwas in denſelben zu ändern. Und da ſie nicht bloß dazu beſtimmt ſind, uns andern verſtändlich, ſondern auch dazu, uns ihnen angenehm zu machen; der fixe Punct aber, wo in einer Zeichenſprache der Endzweck der Schönheit und des Gefallens erreicht iſt, ſich nicht ſo beſtimmt angeben läßt, als der, wo die Abſicht der Deutlichkeit erfüllt iſt: ſo liegt es in der Natur und der Abzweckung des conventionellen Wohlſtandes, daß er mehr Abänderungen durch Zufall leidet, mehrere abſichtliche Reformen erfährt, als die ihrem Urſprunge nach willkührlichere Sprache.

Zu jenem Wohlſtande gehört zuförderſt eine gewiſſe Geberdenſprache. Dieſe hat das Eigenthüm-

liche, daß ſie von der Cultur, in dem Maße, als ſolche zunimmt, und theils den Körper durch künſtlichere Uebungen ausarbeitet, theils den Geiſt über dasjenige belehrt, was in Figur, Stellung und Bewegung ſchicklich und ſchön iſt, ſchnell und ſehr merklich veredelt wird, da hingegen die Töne der Wortſprache durch jene Fortſchritte nur langſam und wenig verändert werden. Der gemeinſte und der am beſten erzogene Menſch, reden einerley Sprache, und bedienen ſich zur Bezeichnung ihrer einfachen Ideen derſelben Ausdrücke: aber wie erſtaunlich verſchieden ſind ihre Pantomimen und ihre Geſticulationen. — Was die ſogenannten Complimente betrifft, welche als der zweyte Beſtandtheil der Höflichkeitsmoden anzuſehen ſind: ſo machen ſie einen eigenen Zweig der Beredſamkeit, d. h. der Kunſt aus, ſich der Sprache aufs zweckmäßigſte, zur Darſtellung der Ideen oder Geſinnungen, die man mittheilen will, zu bedienen. Wie nun der Styl eines Volks, und ſeine Redekunſt überhaupt, ſich ausnehmend ändern, und um ſehr vieles verbeſſern kann, indeß ſeine Sprache in ihren Grundzügen dieſelbe bleibt, ſo wird auch der Styl und der Geſchmack, welcher in den Formularen ſeines Wohlſtandes herrſcht, an allen Revolutionen in Geiſt und Sitten, weit mehr als die Sprache, Theil nehmen.

Die Erfahrung und Geſchichte beſtätigt auch hierüber, was uns die Natur der Sache vermuthen ließ. Mehrere Nationen haben ihre alte Mutterſprache, aus der Periode der Barbarey in die der wiſſenſchaftlichen Cultur mit hinübergebracht: aber keine hat ihre Sitten und ihren Wohlſtand bey dieſer Revolution unverändert behalten. Die Verbindung mit gebildetern und gelehrtern Völkern, und die Annahme ihrer Künſte und Wiſſenſchaften, hat immer die Moden und geſellſchaftlichen Gewohnheiten dieſer Völker bey der zuvor rohen Nation eingeführt, aber nicht deßwegen deren Sprache zur Nationalſprache der letztern gemacht.

2) Jede Sprache hat einen gewiſſen bleibenden Fond, der in vielen Jahrhunderten ſie immer als dieſelbe Sprache kenntlich macht. Die Veränderungen betreffen nicht die Wurzelwörter; — (neue zu erfinden, iſt faſt unmöglich,) — ſondern nur Beugungen, Ableitungen, Zuſammenſetzungen der alten. Auf gleiche Weiſe iſt, wenigſtens in Europa ſeit mehrern Jahrhunderten, etwas, welches unſre Sitten und Moden, als das Weſentliche in derſelben, auszeichnet, und daher auch in ihnen unveränderlich iſt. Die Abwechſelungen ſpielen nur, ſo zu ſagen, wie aufgetragne Farbe auf einem einfärbigen Grunde, und betreffen nur Zufälligkeiten.

3) Auch

3.) Auch in den Sprachen, wie in den Moden, kommen die meiſten Veränderungen von dem Umgange und der Vermiſchung mehrerer Nationen mit einander her.

Gemeiniglich ſind es ausländiſche Wörter oder Redensarten, durch deren Aufnahme oder Nachbildung die Neuerungen in der vaterländiſchen Sprache geſchehn. Einige ſolcher Neuerungen ſind nothwendig, wenn mit einer bisher uns unbekannten Sache, zugleich das Wort für dieſelbe, aus der Fremde uns zugeführt wird. Andre ſind nützlich, wenn dadurch Begriffe, die wir zuvor ſchon hatten, deutlicher, genauer abgetheilt, und zur Anwendung in den Wiſſenſchaften, oder zum Gebrauch in der Poeſie geſchickter werden. Noch andre ſind überflüſſig und affectirt, wenn neue Nahmen für alte längſt bezeichnete Sachen, die alten verdrängen, ohne etwas beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen.

Die Neuerungen der Mode ſind, in Abſicht ihres Urſprungs und ihres Werths, eben ſo unterſchieden. — Neue Verrichtungen erfordern neue Werkzeuge; und neue Bedürfniſſe erfordern neue Vorkehrungen ihnen abzuhelfen. Es iſt der Gang der Natur, daß beyde zuſammen von Nachbar zu Nachbar übergehn, wenn einmahl die Staaten unter einander in Verbindung ſtehn. Aber der

Vorzug, den die Menſchen dem Neuen und dem Fremden geben, dehnt die Nachahmung des Ausländiſchen auch oft auf diejenigen Dinge aus, in welchen wir ſchon alles eben ſo gut wiſſen, als die Ausländer, und die vorgeſetzte Abſicht ſo gut als ſie erreicht haben. Und ſo wie oft ein ausdrückendes vaterländiſches Wort verloren geht, oder unedel wird, indem wir eine ausländiſche nicht ſo bedeutungsvolle Redensart aufnehmen: ſo kömmt auch oft ein Nationalgebrauch, ſelbſt manches Kleidungsſtück und manches Hausgeräth aus der Mode, wovon der Nutzen augenſcheinlich war; indeß die ſchlechtere Sitte oder Mode des fremden Landes Beyfall findet, und herrſchend wird.

4. So wie ſich endlich diejenigen Sprachen am geſchwindeſten verfeinern, die mit den ſchon cultivirten die größte Aehnlichkeit haben, weil ſie ohne Zwang das meiſte von dieſen annehmen können: ſo werden auch diejenigen Nationen an gutem Geſchmack, Bequemlichkeiten und feinen Sitten am ſchnellſten fortgehn, deren eigenthümliche Gewohnheiten und Trachten am wenigſten von denen der Nationen abweichen, welche früher geſittet geworden ſind.

Die Sprachen, welche, wie die Italiäniſche und Franzöſiſche, aus dem Lateiniſchen abſtammen,

haben, in Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, lange Zeit einen unſtreitigen Vorzug vor den barbariſchen Stammſprachen gehabt, worunter die Deutſche gehört: weil ſie für die, von dem Genie und der Philoſophie der Römer und Griechen gemachten, Erfindungen, Unterſcheidungen und Abſtractionen, weit eher Wörter in ihrem eignen Vorrathe, auffanden, oder die Römiſchen ohne Uebelſtand aufnehmen und nachbilden konnten.

Eben dieſer Vortheil, — die Möglichkeit einer ungezwungenen Nachahmung, — erſtreckt ſich über alle chriſtlich Europäiſchen Völker, nachdem unter ihnen einige die Lehrmeiſter und Muſter der übrigen geworden ſind. Warum haben die Türken, die ſo lange unter uns wohnen, und in ſo mannichfaltigem Verkehr mit uns ſtehn, doch noch ſo wenig, an der Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Sitten, durch uns gewonnen? Warum haben ſich die rauhen nordiſche Völker durch die ſüdlichen verfeinern laſſen; ſo daß Italiäniſche Philoſophie ihren Weg nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg gefunden hat: indeß jenes Volk, welches in dem glücklichſten, der Cultur der Künſte und der Verſchönerung des menſchlichen Lebens günſtigſten Klima wohnet, faſt in ſeiner erſten Roheit und Unwiſſenheit geblieben iſt? Die Ur-

ſache iſt wahrſcheinlich keine andre, als daß zwiſchen jenen Europäiſchen Nationen, auch ſelbſt in ihrem uncultivirten Zuſtande, eine größre Aehnlichkeit vorhanden war.

Erſtlich ſind ſie alle von einerley Religion, oder ſtimmen doch in Grundſätzen und Sitten, ſo weit ſie von der Religion gebildet werden, mehr überein, als irgendwo die Einwohner eines gleich großen Erdſtrichs übereingeſtimmt haben. Zum andern ſind die meiſten derſelben Deutſchen Urſprungs. — Zwar iſt auch der Sklavoniſche Völkerſtamm, — eine zweyte in Europa weit ausgebreitete Menſchenrace, — hier zu einem beträchtlichen Grade von Cultur gelangt. Aber er hat ſich auch, in dem einen Europäiſchen Lande, den Menſchen vom Deutſchen Stamme unterworfen, in einem andern ſich mit ihnen zu einem Staatskörper vereinigt, in einem dritten zahlreiche Colonien derſelben unter ſich aufgenommen. Vielleicht war er überdieß, ſelbſt in ſeinem urſprünglichen Zuſtande, den Celtiſchen Völkern nicht ſo unähnlich, als jene Hunnen. Und endlich hat er, in der That, in dem größern Abſtande ſeiner vormahligen Gewohnheiten von denen der übrigen Europäer, ein ſolches Hinderniß ſeiner abſichtlich vorgenommenen Reformen, gefunden, daß Sittlichkeit, Induſtrie und Kunſt

bey ihm noch nicht ſo weit in die untern Volksclaſſen hat eindringen können, als dieß bey den Nationen Deutſchen Urſprungs geſchehen iſt. Was dieſe letztern betrifft: ſo fand ſich zwar, in den mittlern Zeiten, ein großer Abſtand, in Cultur, Moden und Sitten, zwiſchen denjenigen Deutſchen Stämmen, die in den Römiſchen Provinzen neue Reiche errichtet hatten, und denen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren. Der zum Franzoſen gewordne Franke, der in den Italiäner verwandelte Longobarde oder Gothe, lief dem Deutſchen, Normannen, Schweden, in allem, was zum Anſtande, zur Bequemlichkeit und zur Kunſt gehört, weit zuvor. Aber ganz verleugnete jener es nie, mit dieſem aus gleichem Stamme entſproſſen zu ſeyn. Es waren immer gewiſſe Grundzüge, gewiſſe erſte Anlagen in allen dieſen Nationen ähnlich. Es fehlte nichts, als daß die Wege eröffnet wurden, auf welchen die eine die Vorzüge der andern kennen lernen, und eine ſich der andern mittheilen konnte: und ſogleich kam der zurückgebliebne ältere Bruder dem mehr gebildeten jüngern nach. — Aber eine Nation, die vom äußerſten Ende Aſiens zu uns gekommen iſt, und ſich, durch Blutvergießen, Raub und Zerſtörung, unter uns feſtgeſetzt hat; bey der die Unähnlichkeit ſo durchgängig iſt, und ſo tief in das

Weſentliche des Charakters hineingeht: eine ſolche Nation hat die Fortſchritte ihrer Nachbarn ſehn können, ohne weder zur Achtung noch zur Nacheiferung gereitzt zu werden. Die Grundlage iſt nicht vorhanden, auf welcher ſie fortbauen könnte. Und weiter thut die Nachahmung nichts, als daß ſie fortbauet. Sie macht nie große Revolutionen: ſie ſetzt nur hier und da etwas zu, oder ſchneidet etwas übelgeſtaltetes ab.

Noch iſt der moraliſche Geſichtspunct übrig, unter welchem ſich die Moden betrachten laſſen.

Erſtlich, was iſt der Nutzen oder Schaden, den ſie, und die Leidenſchaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechſelungen derſelben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorſchriften auf der andern Seite, — den Menſchen und den Staaten bringen? Zweytens, was iſt das pflichtmäßige, oder, welches einerley iſt, das vernünftigſte Betragen der einzelnen Menſchen in Abſicht der Moden? Welches iſt der National-Charakter, der, in Beziehung auf ſie, einem Volke zu wünſchen wäre?

Die Antwort auf die erſte Frage läßt ſich aus folgenden Grundſätzen beurtheilen.

Es iſt ſicher, daß jeder Menſch ſo viel vollkommner iſt, je mehr er alles, was er thut, nach ſeinem eignen Urtheile thut. Alſo je weiter die Herrſchaft der Mode um ſich greift: deſto mehr ſchränkt ſie das eigne Urtheil des Menſchen ein; deſto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in ſeinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sineſern wirklich ſo weitläuftig, und von ſo hohem Anſehn iſt, als die Reiſebeſchreiber ſagen; wenn er ſo viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich ſind, beſtimmten und zuſammengeſetzten Formalitäten unterwirft: ſo iſt er gewiß eines der größten Hinderniſſe, welche dieſe ſo zeitig policirte Nation, in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit, aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menſchen nicht möglich iſt, auf viele Dinge zugleich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten: ſo iſt es eine Erleichterung für den denkenden Mann, und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern ſchon zum voraus beſtimmt ſind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt ſich alſo gerne in gewiſſen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern deſto ungetheilter ſeinen Verſtand und ſeine Urtheilskraft anwenden zu können.

Moden billigt er alſo aus eben den Urſachen, aus welchen ihm poſitive Geſetze überhaupt willkommen ſind.

Es iſt in der That etwas äußerſt ſeltnes, und es läßt ſich auch kaum gedenken, daß ſehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft ſich thätig erweiſen, als im Denken?) ſehr modiſch ſeyn ſollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie ſind von je her der Vernachläſſigung ihres Aeußern, und beſonders einer Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit, beſchuldiget worden. Dieß iſt auch eine der Urſachen, durch welche ſie oft von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden ſind, als welche dieſe Mängel in Abſicht des conventionellen Anſtändigen oft mehr verachtet, als ſie die Vorzüge des Verſtandes und der Wiſſenſchaft ſchätzet.

Es iſt ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerkſamkeit auf ſolche nöthig, wenn man, in Abſicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrſchaft der Mode ſtehn, immer gehörig unterrichtet ſeyn, und ihre Vorſchriften ſchicklich befolgen ſoll. Wichtige Geſchäfte, ernſthafte Studien entfernen den Menſchen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muſter und ihre neuen Erfindungen ausſtellt. Sie

wenden überdieß die Aufmerkſamkeit des Geiſtes von denſelben ab, indem ſie das Gemüth mit Gegenſtänden und Beſtrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Menſch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder ſeine eigne mit Ernſt und Eifer verwaltet, der, welcher die Wiſſenſchaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von ſeiner Lage ihm angewieſenen Berufe, dem Publicum zu nutzen arbeitet, behält unter dieſen Umſtänden weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzuſtellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er dieſen Titel mit Ehren tragen ſoll.

Nicht nur das geſchäftige Beſtreben, die neuſten Moden kennen zu lernen, ſondern auch die Nachgiebigkeit des Geſchmacks, ſie immer ſchön zu finden, kann nur in einem ſchwachen Geiſte ſtatt finden.

Ein jedes ſelbſt denkendes und lebhaft empfindendes Weſen hat ſeine Eigenheiten, und läßt ſich nicht ſo ſchnell in ſeinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyſpiel lenken, — es ſey dann in den Gegenſtänden, welche außer ſeiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es alſo gleich-

gültiger iſt. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr ſich ganz nach anderer, nicht nach eignem, Urtheile richten; — ſich viel und lebhaft damit beſchäftigen, und doch immer nur durch die herrſchenden Meynungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dieß gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechſelnder Moden, daß ſie die Frivolität und den Leichtſinn nähren; daß ſie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen; daß ſie oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darinn ein Anſehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich ſind: da herrſcht ſicher unter den Bürgern Ernſthaftigkeit des Charakters, und ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geſelligkeit, und weniger Induſtrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Geſpräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder ſich Raths zu erhohlen braucht. Welcher Reitz fehlt den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beſchäftigung muß die arbeitende Claſſe haben, wo die Diſtinctionen des Ranges und des Reichthums ſich mehr durch dauernde Koſtbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Ich habe ſchon oben noch eine andre ſchädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichſten gemeiniglich die Mode beſtimmen, (weil ſie es ſind, auf die der große Haufe ſieht,) die Abänderungen derſelben oft keine andre Abſicht haben, als neue Mittel zu ſuchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden ſo oft die wohlfeilern, eben ſo guten, verdrängen. Und dieß hat die ſchlimme Folge, daß ſie die Glücksumſtände des Mittelſtandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: ſo kann Reinlichkeit und Sorgfalt, den Unterſchied, zwiſchen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden iſt, und zwiſchen dem neuen des Reichen, unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert ſich aber Schnitt und Form der Sachen: ſo wird es auf den erſten Augenblick ſichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden

ſind, und welche aus einer ältern herſtammen: und der Abſtand zwiſchen dem Reichen, der ſeinen und ſeines Hauſes Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der ſich mit dem einmahl angeſchafften lange Zeit behelfen muß, fällt ſogleich ins Auge, als beyde zuſammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet ſich gedemüthigt, und die Abſonderung zwiſchen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falſchen Schaam die Klugheit und die Sparſamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare ſeiner Sachen ſo oft vertauſchen will, als es unmodiſch wird: ſo zieht er ſich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen ſucht.

Die Moden, — um dieſe Betrachtungen unter einfache Geſichtspuncte zuſammenzufaſſen, — ſind zu betrachten, entweder inſofern ſie ein Theil des Luxus, oder inſofern ſie Producte des Fleißes und der Erfindſamkeit, oder inſofern ſie Beſchäftigungen für die Aufmerkſamkeit und Gegenſtände der Begierden für die modiſchen Menſchen ſind.

In der erſten Beziehung kömmt es hauptſächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden ſelbſt den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erſtre habe, wenn

der letztre ſeine Gränze überſchreitet. 2.) ob der Luxus, der mit größern aber ſeltner zu erneuernden Koſtbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher ſeinen Glanz und ſeinen Genuß in der häufigen Abwechſelung und Umgeſtaltung der Zierrathen findet, der beſſere ſey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erſt erzeugt: aber ſie hat ohne dieſelbe weniger Nahrung, — ſie bleibt mehr eingeſchloſſen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu ſchimmern verbunden ſind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien beſitzen. Da der Menſch, der ſeine alten ihm längſt bekannten Koſtbarkeiten zur Schau ausſtellt, ſelbſt keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, ſondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern ſeine Schätze zu zeigen: ſo wird der Trieb, dieſelben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anſchaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuſchauer und Bewundrer aus dem größern Haufen werden endlich dieſe Sachen alltäglich. Er ſieht ohne das den Beſitz derſelben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört: und wenn er nie oder ſelten Veränderungen darinn bemerkt, ſo wird auch endlich ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben matt, womit ſeine Begierde alſo zu-

gleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geſchmackvollen, oder für geſchmackvoll gehaltnen Form ſeines Putzes und der ſein Haus ſchmückenden Gegenſtände, ſchon im Anſchauen derſelben ſich ſelbſt vergnügt, indem er ſich zugleich dadurch geſchmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: ſo wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt ſich zugleich der Reitz für andre, ihn nachzuahmen: — wie dann jeder das, was andre ſeit undenklicher Zeit beſeſſen haben, weit weniger beneidet, und weniger ſelbſt zu haben wünſcht, als das, was ſie eben jetzt ſich anſchaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an ſich der beſſre ſey. Der mit Ausſtellung unveränderlicher, aber ſehr koſtbarer Dinge getriebne, iſt der Luxus roher Völker und barbariſcher Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beſchäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgeſteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verſtand noch Geſchmack; und ſie vorzuweiſen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeſte zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich ſich verändernden Producten des Kunſt- und des Handwerksfleißes

getrieben wird, ſetzt voraus, daß man über ſeine Gefühle und Bedürfniſſe raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach ſich. Er vergnügt das Auge durch ſchönere Geſtalten, oder erquickt es wenigſtens durch den Glanz der Neuheit. Er iſt nicht nur ein Werk der Kunſt, ſondern bringt auch Kunſtgefühl und die an daſſelbe geknüpfte Geiſtescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaſte kann ein ungebildeter, geſchmackloſer Menſch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannichfaltig ſchönen Formen, welche unſer modiſcher Luxus fordert, und immer aufmerkſam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unſers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geiſtes bleiben, ſelbſt wenn er ſich nur dem Genuſſe des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen geſagt, daß ſie alle Künſte zu wiſſen ſcheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunſtfleiß ihnen ſeine Producte, zuerſt und in der größten Menge und Abwechſelung, vorweist, weil ſie ſie am beſten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die ſie zuvor nicht

kannten, und bildet ihren Geſchmack, durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er ſie nöthigt. Nie wird alſo Eitelkeit und Prachtliebe, bey einer Nation, die eine einfache und ſtets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfniſſe und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die, mit einem Worte, keine Moden hat, weder ſo hoch ſteigen, noch ſich unter alle Stände ſo weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben ſowohl zuſammengeſetzter, als durch die Mode abwechſelnder iſt. Aber nie werden auch jene Leidenſchaften der erſten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung ſo nützlich werden, nie ſie zu ſo vielerley Beſchäftigungen des Geiſtes veranlaſſen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Weſen liegt, durch gelegentliche gute Folgen ſo reichlich bey ihr vergüten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er ſie, indem die niedern bald für den Geſchmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert und ſelten zur Schau ausgeſtellt wird, nur ihren Stolz zu unterſtützen und ſelbſt den Deſpotismus zu befeſtigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher

darin

darinn erſcheint, leicht übergeht. — Hier wird ſie ein Zunder für den Ehrgeitz aller Claſſen, ein Gegenſtand der Unterſuchung, oder der Nacheiferung, — eine Veranlaſſung zur Arbeitſamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geſchmack für die andre. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Eſſen, wenn der Menſch ſich mit einer einfachen Speiſe überfüllt, zugleich unedler und, nach dem Zeugniſſe einſichtsvoller Aerzte auch ſchädlicher iſt, als wenn er, durch eine Mannichfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereitzt, das Maß ſeines Bedürfniſſes überſchreitet: ſo hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußre Lebensart überhaupt, an ſich einen rohern und geſchmackloſern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn ſie das Prächtige, bloß in einzelnen, wenigen und nie veränderten Koſtbarkeiten, als wenn ſie es in mannigfaltigen und ſtets abwechſelnden Verſchönerungen der täglichen Bedürfniſſe ſucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Geſichtspuncte, — als Producte der Kunſt oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenſtände der Moden durch ihre Veränderlichkeit ſelbſt, der Geſellſchaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigſten ſchädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um die wirklich verbrauch-

ten Sachen wiederherzuſtellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern: dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menſchen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo ſich nimmer ſatt ſieht, und nie lange an demſelben Anblick ſich ergetzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form, den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modiſchen benimmt, ſo tauglich und unverſehrt auch der Stoff ſeyn mag: ſo kann die induſtriöſe Claſſe im Staate weit zahlreicher werden; ſie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beſchäftigt ſeyn; und, welches ein Hauptmoment iſt, ſie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geſchicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Unterſuchungen einzulaſſen, — ob dieſe ſo große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch glückliche Menſchen mache, ſo wie ſie viele Menſchen ernährt: — dieß würde von dem Gegenſtande dieſer Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und dieſe Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menſchheit überhaupt nicht nachtheilig ſey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden ſind eigentlich politiſche. Und unter denſel-

ben zeigen ſie ſich von ihrer vortheilhafteſten Seite. Der Geſetzgeber, welcher den Luxus aus ſeinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannigfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenſtänden, vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Geſtalten ſich gleichſam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern ſehen. Er wird den Hang zu Dingen, welche die Kunſt hervorbringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication koſtbar werden, bey ſeiner Nation lieber ſehen, als die Begierde nach den bloßen koſtbaren Naturproducten, und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber, und die edlern Steine ſind. Und beyde Wünſche erreicht er leichter, wenn, in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey ſeinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich ſeyn wollen, indeß ſie ſich zugleich nach Veränderung ſehnen: das heißt, wenn es Moden und modiſche Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verſtande und Herzen der einzelnen Menſchen, welche von der Mode beherrſcht werden, iſt die Wirkung derſelben zweydeutiger.

Der erſte Umſtand, der hierbey in Betrachtung kömmt, iſt, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, ſo erſtaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechſel in den Methoden, oder in den Werkzeugen zu der Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfündig macht, kömmt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unſrer Wohnungen und unſrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach ſtumpf wird, erwacht und belebt ſich wieder bey dem Neuen: und ſo wird es in der Nation, die ſtets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterſcheidet das Angenehme und Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und ſorgfältigere Anſtalten zu ſeiner Befriedigung. Die Moden gehen daher immer von dem Einfachern zu dem Künſtlichern und Zuſammengeſetztern fort: und die Menge der Dinge vermehrt ſich täglich, welche zu beſitzen, oder mit denen ſich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im beſten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode ſeyn will.

Wie ſehr werden dadurch die Gegenſtände der ſinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie ſehr alſo auch die Veranlaſſungen zu allen den unſittlichen Leidenſchaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, ſobald ſie entweder unzeitig, und den Glücksumſtänden des Menſchen nicht angemeſſen, oder unmäßig ſind! Die großen Vorwürfe der Habſucht und des Ehrgeitzes biethen ſich nur ſelten dar. In Zeitaltern, und bey Nationen, wo die Menſchen beynahe darauf eingeſchränkt ſind, ſich Ländereyen und Geld, oder Herrſchaft zu wünſchen, und die in ihrer täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menſchen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm ſind, Zwiſchenzeiten, wo es, von niedrigern Wünſchen ungeſtört, an der Erreichung dieſer Endzwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieſer in alle Theile des einſamen und des geſelligen Lebens eingedrungen iſt: da iſt die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menſchen reitzen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach ſie entweder mit Heftigkeit ſtreben, oder deſſen ſie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modiſches neues Putzſtück, bald ein geſchmack-

volleres oder bequemeres Meubel, lüſtern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung ſeines Hauſes, oder mit den Anſtalten zu ſeinen künftigen Gaſtgebothen eben fertig geworden iſt, lernt morgen vielleicht in den Häuſern der noch reichern und vornehmern Leute, als er iſt, oder in den Magazinen der Manufacturiſten und Kaufleute, ſchönere, oder doch neumodiſchere Modelle von allem dem, was er angeſchafft hat, kennen: und nun iſt ihm ſeine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken ſeines Apparats ausfüllen, und dieſe Flecken wegwiſchen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und andrer Augen zeigen, was ihm nun weder ſelbſt mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie verſiegenden Stroms der Mode, dieſer Veränderungen kein Ende iſt; — da alle dieſe mannigfaltigen Gegenſtände der Begierden, unſern Beſtrebungen, ſie zu erreichen, ſtets zuvorlaufen, indem die induſtriöſen Menſchen vieler Länder ſchon immer wieder arbeiten, neue Wünſche in uns zu erregen, indeß wir noch beſchäftigt ſind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menſchen, die in

dieſer Atmoſphäre leben, und von dem Hange zu modiſcher Eleganz angeſteckt ſind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Dieſe Gegenſtände der Begierden, welche das modiſche Syſtem der Europäiſchen Lebensart aufſtellt, ſind erſtaunlich zahlreich: und ſie ſind zugleich klein. Das iſt ein zweyter Umſtand. Sie beſchäftigen den Geiſt der Menſchen, deren Aufmerkſamkeit einmal auf ſie gerichtet iſt, unaufhörlich, aber nie oder ſelten ſehr ſtarck und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber ſie erregen ſelten große Leidenſchaften. Sie machen alſo den Geiſt zugleich klein, indem ſie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten ſie den Schaden welchen ſie thun, indem ſie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht iſt es dieſer zuſammengeſetzte und veränderliche Luxus unſrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laſter zu geben, als die Alten hatten. Er hat nämlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenſtände zerſtreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerkſamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichſam

getheilt: und concentrirte, und alſo ſehr gewalt⸗ſame und wüthende Leidenſchaften kommen ſeltner zum Vorſchein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben ſo unfähig, ſich den ernſt⸗haftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder ſich von der Herrſchaft der Begierden, die der Verfolgung ſeiner edlern Endzwecke im Wege ſtehe, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Na⸗tion, die mit Kleidung, Ameublement, und Equipa⸗gen, und endlich mit der Etiquette ſehr viel zu thun hat, — wenigere Menſchen von einem brennen⸗den Ehrgeitze, oder von einer unauslöſchlichen Rachſucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbeſtechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Beſten aufopfern, und mit ihm allein beſchäftigt ſind, werden in derſelben eben ſo ſelten ſeyn.

Die Mode iſt aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beſtändig neue Begierden entzündet: ſie iſt auch eine Geſetzgeberinn, die uns vorſchreibt, was wir thun oder laſſen müſſen, wenn wir auf einen gewiſſen Grad der Achtung in der Geſellſchaft Anſpruch machen; ſie iſt eine Richterinn, welche unſern und andrer Werth in unſern Augen entſchei⸗

det. In dieſem dritten Geſichtspuncte kann ſie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon iſt überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das iſt der Charakter des modiſchen Mannes,) etwas, welches den Geiſt der Menſchen erniedrigt und verengt, indeß es ſein Leben beſchwerlich macht. Die menſchlichen Handlungen ſollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Geſetze nur in großen Sachen gebunden ſeyn, wobey es auf Wohl und Weh der Geſellſchaft, auf Ausbildung oder Verſchlimmerung des Gemüths ankömmt: aber bey kleinen ſollen ſie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlaſſen bleiben. Der modiſche Luxus kehrt es um: er giebt ſehr beſtimmte Regeln für das Aeußere des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zuſammenkunft und — welches das ſchlimmſte iſt, — er ändert dieſe Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich ſtrenger Forderung des Gehorſams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meynung nur allzu nachſichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Geſetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geſchehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müſſen; eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Geſtalten fähig iſt, nur in einer einzigen ſehen zu wollen: iſt an ſich ein Vorurtheil, und ein Eigenſinn. Und wer an vielen ſolchen Vorurtheilen klebt, iſt ſchon dadurch von der richtigen und ſoliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterſcheidet; hat dadurch ſchon ſein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in ſeinen Gedanken eine beſondre Ehre damit verbindet, jene ſo willkührlich beſtimmte Art und Geſtalt zu wiſſen und nachzuahmen; wenn er ſich deßwegen über andre erhebt, weil er in dieſen Puncten beſſer unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer iſt; wenn er geneigt iſt, diejenigen geringer zu ſchätzen, oder ſich von denen zu entfernen, die, unwiſſender oder gleichgültiger in Abſicht der Geſetze der Mode, ſie öfter als er übertreten: dann verſchlimmert er ſowohl ſeinen Charakter, als ſeinen Zuſtand. Indem er ſich einen ganz falſchen Maßſtab des Werths macht, hindert er ſich in der Arbeit an ſeiner eignen Vollkommenheit, und beraubt ſich des Genuſſes und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geſelligkeit ſind, wie ich oben geſagt habe, die Moden entſtanden. Um andrer Menſchen willen putzt man ſich, nicht für ſich ſelbſt. Um der Geſellſchaft willen, die man in ſeine Zimmer führen will, ziert man ſie mit koſtbaren Meubeln aus. Was ſoll uns mehr mit andern Menſchen verbinden als unſre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unſre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Beſetzung ſo viele Künſte zu Hülfe, und ſind dabey ſo genau in Beobachtung aller Geſetze der Mode. — Aber eben dieſe mannigfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche beſtimmt waren, das geſellſchaftliche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reitz, den ſie dem Umgange geben, die Menſchen öfter und näher zuſammenzubringen, haben, indem ſie zu zahlreich, zu künſtlich, und beſonders zu veränderlich geworden ſind, und ein zu geſetzgeberiſches Anſehn erworben haben, das geſellſchaftliche Leben beſchwerlich und mühſam gemacht, den Umgang von ſeinem wahren Endzwecke, der Austauſchung der Ideen, abgelenkt, die Menſchen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeſelligſten Leidenſchaften, unter ſie ausgeſtreuet.

Ich bemerke zuerſt, daß zwiſchen den Menſchen von verſchiedenem Stande und verſchiedenem Vermögen dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden iſt. Reichthum und Rang geben dem, welcher ſie beſitzt, einen entſchiedenen Vorzug in allen Artikeln des modiſchen Luxus: der Rang, inſofern er den Menſchen den beſten und glänzendſten Muſtern näher bringt; der Reichthum, inſofern er ihn in den Stand ſetzt, ſie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erſtreckt ſich, ſo wie der Luxus ſelbſt, auf alle Theile des menſchlichen Lebens, und erhält alſo den Abſtand jener Claſſen beſtändig ſichtbar. Dieſe Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und weſentlichen Eigenſchaften gemacht waren, Freunde zu ſeyn, iſt ein großes Uebel. Aber es iſt dem Luxus nicht allein zuzuſchreiben, da der Grund dazu ſchon in den Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft liegt. Die Hinderniſſe hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menſchen leidet, welche Stand und äußere Verhältniſſe mit einander verbunden haben, kommen ganz auf ſeine Rechnung. Er iſt es, welcher die Zurüſtungen dazu ſo weitläuftig und mühſam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das geſellige Vergnügen ſelbſt, wozu ſie abzwecken, vernichtet,

und faſt immer vermindert. Wie viel hat nicht der gaſtfreye Mann, welcher modiſche Leute in ſeinem Hauſe bewirthen will, — zu bedenken, zu veranſtalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller ſeiner Kenntniß des Ueblichen, und bey ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, von der Nachläſſigkeit oder Ungeſchicklichkeit ſeiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenſtande der Luſt iſt eine Sache der Eitelkeit geworden: und wo Eitelkeit iſt, da iſt Kummer und Sorge. Unter der Herrſchaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Geſellſchaft erſcheint, oder wenn er Geſellſchaft zu ſich einladet, gleichſam auf einen Schauplatz von Zuſchauern auf, deren Beyfall er einerndten will, deren Tadel und Satyren er ſich aber zugleich Preiß giebt. Jeder iſt mit ſich beſchäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuſpähen. Die Aufmerkſamkeit aller wird auf Nebenſachen gezogen, und die Hauptſachen im Umgange, das vertrauliche Geſpräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergieſſungen des Herzens, ſind oft ſo gut als vergeſſen.

Das gilt von dem Modiſchen in den Sachen die man um und an ſich hat, das gilt von dem Modiſchen in dem Anſtande und dem Betragen, welches einen Theil von uns ſelbſt ausmacht. In der,

jenigen Geſellſchaft, die dieſen Anſtand am feinſten gleichſam ausgearbeitet, und ihn den meiſten und den beſtimmteſten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größres Verdienſt gehalten, dieſe Regeln zu wiſſen, und ſie mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als einen ausgebildeten Verſtand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erſtre, Welt haben. Zwar, wenn dieſe Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen ſo geſchmackvoll gewählt ſind, wie dieß in den oberſten Claſſen cultivirter Nationen am erſten zu erwarten ſteht, ſo bekömmt allerdings der Mann, deſſen Sitten ſich nach denſelben gebildet haben, dadurch einen gewiſſen Glanz, der alle ſeine andern perſönliche Vorzüge ins Licht ſetzt, und auch, in Ermanglung derſelben, an ſich noch gefällt. Es iſt alſo die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenſchaft bezeigt. Aber die übertriebne Schätzung derſelben iſt ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adlige Jugend den verdienſtvollen Mann, dem es an dieſem Firniſſe der Weltſitten fehlt, zurückgeſetzt, und Andre, dadurch allein, mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, ohne Wiſſenſchaft und Arbeitſamkeit ihr Glück machen ſieht: ſo wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches

ſie zu ernſthaften Bemühungen antreiben ſollte, wird geſchwächt; und die feine, artige, modiſche Welt, wird, eben durch das, was ſie in allen dieſen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menſchen beſtimmt, unvollkomner und ſchlechter.

Kein Stand aber iſt, dem der Hang zum Modiſchen ſo ſehr ſchadet, und bey welchem dieſer Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menſchen ſo gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerſtand.

Die Galanterie, in den Moden ſowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel: wo ererbter Reichthum und ererbte Würde, mit Muße und dem Triebe nach Vergnügen zuſammenkommen. Hier kann ſie ſich am geſchmackvollſten ausbilden, weil die vorzüglichſten Muſter, die beſten Producte der Kunſt und des Fleißes, dieſer Claſſe von Menſchen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am erſten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zuſammenhangs derſelben, geſchwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beſchäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes ſtören, theils weil ſie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und

Zeit koſtet, theils weil ſie dieſelben ſchon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haus-haltung und der Regierung beſchäftigt vorfindet, zwey Gegenſtände, wovon der eine viele Unter-brechungen leidet, der andre vielen Umgang mit Menſchen erfordert. Der höhere Bürgerſtand, welcher jener oberen Claſſe nahe genug iſt, um ihren Staat und Putz ſowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und deſſen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, iſt doch in einer viel ungünſtigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben ſo wenigen Inconveni-enzen, zu gelangen.

Er iſt auf der einen Seite nicht ſo leicht im Stande, ſich von allem, was modiſch und ga-lant, was in jeder Sache die neuſte Erfindung und die anſtändigſte Sitte ſey, zu unterrichten. Er ſieht nicht ſo gute Muſter, ſieht ſie nicht ſo beſtändig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinun-gen der Menſchen vom Anſtande, oder in den Ar-beiten und Producten ihrer Induſtrie vorgehen, nicht ſo geſchwind kennen. Es ſind alſo gemeinig-lich bey ſeiner Einrichtung Lücken, es ſind in ſeinen Sitten Widerſprüche. Die verſchiedenen Theile ſeiner Haushaltung, ſo wie die Gewohnheiten ſei-ner Etiquette paſſen ſelten vollkommen zu einander.

Seine und der ſeinigen Kleider ſind vielleicht präch⸗tig und ausgeſucht modern, und ſeine Wohnung iſt gemein und altväteriſch ausgeziert: oder ſeine Zim⸗mer ſind glänzend, und ſein Tiſch iſt bürgerlich; oder die Tafel iſt mit einem läſtigen Ueberfluſſe be⸗ſetzt, und die Gäſte werden übel bedient. — Ge⸗meiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Eti⸗quette und den Luxus der vornehmen Welt erſt nach und nach kennen; ſo wie ſein wachſender Reichthum ihn in den Stand ſetzt mehr zu kaufen, oder ſeine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu ſehen. Eben ſo ſtufenweiſe alſo ſtaffirt er ſich und ſeine Haushaltung aus. Faſt immer blei⸗ben daher noch Spuren des erſten Zuſtandes, von dem er ausgegangen iſt, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme miſcht ſich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der ſchon in einem üppigen und auf modiſchem Fuſſe le⸗benden Hauſe geboren und erzogen iſt. — So ſind auch oft die Ausdrücke ſeiner Politeſſe. Er iſt vielleicht pedantiſch genau in Beobachtung gewiſſer Regeln guter Lebensart, und überſieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falſch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anſpruch dar⸗auf macht, genau modiſch zu ſeyn: ſobald iſt die

größere Schwierigkeit, welche ſie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die ſie darauf wendet, für ſie eben ſo wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlaſſung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und geſellſchaftliches Vergnügen geſtört, indem ſie, bey der größten Aufmerkſamkeit auf die Beobachtung des Anſtändigen und des Ueblichen, ſich doch alle Augenblicke in Gefahr ſieht, daſſelbe zu verfehlen: oder, wenn ſie allen Roſt des Alterthums und des bürgerlichen Weſens von ſich abreiben, und ſich durchaus und gänzlich moderniſiren will, ſo wird ſie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlaſſet, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kömmt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße gnug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu

nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nö⸗thigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdieß geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen ge⸗wiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sit⸗ten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vor⸗nehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäfts⸗mann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Ge⸗ſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkommen artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht ſein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch ſein Vermö⸗gen nicht verſchwendet, ſo bildet er doch ſelten ſei⸗nen Geiſt auch nur ſo gut aus, als Ueppigkeit und geſellſchaftliches Wohlleben die Höfe und die vor⸗nehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwi⸗ſchen Arbeit und Geſellſchaft ſeine Zeit theilen, oder er muß ſich gefallen laſſen, auch mit ſchlechten und ſit⸗tenloſen Menſchen umzugehen. Seine Claſſe bie⸗thet nicht gnug wohlhabende und wohlerzogne Müſ⸗

ſiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Geſellſchaft auszumachen. Will er alſo immer unter modiſchen Zerſtreuungen leben: ſo muß er auch die Unbeſonnenen, die Verſchwender, die Liederlichen ſeines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in ſeinen Umgang ziehn. — Und ſo verſchlimmert er ſein Inneres, ſeinen Kopf und ſein Herz, indem er ſein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und modiſcher Zierrathen, und aus der auf den Beſitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menſchen, iſt die Liebe zum Gelde und die Hochſchätzung des Reichthums.

Wenn der Wünſche viele ſind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn dieſe oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben ſo wohl den Weg zur Achtung und zum Anſehn, als den zum ſinnlichen Genuſſe bahnt: ſo muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmſte Mittel zur Glückſeligkeit, und als die ſolideſte Baſis der Ehre anzuſehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, welche zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man deſſelben viel beſitzt, kann man ſich ſo gar den Geſchmack gewiſſermaßen erkaufen,

indem man entweder die Künſtler und Kenner bezahlt, die uns denſelben lehren, — oder indem man ſo vielmahl ſeine Einrichtung verändert, und ſo mannigfaltige Sachen anſchafft, bis man, durch die immerwährende Vergleichung, auch endlich ſein Urtheil berichtiget. — Modiſcher Luxus iſt es hauptſächlich, der den Reichthum gleichſam ſichtbar macht, und ihn aus den Käſten ſeines Beſitzers vor die Augen des Publicums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, ſich Anſehn zu verſchaffen. Die Bewegungsgründe ſind alſo alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Urſprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde ſtatt findet, welche ſich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verſchaffen wiſſen, und weder in ihren Erfindungen noch in ihrem Geſchmacke Fortſchritte machen. So unverändert das Türkiſche Coſtume, ſo wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, ſo einfach und abwechſelungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung iſt: ſo gehören demohnerachtet Geitz und Gewinnſucht unter die Charakterzüge dieſer Nation. Selbſt der Tartar, in deſſen Gezelte, außer ſeinem Pferdeſchmucke und ſeinen Waffen, wenig andre Dinge des Be-

dürfniſſes oder der Pracht, Platz finden, iſt deßwegen nicht ohne Begierde Geld zu ſammeln: und wenn er es nicht zu brauchen weiß, ſo vergräbt er es, und iſt mit dem bloßen Bewußtſeyn eines, andern Menſchen verborgnen und ihm unnützen, Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält ſich die Sache ſo: daß die Begierde nach Eigenthum einer der älteſten und der natürlichſten Triebe des menſchlichen Herzens iſt, der ſich zuerſt bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieſer Habſucht des rohen, uncultivirten Menſchen, macht die Entdeckung neuer Bedürfniſſe gleichſam eine Diverſion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenſtände gerichtet, und verliert alſo etwas von ihrer erſten Heftigkeit, die ihr eigen war, da ſie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunct, wo die Menſchen an Kunſt, Schönheit und dem Anſtändigen Geſchmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart ſind; — wo ſie den geſelligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verſchmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüſſen zuſammenſetzen. — In dieſer glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben ſcheinen,

iſt der Umgang der Menſchen mit einander der freyſte und traulichſte, und der Genuß des geſelligen Leben am reinſten. Die Menſchen geſellen ſich dann zuſammen nach den Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen ihren Charakteren oder den Gegenſtänden ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geiſt wird unter ihnen, durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und geſellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und ſeelenloſen Geſchäfte des Geldſparens und Gelderwerbs: und wird doch noch nicht, durch eben dieſen Ehrgeitz und eben dieſe Geſelligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dieß letztre geſchieht am Ende der verſchiednen Perioden der Cultur, wenn während derſelben ſich der Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geſchmack aufs äußerſte verfeinert worden iſt, nach welchem Verhältniſſe dann auch die Moden häufiger abwechſeln und ihre Herrſchaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menſchen nicht anders zum Umgange ſich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen ſchimmert. Der, welcher ſeiner Haushaltung dieſen Glanz nicht geben kann, hält ſich ſelbſt der Ver-

traulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben ſind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurückgeſtoßen. Gleichviel eingebildete und erkünſtelte Bedürfniſſe, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das iſt das Band, welches die Menſchen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen absondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menſchen den Eintritt in die beſte Geſellſchaft ſeines Wohnorts verſchafft, hängt, unter dieſen Umſtänden, guten Theils von der modiſchen Eleganz und Artigkeit ſeines Aeußern und ſeiner Haushaltung ab. Und da dieſe nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande iſt, erlangt werden kann, von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: ſo erwacht nun die Begierde reich zu ſeyn, von neuem in aller Herzen, ſelbſt in den Herzen derer, welche den gebildetſten Verſtand haben, und die Gegenſtände geiſtiger Unterhaltung am beſten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menſchen ihre Thätigkeit an: die Begierde nach Gelde ſcheint unglücklicher Weiſe eine der letzten Leidenſchaften zu ſeyn, in die ſich alle andern auflöſen.

Noch iſt unter den oben angegebnen Puncten der Unterſuchung, der letzte zurück, — die Beſtimmung der Regeln, welche die Vernunft, ganzen Nationen, und einzelnen Perſonen, in Abſicht der Moden vorſchreibt.

Zwar, Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieſer, Regeln zu geben, iſt vergebliche Mühe. Es iſt keine, in welcher die Entſcheidung ſo ganz demokratiſch geſchähe, und ſo wenig durch die Vorſtellungen einzelner Perſonen gelenkt werden könnte. In keiner kömmt es ſo ſehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andre, entſtanden: ſo richtet ſich auch der Geſchmack an denſelben, und die Leidenſchaft, mit welcher ſie geſucht werden, nach Geſetzen des Anſtandes, in welchen die Meinungen und Geſinnungen dieſer mit einander correſpondirenden Nationen ſich gleichſam vereinigen. Das Geſetzbuch der Mode iſt, wie das der Ehre, ein allgemeines Geſetz für ganz Europa: und muß, wenn es Verbeſſerungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen die man in einem Lande allein zu machen verſucht, indeß die andern

dem alten Syſtem ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange beſtehn.

Der Moraliſt kann alſo nur ſagen, welcher Charakter, nach ſeiner Meinung, einer Nation zu wünſchen wäre. Er kann ſich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe, mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden beſitze, — welches in allem, was wahre Bedürfniſſe, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft, neue und beſſre Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit, ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette ha-

be; — und das Anſtändige der äußern Sitten, mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachten, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde: — und daß endlich dieſer letztre, weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um dieſes Ideal realiſiren zu helfen? Nichts, als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurückzugehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben, hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für ſich, das Ziel der Vollkommenheit aufſuchen, und darnach hinſtreben.

Die bekannteſte, und in der That die nothwendigſte Regel für dieſe, in Abſicht der Moden, iſt, nicht zu langſam und nicht zu ſchnell den Abwechſelungen derſelben zu folgen; — weder durch Alter-

thum, noch durch Neuheit, ſich in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben ſo ſehr einen Geiſt der Kleinigkeiten, ein Verdienſt in den Widerſtand zu ſetzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens, thut, als ſich mit der ſchnellen Nachahmung derſelben zu brüſten. Iſt es Eigenſinn oder Nachläßigkeit, welche unſern Putz und unſere Sitten altväteriſch macht: ſo vergiebt dieß die Geſellſchaft noch weniger, weil ſie immer Aufmerkſamkeit auf ſich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geſchmack und ihre Entſcheidungen fodert.

Es giebt, nach meiner Beobachtung, hierin einen dreyfachen Abweg, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erſte iſt eine eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entſteht entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel der Aufmerkſamkeit. Nachdem die Quelle iſt, aus welcher das altmodiſche Weſen entſteht, nachdem ſind auch die Modificationen deſſelben.

1. Das Neueſte in den Moden iſt nicht allemahl das Schönſte. Aber in einem Zeitalter, das

in der Cultur allgemeine Fortſchritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den ſie erhalten, modiſch werden, wirklich vom Schlechtern zum Beſſern über. Unſre Kleidung iſt in vielen Stücken bequemer geworden, als die unſrer Vorfahren; unſre Meubeln haben ſich den reinen und eleganten Formen der Natur, und des Antiken mehr genähert. Mitten unter dieſe hat die Phantaſie und die Neuerungsſucht, von Zeit zu Zeit, abenteuerliche, ausſchweifende, und unnatürliche Moden gemiſcht, die aber gemeiniglich, unter den übrigen, die flüchtigſten ſind, und am ſchnellſten vorübergehn. Der geſetzte Mann von gutem Geſchmacke wird mit ſeinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er ſich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch ſein Beyſpiel zu verbreiten ſuchen, die gleichgültigen, wenn ſie fortdauern, mitmachen, die abgeſchmackten unnachgeahmt vorübergehn laſſen, oder wenn ſie allgemein geworden ſind, ſie ſo weit mäßigen, daß er weder durch ſein abſtechendes Aeußre andern auffallend werde, noch ſich ſelbſt durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geſchmackloſe Menſch ſieht von allen dieſen Verbeſſerungen nichts, oder er findet wenigſtens daran kein ſo ſtarkes Vergnügen, daß ſeine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte iſt, — dadurch überwunden würde. Er empfindet den Uebelſtand nicht, ſich von den Perſonen, mit welchen er zuſammenkömmt, auf eine auffallende Weiſe zu unterſcheiden. Dieſe Art von altväteriſchen Leuten ſind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben ſo weit zurück, als in ihrem Coſtume.

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieſer Claſſe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meynung bey der Claſſe der Unzufriednen. Sie entfernen ſich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden iſt, gefällt, und weil ſie es einmal für allemal bey ſich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenoſſen Thoren ſind. Alte Leute finden ſich oft in dieſem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichteſten. Sie haben ſo viele Urſachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zuſtande vorzuziehn: daß man die kleine Täuſchung überſieht, nach welcher ſie die

Verſchlimmerung, die nur in ihrer eignen Natur vorgegangen iſt, in den Dingen und Menſchen auſſer ſich ſuchen. — Ueberdieß iſt auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geſchmack andrer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgeſprochen. Aber wenn grämliches Weſen und allgemeine Tadelſucht, dieſen letztern unmodiſch macht: ſo thut der Fehler des Charakters, welcher ſich dadurch offenbaret, dem tadelſüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelſtand ſeines altfränkiſchen Aeußern.

Es iſt ein Zeichen der Heiterkeit ſowohl, als der geſelligen Gemüthsart, wenn der Menſch geneigt iſt, in der Geſellſchaft, worinn er ſich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorſchlagen, und woran ſie Vergnügen finden, wenn es auch ſeinem eignen Geſchmacke nicht vollkommen gemäß iſt. Auf gleiche Weiſe wird der Menſch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Urſache hat, ſich auch die Gewohnheiten derſelben leicht gefallen laſſen, und ſelbſt ſich mancher ihrer Phantaſien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entſteht das altfränkiſche Weſen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die

Anſchaffung der neuen modiſchen Sachen erfordert, ſo hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht ſo mißfällig, aber verächtlicher iſt. Um dieſen Urſprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menſchen wiſſen, und ſeine ganze übrige Aufführung mit dieſem Theile derſelben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunſtfleiß zu unterſtützen, indem er ſeine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf ſich zieht, iſt auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, ſich nach dem Geſchmacke derſelben zu richten. Wenn wir in den Häuſern der Perſonen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite, die Spuren von Stolz und Eitelkeit ſehen, — von der andern aber, einen altmodiſchen Geſchmack finden: ſo können wir keck glauben, nicht, daß dieſe Menſchen über die Kleinheit der modiſchen Galanterie erhaben ſind, ſondern daß ſie von einer noch ſtärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit iſt, beherrſcht werden. Der, welcher mit Anſtand altmodiſch ſeyn will, muß ſich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geſchmacke des Zeitalters gemäße Auszierung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vernachläßiget, muß durch die anderweitige wohlthätige

thätige oder nützliche Anwendung ſeiner Reichthümer, durch wichtige Beſchäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, dieſen Uebelſtand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und ſich dem allgemeinen Geſchmacke, ſo wie den gewöhnlichen Anforderungen der Geſellſchaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darinn gelten ſoll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienſte nützlich iſt, muß wenigſtens ſein Geld und ſeinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Induſtrie, durch einen geſchmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die ſich ſonderbar kleiden, und in ihrem Anſtande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die ſtillſchweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenoſſen zur Regel geworden iſt, — weil ſie dieſe Conventionen gar nicht wiſſen, — weil ſie auf das Aeußere der Menſchen unter denen ſie leben, ſo wenig Achtung geben, daß ſie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derſelben leben von der Welt ſo entfernt, und ſind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl,

auf einen ſo kleinen Kreis von Geſellſchaft eingeſchränkt, daß ſie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Urſache finden, es ſich Geld oder Mühe koſten zu laſſen, um dieſelben anzunehmen. Andre ſind, mit ihrem Geiſte, auch von den Dingen und Menſchen abweſend, von welchen ſie umgeben ſind: oder werden wenigſtens von ihrem ſinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat ſich irgend ein intereſſantes Studium ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich bemächtigt, und ſie für jeden Gegenſtand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es iſt bloße Zerſtreuung, welche ſie hindert auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zuſtand, der immer eine gewiſſe Schwäche des Geiſtes verräth. Alle dieſe Menſchen, die nicht wiſſen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen iſt, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger ſie leben, und je mehr der Zeitraum anwächſt, den ſie ſo abweſend, dem Körper oder dem Geiſte nach, von der menſchlichen Geſellſchaft, zubringen: deſto weiter wird der Abſtand, der ſich am Ende deſſelben zwiſchen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwiſchen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art ſich zu kleiden, zu

wohnen und ſich zu betragen findet. Aus welcher Urſache auch dieſe Unwiſſenheit des Ueblichen und des Modiſchen entſtehe: ſo iſt ſie doch immer dem Menſchen nachtheilig. Sie ſey ein Unglück oder ein Fehler: ſo ſtört ſie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menſchen mit ſeinen Zeitgenoſſen, in deren Umgange er doch allein ſein Vergnügen, oder die Gelegenheit Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungeſellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über ſein Aeußeres ein nachtheiliges gefällt wird: ſo wird er durch die Unruhe, welche ihm dieſes verurſacht, gehindert, ſeine übrigen guten Eigenſchaften zu ſeinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtloſe Bemühungen an, ſich nach den Meinungen und Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und wird abgeſchmackt und affectirt, weil er zu ſpät artig zu werden ſucht. Oder ergreift er die Partey, das ſelbſt zu tadeln und als lächerlich darzuſtellen, wovon er abgewichen iſt: ſo iſt er in Gefahr, der Geſellſchaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdieß läſtig zu werden, da er ihr ſonſt nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man, in vorigen Zeiten, den Fehler vorzüglich Schuld gegeben, daß ſie ihr

Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen, ſich auszeichneten. Dieß wird immer der Fall ſeyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenſtände geht, welche die übrigen Stände beſchäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geſchäftsleute gar keinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weiſe von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Und in ſeiner Studierſtube, oder in dem engen Kreiſe ſeiner Zunftgenoſſen, kann er nicht anders als altfränkiſch und unmodiſch werden. Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſich heut zu Tage in Europa ſehr geändert. Der Geſchmack an Kenntniſſen iſt allgemeiner geworden: und die Wiſſenſchaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktiſchen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwiſchen der Gelehrſamkeit und den Geſchäften iſt jetzt größer als jemahls: alſo auch die zwiſchen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert ſich alſo auch die altmodiſche Tracht, und das linkiſche Weſen der erſten.

Es iſt gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die ſich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlſtandes ſich ſeltſam betragen, zuweilen Leute

von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerkſamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüſſen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne ſchwächt, und ſie deßwegen ſowohl unachtſamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger, in Abſicht ihrer eignen, macht. Theils iſt mit der Originalität des Genies nicht ſelten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweiſe verbunden. Der, welcher in ſich natürliche Eigenſchaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, ſpricht ſich leicht von der Aufmerkſamkeit und der Mühe los, welche es koſtet, andern durch die Befolgung ihres Geſchmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher ſcheint es, daß, wer mit ſeinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in ſeiner Einbildungskraft ganz neue Geſtalten der Dinge zuſammenſetzt, auch in ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in ſeinem Coſtume und in ſeiner Aufführung von dem Ueblichen abweiche. Ein Geiſt, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt

eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrſchenden Mode an: mit größern Kräften hingegen iſt auch eine beſtimmtere Form und Richtung derſelben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Geſellſchaft und die Nachahmung geben ſoll, weniger möglich wird.

Es giebt daher ſehr ſchätzbare Menſchen in altfränkiſcher und geſchmackloſer Kleidung; vortrefliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachläßigten Haarputze: und Geiſt und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt ſeyn, deren ſein Zeitalter ihn fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlſtandes, nach denen er ſich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten ſind. — Aber es würde ſehr irrig ſeyn, aus der Vernachläßigung der Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geiſteskräfte zu ſchließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verſtande oder großer Einbildungskraft auch etwas ſo eigenthümliches verbinden, daß ſie dadurch zur Erfindung des Neuen geſchickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, ſind überhaupt ſelten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche original in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer

Kleidung und in ihrem Decorum ſind; — welche in den Werken ihrer Kunſt, oder in der Betreibung ihrer Geſchäfte ſich über die übrigen Menſchen erheben, und in ihrem alltäglichen und geſelligen Leben ſich denſelben völlig gleichſtellen. Die Leute hingegen von bloß geſunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, ſind, eben durch ihren Verſtand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorſchreibt, ſowohl geſchickter als aufgelegter. Dieſe Claſſe, — die ſchätzbarſte und unentbehrlichſte von allen, — findet man alſo am erſten unter einem Aeußern, welches ſich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menſchen hingegen, welche, auf eine auffallende Weiſe, ſich von der Geſellſchaft, in welcher ſie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterſcheiden, zeigt ſich eben ſo abgeſchmackt in ſeinen Reden, und eben ſo widerſinnig bey ſeinen Unternehmungen, als ſeine Kleidung oder das Ameublement ſeiner Zimmer gothiſch, und als ſein Wohlſtand veraltert iſt. Sey es Mangel des Beobachtungsgeiſtes, ſey es Eigenſinn und Steifheit des Charakters: dieſelbe Miſchung intellectueller und moraliſcher Mängel, die ſie ſo unfähig macht das Syſtem modiſcher Sitten zu lernen,

und das Gute, welches in der Uebereinſtimmung mit ihren Nebenmenſchen liegt, zu ſchätzen, — eben dieſe Miſchung hindert ſie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen, mit ſich ſelbſt, oder mit den Regeln der gemeinen Menſchenvernunft zuſammenzuſtimmen.

Der zweyte Abweg in Abſicht der Moden iſt, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Perſonen, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Geſellſchaft ſtehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders geſteckt ſey, als es die ſtrengſte Mode erfordert; — Perſonen, die ſich ſo ſehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu ſpät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, ſich mit ſeinen Operationen zu verſpäten, und ſich vom Feinde, in Beſetzung eines vortheilhaften Poſtens, zuvorkommen zu laſſen.

Eine Folge davon iſt, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieſer modiſchen Schönen durch den Gegenſtand völlig erſchöpft wird, welcher ihren Ehrgeitz ſo ſehr in Bewegung ſetzt. Ihre unaufhörliche Nachforſchungen gehen darauf zu erfahren,

was Mode ſey: und ihr vornehmſtes Geſchäfte iſt es, das, was ſie in dieſer Abſicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn ſie in Geſellſchaft ſind: und mit dieſem füllen ſie ihre einſamen Stunden aus. Sie ſind immer in Berathſchlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Geſpielinnen, oder mit ihrem Schneider und Galanteriehändler. Das Studium der Mode iſt weitläuftig und ſchwer, wenn es dieſer eigenſinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorſchriften, bis auf ihre flüchtigſten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiſte, der ohne Nachlaß mit dieſen Kleinigkeiten angefüllt iſt, Raum zu dem Wichtigen übrig bleiben; — es ſey zu den Gegenſtänden der Erkenntniß, welche ihn ſelbſt zieren und anbauen ſollen, es ſey zu den Geſchäften des Lebens, welche ſeine Pflichten ausmachen? — Und wie iſt es möglich, daß nicht der ganze Maßſtab, nach welchem der Menſch den Werth der Dinge beſtimmt, verfälſcht, und alſo ſeine Urtheilskraft mit ſeinem Geſchmacke, zugleich verdorben werde, wenn er ſich gewöhnt, das Außerweſentlichſte und Willkührlichſte in den Auszie-

rungen ſeiner Perſon und ſeiner Sachen, für etwas unentbehrliches und geſetzliches zu halten.

Es iſt ein wirkliches Verdienſt für ein Frauenzimmer, ſich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur ſich mit dieſem Geſchlecht vorgeſetzt hat, gehört, daß es gefallen ſoll, ſo iſt jede Bemühung, die es anwendet, ſich wirklich zu verſchönern, ſeiner Beſtimmung gemäß. Und es iſt allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worinn beſteht dieſes Verdienſt? Eben darinn, daß ſie in dieſer Wahl ihren Verſtand und ihren guten Geſchmack zeigen; — nicht darinn, daß ſie die Moden, — ſondern darinn, daß ſie ſich ſelbſt kennen; daß ſie wiſſen, was ihnen wohl, und was ihnen übel ſteht; daß ſie Formen und Farben der Kleider nach ihrem Geſichte, nach ihrem Wuchſe, auch ihrem Alter und ihren Umſtänden gemäß, wählen; daß ſie ihre natürlichen Mängel geſchickt zu verbergen, ihre ſchönſten Theile ans Licht zu bringen wiſſen, ohne Affectation zu verrathen; — daß ſie mit einem Worte ihrer Natur treu bleiben oder derſelben zu Hülfe kommen, indeß ſie doch von dem Ueblichen auf keine

auffallende Weiſe abweichen. — Dieſes Verdienſt nun kann ſich kein Frauenzimmer erwerben, welches ſtrenge der Mode folgt. Ihm iſt alles pünctlich vorgeſchrieben. Alles was die Vornehmſten oder die Galanteſten ſeines Geſchlechts tragen, iſt ein Geſetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunſtaltet oder verſchönert werden. Die Modethörin urtheilt nicht über ihren Putz, ſie wählt nicht: ſie äfft nur nach. Sie ſchmückt ſich nicht ſelbſt, — ſie übergiebt ſich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, ſie auszuſtaffiren.

Doch dieſe eigne Wahl ſeines Anzugs, welche einem Frauenzimmer ſehr rühmlich iſt, wenn es unter mehrern üblichen Trachten die ihm angemeſſenſte ausſucht; wenn es, ohne nach dem Neueſten zu haſchen, bey dem an ſich ſchönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längſten aushält, und am ſchnellſten wieder zu demſelben zurückkehrt; wenn es weiß, ſich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügſten und beſten ihres Geſchlechts ähnlich erſcheint, indeß es doch keine knechtiſche Nachahmung verräth: dieſe Wahl, ſage ich, gränzt an einen Fehler, der eben ſo, wie die bisher geſchilderten, zu vermeiden iſt. Er iſt von den drey Abwegen, die ich

oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkiſche Sonderling das Coſtume der Vorwelt eigenſinnig und geſchmacklos beybehält, — der Modethor ſein Verdienſt in der pünctlichen Gleichförmigkeit ſeines Aeußern mit den neueſten Modellen der Galanterie ſetzt: ſucht eine dritte Claſſe, der es mehr darum zu thun iſt, die Augen auf ſich zu ziehn als zu gefallen, und die nur Aufſehn machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Claſſe von andern copirt, ſelbſt zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzuſtellen. Das ſind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodiſchen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben ſie die Moden auf eine ausſchweifende Weiſe, und die ihnen nur allein eigen iſt: oder ſie ſelbſt ſetzen Farben und Formen der Dinge zuſammen, wie ſie vor ihnen noch niemand ſah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann ſolche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausſchweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erſcheint: ſo läßt die große Welt es ſich gefallen, und der Pöbel ſtaunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armſeligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, ſich mit ſolchen ſelbſt erfund-

nen, und ausſchweifenden Moden verbinden: ſo iſt die kahle, nackte Abgeſchmacktheit der letztern ſo ſichtbar, daß die Perſon, welche ſie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehn kann.

Für einen Mann iſt es durchaus unſchicklich, ſich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum, thut alles Ausſchweifende und Außerordentliche, in der Kleidung und in dem Betragen, deßwegen mehr Schaden, weil es von den dem weiblichen Charakter unentbehrlichſten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine ſolche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts beſſeres zu thun hat; daß ſeine Aufmerkſamkeit auf eben ſo unwichtige Gegenſtände gerichtet iſt, als ſein Ehrgeiz; — daß er ſehr wünſcht bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, oder ſeinen Rang in der Geſellſchaft, es zu erhalten. Wenn ſeine neuen Erfindungen, wie dieß gemeiniglich der Fall iſt, noch dazu auf eine wiederſinnige Art zuſammengeſetzt, ſeltſam in der Form, und grell in den Farben ſind: ſo veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über ſeinen Geſchmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches ſich von ſeines Gleichen durch einen ſeltſam erfundnen und ihm eigenen Putz auszeichnet, erregt gegen ſich, entweder den Argwohn

der Coketterie, da man doch Sittſamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publicums, die man dieſem Geſchlechte weit weniger als dem unſrigen verzeiht. Das Weib ſoll ſich nicht bemühn Aufſehn zu machen, und der Mann ſoll es nur durch die Werke ſeines Verſtandes oder ſeines Fleißes erregen. Jenes ſoll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterſcheidende, ſuchen; dieſer ſoll ſich nur durch wichtige und perſönliche Eigenſchaften auszeichnen.

Doch findet ſich nicht immer durch die Erfahrung beſtätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen ſollte, daß nur ſchwache Köpfe, und Leute ohne Verſtand, dieſen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausſchweifender Moden zu ſeyn. Es vereinigen ſich im menſchlichen Charakter oft die widerſprechendſten Züge. Die Thorheit mancher Menſchen iſt, wie der wirkliche Wahnwitz andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenſtände eingeſchränkt. Sie reden und handeln klug, in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens: aber in einem einzigen Puncte, betragen ſie ſich wie Kinder, oder wie Schwachſinnige.

Bey dieſer Art Thoren, von der ich hier rede, iſt es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Aus-

ſchweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwiſchen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen: und, was, ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer erſten Jugendjahre geweſen war, iſt unvermerkt die Beſchäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am beſten dabey zu fahren, wenn ſie zuerſt durch etwas Narrheit die Augen andrer auf ſich ziehn, und dann ſich den Gaffern als geſcheite Leute zeigen. Indeſſen iſt es mit einer Vernunft, die ſich nicht auf die geſamte Aufführung erſtreckt, immer eine mißliche Sache. Eine ſolche einzelne Thorheit iſt, wie ein böſer Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Geſundheit des Ganzen beſtehen kann, aber doch immer dieſelbe bedroht, und gegen ſie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus dieſem allem iſt folgender. Der Erfindungsgeiſt, wenn der Himmel einen Menſchen damit begabt hat, ſoll nur auf das gerichtet ſeyn, was entweder ſein Beruf von ihm fordert, oder was an ſich groß und gut iſt: in allem was klein iſt, oder was für ihn zu Nebenſachen gehört, iſt die Nachahmung am rechten Orte. Beſonders wenn der Endzweck dieſer Nebenſachen iſt, ſich auszuzieren, ſo muß man, da man ſich nur für andre

puͤtzt, auch den Geſchmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denſelben durch jede auffallende Verſchiedenheit, ſie beſtehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andre es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menſchen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgefuͤhrten erſten Regel iſt alſo, zwiſchen alten und neuen Moden die Mittelſtraße zu halten. — Nach ihr iſt keine wichtiger als dieſe, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehoͤrt, nicht uͤberſchreite.

Derjenige, welcher ſich hervorzudraͤngen ſucht, und darnach ſtrebt, hoͤheren Claſſen der Geſellſchaft, als in der er gebohren iſt, naͤher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwaͤche der menſchlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im hoͤhern Stande, durchaus und im Ganzen, mehr Gluͤckſeligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden ſey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen ſtrebt, wo er Vorzuͤge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige iſt ein Thor, welcher dieſen Uebergang aus einer niedrigern Claſſe in eine hoͤhere, durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieſer letztern ſich zu erleichtern einbildet. — Er verraͤth

räth dadurch erſtlich zu ſehr ſeine Begierde. Und ſobald dieſe offenbar wird, ſo widerſetzen ſich derſelben alle: ſeines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Geſellſchaft, ſind Veränderungen der Meinung der Menſchen von uns. Und dieſe müſſen nach und nach erſchlichen, oder ſie müſſen durch Verdienſte erworben, aber ſie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unſre perſönlichen Vorzüge müſſen uns den Weg bahnen: und wir müſſen die Gelegenheiten brauchen. Aber ſeine Anſprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieſelben durchzuſetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern iſt es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben ſo wohl, wenn man ſich über ſeinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an ſich trägt, als wenn man ſich einen vornehmern Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Abſicht haben, Unbekannten eine falſche Idee von ſich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich ſelbſt, ein ſolches Beſtreben ſey, leuchtet ein.

Was die geſellſchaftlichen Gewohnheiten, was insbeſondre die Formen der Höflichkeit und des

guten Anſtandes betrifft: ſo muß derjenige, welcher zur guten Geſellſchaft gehören, oder von ihr zugelaſſen werden will, auch die Sitten der höchſten Claſſe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar iſt, daß, im Ganzen, der Wohlſtand dieſer Claſſe der beſte, ihre Gewohnheiten am vernünftigſten ausgedacht, ihre Sitten dem geſelligen Vergnügen am meiſten angemeſſen ſind: ſo iſt es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande ſehr natürlich, ſie vorzuziehn, und ſehr erlaubt, ſie ſelbſt nachzuahmen. Indeſſen muß er ſich wohl hüten, dieſelben in alle Geſellſchaften mitzubringen. Es iſt ein beſondrer Vorzug, wenn ein Menſch Biegſamkeit genug hat, ſich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu ſchicken; — Aufmerkſamkeit genug, um dieſe Verſchiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Geſellſchaft, in welcher er iſt, um ſich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dieß ſcheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im beſten Verſtande des Wortes; — zu ſeyn: wenigſtens iſt es die einzige, welche von ihm ſtudirt ſeyn will, bey der er denken muß; und auf die alſo ſein Geiſt und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechaniſche Nachma-

chen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf geſehen hat, wenn ſie auch die vortreflichſten wären, kann keine große Tugend ſeyn, ſo wie es keine großen Talente fordert. Daß alſo ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an ſich trägt, das giebt von der Beſchaffenheit ſeines Innern, worauf es doch beym Fürſten und beym Bettler zuletzt ankömmt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienſt iſt bey dem Menſchen von geringerem Herkommen, und einem ſeltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darinn ſchicklichen Wohlſtand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad ſowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menſchlicher Empfindung anzeigt, iſt, wenn man ſich, in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Claſſe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht ſind, den Perſonen, unter denen man iſt, gleichſtellt, und verſchiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anſtändige, edle und natürliche Art zu ſpielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon abſondert, — und dem Adel durch adlige Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch einige zerſtreute Anmerkungen über die ganze Materie, welche in den verſchiedenen Abtheilungen der vorhergehenden Abhandlung nicht ihren bequemen Platz fanden, ſey es mir erlaubt am Ende derſelben hinzuzuſetzen.

Die erſte betrifft die modiſchen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derſelben iſt, dünkt mich, nach folgendem Maßſtabe zu beſtimmen: „je weniger ſie künſtlich und zuſammengeſetzt, und je angemeſſener ſie zugleich dem Zwecke ſind, die geſellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger ſie die Freyheit einſchränken, und je mehr ſie doch Gefälligkeit und geſellige Tugenden ausdrücken, deſto vollkommner ſind ſie.“

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey ſeyn, wenn er angenehm ſeyn ſoll: weil nur bey der Freyheit, der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte ſtatt findet; und weil insbeſondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes geſellſchaftlichen Vergnügens ausmachen müſſen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig ſeyn. Das heißt, erſtlich, er muß alles vermeiden, was durch ſeinen ſinnlichen Eindruck, oder durch ſeine

Nebenidee anſtößig iſt, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (ſey es aus welcher Urſache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was, als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung, nöthig iſt, welche die Glieder der Geſellſchaft gegen einander hegen ſollen. So viele verſchiedene Verhältniſſe es in der bürgerlichen Geſellſchaft giebt, ſo verſchiedne Pflichten eines Menſchen gegen den andern daraus erwachſen: ſo vielfach modificirt ſich auch dieſer Ausdruck. Um deſto zuſammengeſetzter wird alſo auch die Wort- und Geberdenſprache der Politeſſe. Aber eine gemeinſchaftliche Geſinnung muß durch alle die mannigfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchſchimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und geſetzliche Ungleichheit der Menſchen ſo vervielfältiget hat: das iſt die Geſinnung einer mäßigen Selbſtſchätzung, welche aus dem Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit entſteht; und die Geſinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Reſpecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechſelnden und zuſammengeſetzten Formen der Politeſſe diejenige Einheit, durch welche ſie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige iſt der artigſte

Mann, der in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienſte zu leiſten hat, am beſten mit dem zu vereinigen weiß, was er ſich ſelbſt als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig iſt, deren Glieder, trotz aller zufälligen Unterſchiede, doch durch eine weſentliche Gleichheit und durch gemeinſchaftliche Rechte, verbunden ſind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politeſſe iſt ſonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften vergleicht. Denn faſt durch gleich krumme Wendungen haben die Menſchen ſich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerſt ſind die Sitten roh. Der Menſch iſt natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er iſt unhöflich und ungefällig. Er iſt in ſeinen Complimenten lakoniſch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerkſamkeit und Achtung ermangeln.

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Weſen. Das Geſetzbuch der Artigkeit wird ſehr complicirt. Alle

Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, ſowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu reſpectiren haben. Der Umgang wird ſteif, und das Weſen deſſelben, das Geſpräch wird über der Form faſt vergeſſen.

Zuletzt vereinfachen ſich wieder dieſe Regeln; die Forderungen der verſchiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen ſich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern ſich von neuem der erſten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da ſie mit einem feinen Gefühle aller Verhältniſſe und aller Obliegenheiten des menſchlichen Lebens verbunden iſt, nun den Charakter der Eleganz bekömmt.

Dieſer ſchnelle Uebergang der Sitten von grober Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer ſehr prunkvollen und beſchwerlichen würde, wie ich geſagt habe, mehr befremden, wenn wir nicht in der Succeſſion der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte des Menſchen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philoſophie folgt die äußerſte Subtilität faſt unmittelbar auf die Unwiſſenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichſten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menſchlichen

Handlungsarten geht das Natürliche erſt hinter dem Künſtlichen her, und das Schwere und Zuſammengeſetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So iſt es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, ſo in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der menſchliche Geiſt iſt wie eine elaſtiſche Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerſt in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, ſo treibt ſie den Menſchen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt über ſein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichſam Herr von ſich ſelbſt, von ſeiner Thätigkeit und von ſeinen Bewegungen, werde. Dann erſt mißt er ſeine Mittel gegen ſeine Zwecke ab: und nur dann lernt er eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch ſchränkt er ſie alle in gewiſſe Gränzen ein, und macht ſie ſimpler, indem er ſie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menſchen, die nicht ſo wohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur ſehr ſorgfältig ſind, die von ihnen

einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das ſind die Leute, welche die Franzoſen tirés à quatre epingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen dieſen Dingen die Formen der neueſten Erfindung und des modernſten Geſchmacks zu geben; ſondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches ſie ſich ſelbſt gebildet haben. Wenn dieſes alte und im übrigen verſtändige Leute thun, ſo gefallen ſie gemeiniglich; — ſelbſt wenn einige Schwäche dabey ſichtbar wird. Man rechnet ihnen dieſe Aufmerkſamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienſt an, da ſie ſelbige in einem Alter und unter Umſtänden beweiſen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit ſuchen. Die meiſten talentvollen Menſchen ſind um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greiſe werden es nach und nach. Wenn alſo die Geſellſchaft, einen aus beyden Claſſen, von dieſer Regel abweichen, und ſich der Mühe unterziehn ſieht, welche eine pünctliche Eleganz, ſie ſey alt- oder neumodiſch, verlangt: ſo erkennt ſie dieſe ihr bewieſene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es iſt auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affecta-

tion, nettgeputzten alten Mann, und einen in ſeinem Hausweſen elegant eingerichteten Philoſophen zu ſehen.

Aber zu weit muß dieſe Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu ſichtbar muß wenigſtens dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſeyn: ſonſt verräth der Menſch entweder einen Geiſt der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die ſich weder mit wahren Verdienſten verträgt noch dem Alter wohl anſteht. Reinlichkeit und guter Geſchmack ſind zwey Geſetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menſchen iſt, der in der Geſellſchaft gelitten werden will, das andre von großem Anſehn für den ſeyn muß, der von ihr aufgeſucht zu werden wünſcht. Aber die Vorſchriften derſelben ſind nicht genau beſtimmt, ſie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; ſie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen ſie eine ununterbrochne Aufmerkſamkeit nothwendig. Sie ſchließen ſo gar nicht die gratam negligentiam aus, welche ſelbſt der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz giebt, aber dem männlichen Ernſt und der männlichen Anmuth ſo vorzüglich angemeſſen iſt. — Wenn es, in Kunſtwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meiſters iſt, die Kunſt zu verbergen: ſo iſt es noch mehr nothwendig,

in dem, was das edelſte Werk der Natur, den Menſchen, nur bekleiden und ſchmücken ſoll, die Zwangloſigkeit der Natur, und den Anſchein der Zufälligkeit, den ſie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anſtande, der Beobachtung allgemeiner, vorherbeſtimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich ſieht, es mögen Regeln ſeyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder ſolche, die wir ſelbſt uns vorgeſchrieben haben, iſt ohne Anmuth und Grazie, ſo ſchön oder ſo zweckmäßig es an ſich ſeyn mag: und nur das gefällt, in dieſen kleinen Verſchönerungen der Perſon oder des Betragens des Menſchen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberlegungen, aber leichter und zwangloſer Ueberlegungen zu ſeyn ſcheint.

Die Modeſucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Gnüge thun kann, unterſtützt, hat etwas verführeriſch reitzendes: aber Modeſucht im armſeligen Gewande iſt äußerſt lächerlich. Das Neumodiſche muß durchaus auch

neu und ſchön ſeyn, wenn es gefallen ſoll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe, dient nur dazu, deſſen Mängel mehr ins Licht zu ſetzen. — Dieſer Umſtand, verbunden mit vielen andern, macht alſo für die, durch die Unterſchiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten, Rangordnungen der menſchlichen Geſellſchaft, einen ähnlichen Unterſchied ihrer Moral, auch in Abſicht der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil, — wenigſtens nach der bisherigen Meinung der Menſchen, und bey dem Unverſtande des großen Haufens, — von dieſer Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Anſehns abhängt, mit welchem dieſe Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen Sicherheit, bekleidet ſeyn müſſen. Es ſammeln ſich, ferner, in einem blühenden Lande, bey einzelnen Perſonen und Familien, ſo große Reichthümer, daß ſie, ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für ſie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen, vermöge des Ranges, welchen ſie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und faſt gebothen iſt, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den

Stand geſetzt ſind, können, ſowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechſelungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Induſtrie, ſo wie ſie aus den Werkſtätten des Künſtlers kömmt, annehmen und nutzen. Da ſie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: ſo erſcheint es, wenn es wirklich ſchön iſt, in ſeinem vortheilhafteſten Lichte: und ſelbſt das Thörichte und Ausſchweifende wird, bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anſtößig. — Der Reiche von minderem Range, der, vermöge ſeiner Einkünfte, den Luxus der Vornehmſten mitmachen kann, aber, vermöge ſeiner Lage im bürgerlichen Leben, dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewiſſen Prunke nicht einmahl berechtigt iſt, wird eben den Grad der Mäßigung in Abſicht des Modiſchen beobachten müſſen, mit welcher er, überhaupt, die Pracht ſeiner Kleidung, die ſeiner Wohnung und ſeiner Equipage einzuſchränken verbunden iſt. Das prunkloſe Schöne hat fixere Regeln, und iſt wenigern Veränderungen unterworfen: ſo wie hingegen das Neumodiſche, von Pracht entblößt, oft allen ſeinen Werth verliert, und für den Anblick eben ſo wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche bequemes hat. Der Mann endlich, deſſen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig ſind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der

Mode gehören, aus Pflicht ſowohl, als des guten Geſchmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als ſich um alle dieſe neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyſchaffung der dazu nöthigen Sachen zu ſorgen: nicht nur hält ihn eine weiſe Oekonomie ab, ſein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüſſige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfniſſe ſeiner ſelbſt und der Seinigen unbefriedigt ſind: ſondern auch ſelbſt die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn ſie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiſet ihn an, den Sachen ſeines Putzes und ſeiner Haushaltung, die er ſich nicht koſtbar an innerm Werthe anſchaffen kann, auch ein beſcheidnes äußeres Anſehn zu geben: wozu dieß mit gehört, daß ſie ſich nicht durch das Neumodiſche in Form und Farben unterſcheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe ſind, müſſen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen ſeyn, ſonſt fehlt es ihnen an derjenigen Uebereinſtimmung, welche das Weſen des Geſchmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande iſt, alles um ſich herum ſchön und glänzend zu machen, muß doppelt ſorgfältig ſeyn, Harmonie

zwiſchen den verſchiedenen Theilen ſeiner Haushaltung und ſeiner Lebensart hervorzubringen: — welches er am erſten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, alſo auch den Glanz der Neuheit an ſeinen Sachen zu vermeiden ſucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachläſſigung von ihnen abwiſcht.

Eine gewiſſe Nachſicht gegen die Thorheiten der Menſchen gehört unter die ſchätzbaren Eigenſchaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menſchen leben, der alles mit ihnen ſo genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er ſie thun ſieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Geſellſchaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine dieſe Nachſicht mehr, als die, welche die Menſchen begehn, um herrſchende Moden mitzumachen. Sie ſind deßwegen verzeihlicher, weil ſie weniger

freywillig ſind. Ich gebe es zu, daß der Gehorſam mit welchem ſich viele Perſonen der Mode unterwerfen, ſklaviſch iſt, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber ſich ihrer Herrſchaft ganz zu entziehn, iſt den meiſten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann alſo mit Recht das Ausſchweifende, welches ſich, von Zeit zu Zeit, in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Laſt legen, die mit denſelben ausgeſchmückt erſcheinen. Vielleicht mißbilligte ihr erſtes richtiges Gefühl, ſo wie das unſrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepaußten Halskrauſen. Aber anfangs richteten ſie ſich, nur aus Gefälligkeit und Nachgeben, nach Gewohnheiten, die ſie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden ſahen. Endlich gewöhnte ſich ihr Auge daran; der Uebelſtand verſchwand, ſo wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntſchaft mit der Sache: und die Nebenidee der Artigkeit oder des Ranges aller der Perſonen, welche ſie einſtimmig in dieſen Anzügen erſcheinen ſahen, verband endlich, ſelbſt in ihren Augen, eine gewiſſe Annehmlichkeit oder Würde damit, die ſie dafür einnahm.

Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche dieſe neuen Moden auf menſchliche Augen und Gemüther machen, nicht eben ſo ungehindert überlaſſen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unſre Entfernung von der Welt, unſer Geſchlecht, unſer Alter, uns die mißfälligen Moden nicht ſo oft als ſie ſehen läßt, vielweniger unſre Eitelkeit eben ſo rege macht, ſie nachzuahmen? In gleichen Umſtänden würden wir gerade ſo urtheilen, gerade ſo uns betragen, wie ſie.

Ueberdieß, da es in dem Weſen der Mode liegt, veränderlich zu ſeyn; und ſtäte Veränderungen nur möglich ſind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren ſie fähig iſt, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: ſo iſt es natürlich, daß, in dieſem ewigen Kreislaufe, das Unſchickliche zuweilen auf das Paſſende, und das Ausſchweifende und Uebertriebne auf das Angemeſſene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, iſt wider die Natur des Menſchen, wenigſtens des Menſchen in Zeitaltern der blühenden Induſtrie, und eines ausgebreiteten geſelligen Verkehrs. Der Wunſch nach Neuheit

aber, zerſtört eben ſo oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Cirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt ſich nun, welches fürs menſchliche Geſchlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit ſey: — ob, dieſe Feſtigkeit des Urtheils und dieſe überwiegende Herrſchaft des guten Geſchmacks, welche machen würde, daß die Menſchen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn ſie es einmahl gefunden haben, feſt hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder dieſe raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes, welche ſie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer ſich, lüſtern macht, geſetzt auch, daß ſie von richtigern Ideen zu verkehrtern, und von ſchönern Formen zu häßlichern übergehen ſollten? — Auf dieſem letztern Wege ſind die Menſchen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, ſondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen ſich immer, Periodenweiſe, von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den ſie ſchon erreicht zu haben ſchienen: aber auf ihrem Rücklaufe kommen ſie

demſelben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln, durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangner Jahrhunderte bis auf unſre Zeit hindurchgegangen iſt, doch im Ganzen unſre Kleidung bequemer, und unſern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unſern Vorfahren geweſen iſt.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menſchliche Geiſt, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müſſen. Wenigſtens, glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewigdauernden und unwandelbaren Moden erfunden ſeyn werden, noch weit ſpäter eintreten wird, als das, worinn die Philoſophen ſich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphyſik und Moral vereinigen werden.

Ich ſchließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft iſt ein ehrwürdigerer Geſetzgeber, als die Gewohnheit: und die Einſicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Dieſe Vernunft lehrt mich aber, die großen und fortdauernden Verhältniſſe, in denen ich als Menſch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer, — ſtehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieſer Verhältniſſe obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die ſich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Geſellſchafter zu beobachten habe, vorziehn.

Alles aber, was die Mode regulirt, hat nur ſeinen Bezug auf das Gefallen in Geſellſchaft, und auf die Erleichterung und Vermehrung des geſellſchaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modiſchen Luxus einſchränkt, und uns in Befolgung der modiſchen Veränderungen Mäßigung vorſchreibt, hat ſeinen Bezug auf Tugend

und Glückſeligkeit, und iſt zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings, in unſerm Leben, die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß dieſe Gewohnheit ihre Rechte erſtrecken. Und auch die Sorgfalt, mit der man ſie beobachtet, muß nicht größere Anſtrengung, mehr Zeit, und mehr Aufwand koſten, als andre wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unſre Kräfte, unſre Tage, und unſer Vermögen zu widmen ſchuldig ſind, erlauben.

Endlich, da die Abſicht, warum wir Moden mitmachen, keine andre iſt, als weil wir, zwiſchen uns und andern Menſchen, die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günſtig iſt, zu erhalten wünſchen: ſo iſt klar, daß wir den Endzweck der Moden am beſten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigſten und geſetzteſten Perſonen unſers Geſchlechts richten. Da aber dieſe mit ihrem

Innern, als dem Wichtigern, ſtets mehr, als mit dem Aeußern, beſchäftigt ſind: ſo können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachläſſigen.

III.

Ueber
die Maxime Rochefaucaults:
das
bürgerliche Air
verliehrt ſich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe.

Die Maximen des Rochefaucault haben die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen zuerſt durch die Theorie auf ſich gezogen, welche, im Ganzen genommen, darinn herrſcht. Die meinige iſt, bey ſeinem Werke, vorzüglich auf die feinen Beobachtungen über das geſellſchaftliche Leben gerichtet geweſen, welche in demſelben zerſtreuet ſind.

Jene Theorie, welche die Eigenliebe zum Triebwerke aller menſchlichen Handlungen, und die Tugend zu einer feinern Berechnung des Eigennutzes macht, war zu der Zeit, als Rochefaucault ſchrieb, noch neu genug, um Aufſehen zu erregen. Die Weltleute glaubten in ihm einen großen Aufſchluß über die Falſchheit der menſchlichen Tugenden zu finden, die ſie in der Ausübung immer ſchon angenommen hatten, und durch die ſie ihre eigne Gleißnerey ſowohl, als ihren beſtändigen Argwohn gegen andre rechtfertigen konnten. Die Moraliſten zogen aus ſeinem Werke, nach einigen damit vorgenommenen Veränderungen die Grundlage eines neuen Syſtems, indem ſie die Selbſtliebe des Menſchen,

die ihn nothwendig zum Mittelpuncte aller ſeiner Beſtrebungen macht, ebenfalls als Principium der Tugenden annahmen, und ſie nur von dem Eigennutze, der bloß die äußern Güter, Reichthum und Macht, ſucht, ſorgfältiger, als Rochefaucault, unterſchieden. Beyde vereinigten ſich, ihn als den größten Kenner des menſchlichen Herzens zu preiſen. Heute zu Tage iſt dieſer Grundſatz, daß bey allen menſchlichen Handlungen Eigennutz zum Grunde liege, — der in Rochefaucaults Maximen durch eine Menge ausgeſuchter Beyſpiele durchgeführt wird, — ſo oft aufgeſtellt, beſtritten, und von allen Seiten beleuchtet worden; man hat ſich ſo allgemein überzeugt, daß die Selbſtliebe, in einer gewiſſen Bedeutung des Worts, das Principium der menſchlichen Handlungen, und alſo auch ihrer Tugenden ſey, — weil dasjenige auf den Zuſtand des Menſchen einen Bezug haben muß, was ſeinen Willen in Bewegung ſetzen ſoll; — und man hat ſo allgemein anerkannt, daß auch der Eigennutz im engern Verſtande, der, welcher auf Geld oder auf Ehre geht, ſehr viele der glänzendſten und am meiſten geprieſenen Thaten der Menſchen hervorbringe: daß es einer moraliſchen Schrift kein großes Verdienſt mehr in unſern Augen geben kann, jenes Princip ins Licht geſetzt, und dieſe Täuſchung auf-

gedeckt zu haben. Man iſt überdieß, nach einer längern Betrachtung dieſer Maximen, die durch das Entſcheidende ihrer Behauptungen anfangs eben ſo ſehr als durch die Kürze und das Sinnreiche ihres Ausdrucks einnahmen, ziemlich darüber einverſtanden, daß viele derſelben Uebertreibungen enthalten, und daß ſie Erfahrungen, die in vielen Fällen wahr ſind, und bey der Claſſe von Menſchen, unter denen Rochefaucault gelebt hat, am häufigſten zutreffen, in ganz allgemeine Grundſätze verwandeln. Als Moraliſt, führt dieſer oft ſeine Leſer irre, oder er belehrt ſie nicht ſo ſehr als es ſcheint. Seine allgemeine Theorie iſt, in der Ausdehnung und Gewißheit, mit welcher er ſie vorträgt, nicht richtig: und mit den Einſchränkungen, unter welchen ſie wahr iſt, enthält ſie nicht ſo viel unbekanntes.

Aber von einem dauerhaftern und unveränderlichern Werthe ſind eben dieſe Maximen des Herzogs, wenn ſie als Schilderungen der Menſchen angeſehen werden, unter welchen er lebte; wenn man darinn nicht ſowohl die Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verſchiedenen Claſſen der Menſchen im bürgerlichen Leben, und beſonders die Kenntniß der Großen in den neuern Zeiten und Staaten ſucht. Rochefaucault hat ſcharf und tief geſehen, was er

von moraliſchen Gegenſtänden vor Augen hatte: und er iſt eben ſo glücklich in dem Ausdrucke dieſer feinen Schattirungen der Sitten; — bey welchen, eben ihrer Feinheit wegen, die Darſtellung kein kleineres Verdienſt iſt, als die Entdeckung derſelben. Wer ſich an ſeine Stelle ſetzt, und ſeine Sätze auslegt, ſo wie er ſie ſich in ſeiner Lage dachte; das heißt, wer die große Welt in der Hauptſtadt Frankreichs, und den Hof Ludwigs des vierzehnten dabey vor Augen hat: der wird, in ſeiner Schrift, eben ſo viel Unterricht über jene merkwürdigen Schauplätze des menſchlichen Lebens, als Veranlaſſung finden, die Menſchen ſeiner Zeit und ſeiner Claſſe, durch Vergleichung mit einem ſo wohlgetroffenen Gemählde eines vergangnen Zeitalters und eines höhern Standes zu ſtudiren. Das Einzelne und Beſondre iſt, nach meinem Urtheile, in Rochefaucaults Maximen mehr werth, als das Allgemeine; die ſcheinbar kleinen Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum mehr, als die großen und vielumfaſſenden Lehrſätze über Tugend und Leidenſchaften überhaupt. Jene, obgleich zuweilen etwas dunkel und räthſelhaft ausgedrückt, haben mir doch, bey einer genauern Betrachtung, einen wahren, und einen praktiſch nützlichen Inhalt zu enthalten geſchienen: wenigſtens haben ſie mir immer Anlaß zum Denken ge-

geben. Dieſe, ſo deutlich ſie waren, haben mich weniger unterhalten, und oft eben ſo wenig überzeugt.

Ueberhaupt iſt die Form unbewieſener und unausgeführter Sentenzen, weit ſchicklicher zur Mittheilung von Beobachtungen, bey welchen es nur darauf ankömmt, den Blick des Leſers auf den Geſichtspunct hinzulenken, welchen der Autor ins Auge gefaßt hat, als zum Vortrage theoretiſcher Sätze, die durchaus ihre Entwickelung und ihre Beweiſe zur Seite haben müſſen, wenn ſie nicht mißverſtanden werden, und wenn ſie zum theoretiſchen oder praktiſchen Gebrauche tauglich ſeyn ſollen.

Zu dieſem für mich intereſſantern Theile der Maximen des Rochefaucault gehört auch diejenige, welche ich in dieſem Aufſatze aus einander zu ſetzen gedenke: das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemahls bey Hofe. Sie hat mich vielleicht deßwegen mehr als andre an ſich gezogen, weil ſie beym erſten Anblicke mir weniger klar war, und als ich ihrem Sinne nachſpürte, mir ein ziemlich weites Feld eigner Betrachtungen zu eröffnen ſchien. Indem ich den Leſern den Gang, welchen dieſe meine Reflexionen genommen haben, und die Reſultate, auf welche ich dabey gekommen bin, vorlege: werde ich zugleich

jenen Sinn, ſo weit ich ihn ſelbſt einſehe, ins Licht ſetzen.

Wie geht es in aller Welt zu, dachte ich zuerſt, daß, da das Wort, Bürger, nichts anders als den Mann aus dem Mittelſtande bezeichnet, — aus dem Stande, der, nach aller, ſelbſt nach der Großen Geſtändniſſe, das Achtungswürdigſte in ſich enthält, was eine Nation an talentvollen und tugendhaften Leuten beſitzt, das Beywort, bürgerlich, demohnerachtet, eine verächtliche Nebenidee erweckt? — Iſt es deßwegen, weil es gemeiniglich nur als ein Epithet der äußern Sitten gebraucht wird, — und weil grade in den äußern Sitten der Mittelſtand hinter dem vornehmern zurück iſt, indeß er ihn zugleich an weſentlichern Eigenſchaften übertrifft? — Und, zweytens, wenn ein ſolcher Vorzug des Adelſtandes vor dem Bürgerſtande exiſtirt: worinn beſteht er, wo rührt er her, und welche Urſache hat man, die beſondre Bemerkung des Rocheſaucault, daß der vornehm gewordne Bürger die vornehmen Sitten eher unter Soldaten, als unter Hofleuten erlernen könne, für wahr anzunehmen?

Das Wort, Bürger, hat im Deutſchen mehr Würde, als das Franzöſiſche bourgeois, deſſen ſich Rocheſaucault in unſrer Stelle bedient. Und zwar

deßwegen hat es mehr, weil es bey uns zwey Sachen zugleich bezeichnet, die im Franzöſiſchen zwey verſchiedene Benennungen haben. Es heißt einmahl, ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Geſellſchaft, — das iſt das Franzöſiſche citoyen; — es bedeutet zum andern den unadlichen Stadteinwohner, der von einem gewiſſen Gewerbe lebt, — und das iſt bourgeois.

Unter Bürgern, im letztern Verſtande des Worts, ſind Handwerker, Krämer, und kleine Kaufleute mit begriffen. Beydes, die Erziehung und die Geſchäfte derſelben, ſind gemeiniglich von der Art, daß der Körper dabey vernachläßiget wird, der Geſchmack ungebildet bleibt, und ſelbſt der Verſtand wenig Aufklärung erhält. Ihre Sitten, und der Ton ihres Umgangs ſind dieſen Umſtänden gemäß. — Ihre gute Seite, ihre Redlichkeit, ihre Klugheit, ihre Kenntniſſe, zeigen ſich vornehmlich nur in der Ausübung ihrer Profeſſion. In ihren Erhohlungsſtunden, in ihren Geſellſchaften, in dem bloß zur Geiſtesunterhaltung abzielenden Umgange mit andern Menſchen, kömmt gemeiniglich nur ihre ſchlechtere Seite zum Vorſchein, — ihre Leere an Kenntniß der allgemein intereſſanten Gegenſtände, ihr weniges Gefühl für das Schöne, die Steifigkeit ihrer Muskeln, und die Einſeitigkeit ihrer Denkungsart. Weil

ſie nun von Allen, die nicht zu ihrer Profeſſion gehören, oder ihrer in den Arbeiten derſelben bedürfen, — weil ſie beſonders von den Vornehmern, — bloß nach denjenigen Eigenſchaften beurtheilt werden, die ſie in der allgemeinen Beziehung, als Menſchen, und in dem allgemeinen Verkehr mit andern, welchen man Umgang heißt, äußern: ſo kann es nicht fehlen, daß dieſes Urtheil nachtheiliger, als ſie es verdienen, für ſie ausfällt.

Zu dem Bürgerſtande aber gehören, nach der geſetzlichen Rangordnung, auch noch die Gelehrten *), und die Großhändler, zwey Claſſen, bey welchen, wie immer bey den Gränzen, Streit darüber iſt, wohin ſie und ihre Kinder gehören, — in wie fern ſie den Bürgern, die ich bisher genannt habe, der Geburt nach gleich zu achten ſind, und um wie viel ſie ſich dem Adel nähern. So viel iſt gewiß, reiche Handelsleute können ihren Kindern eben die Erziehung geben, als die Großen den ihrigen. — Ein Gelehrter, wenn er ein wahrer Gelehrter

*) Ich verſtehe darunter diejenigen, welche ſich dem Unterrichte der Jugend, oder der Erwachſenen, in Kirchen, Schulen und Univerſitäten widmen, wovon die meiſten gewiß vom Bürgerſtande ſind.

lehrter iſt, muß einen eben ſo angebauten Verſtand, und einen größern Vorrath von Kenntniſſen haben, als der feinſte Weltmann: und auch an Geſchmack kann es demjenigen nie ganz fehlen, welcher wahre Einſichten beſitzet. — In der That werden auch dieſe beyden Claſſen der Bürgerlichen, wenn auch die Geſetze, zwiſchen ihnen und gemeinen Bürgern, keinen Unterſchied des Standes annehmen, doch durch Gewohnheit und Herkommen ihnen vorgezogen. Die Franzoſen, welche, da ſie noch ruhig waren, und monarchiſch regiert wurden, alle Sachen, welche die äußern Sitten und das geſellſchaftliche Leben betreffen, mehr als wir aufs Reine gebracht hatten, (obgleich oft mehr durch willkührliche Beſtimmungen, als durch vernünftige Gründe) zogen, wie man mir geſagt hat, eine Gränzlinie bey den Banquiers. Indeß dieſe in die gute Geſellſchaft aufgenommen werden konnten, blieben Waarenhändler (Marchands) gänzlich davon ausgeſchloſſen. Was ihre Gelehrten betrifft, ſo beſtimmte bloß ihr Ruhm, ihr Witz und ihre Artigkeit, welchem Stande ſie gleichgeſchätzt werden, und mit welchem ſie leben ſollten. — Bey uns Deutſchen iſt die Scheidewand, welche zwiſchen Adligen und Unadligen die Geburt ſetzt, die einzige feſte, aber auch eine unvertilgbare Unterſcheidung: alles übrige

iſt unbeſtimmt, und vermiſcht. Indeſſen hat doch auch hier der Adel den Vorzug eines, durch ausgebreitete Handlungsgeſchäfte, oder durch Nachdenken und Wiſſenſchaft, gebildeten Bürgers, vor einem Krämer und Handwerker, anerkennen müſſen.

Nichts deſto weniger bleibt das verächtliche Beywort, bürgerlich, auch an den Sitten dieſer höhern Bürgerclaſſen haften, beſonders wenn, wie es in Rochefaucaults Maxime geſchieht, Hofſitten, als das höchſte Ideal der Feinheit und des Geſchmackvollen im äußern Betragen, denſelben entgegengeſetzt werden.

Sollte dann nun wirklich etwas in der Natur dieſer Stände, in ihrer Erziehung, ihrer Lage im gemeinen Weſen, oder in ihren Beſchäftigungen ſeyn, welches nothwendig ihre Manieren verſchieden, — und insbeſondre die des Bürgers geſchmackloſer machte; wenn dieſer auch eben den Zutritt zu allen den Hülfsmitteln hätte, wodurch ſich der Sohn einer großen Familie verfeinert?

Ganz vorzüglich ſeltſam ſcheint es, daß, da doch der Gelehrte den jungen Weltmann gemeiniglich zu erziehn bekömmt; da Kenntniſſe und Künſte faſt immer von Gelehrten, die bürgerlich waren, erfunden und zuerſt cultivirt, und dann erſt von den Großen und ihren Kindern gelernt worden ſind; da

alles, was an einem Hofmanne, und um ihn, glänzt, gemeiniglich von Bürgern angegeben, verfertigt, oder ihm beygebracht und gelehrt worden iſt: — der Lehrling doch ſo weit über ſeine Meiſter ſeyn, und der Adlige, deſſen Erziehung vollendet iſt, mit Würde und Beyfall in Geſellſchaften ſoll auftreten können, worin ſein Erzieher eine ſchlechte Figur macht.

Ich gehöre auch zu dem Bürgerſtande, und habe alſo mein eignes Intereſſe und meine Gerechtſame bey dieſer Unterſuchung mit im Spiele. Vielleicht bin ich auch, ohne daß ich es weiß, von Vorurtheilen meines Standes eingenommen, und unfähig, unparteyiſch über einen andern zu urtheilen. Ich ſehe überdieß ein, daß ich, indem ich dieſe Betrachtungen dem Publicum mittheile, in Gefahr bin, entweder von den Adligen für ſtolz gehalten zu werden, wenn ich die Vorzüge der Claſſe, aus welcher ich herſtamme, ins Licht ſetze, oder von meines Gleichen für eitel und begierig nach dem Umgange mit den Großen, wenn ich die Sitten der großen Welt lobe. Demohnerachtet, weil alles, was die Verſchiedenheit der Stände, und den Einfluß ihres Unterſchiedes auf Sitten und Lebensgenuß betrifft, mir wichtig ſcheint, indem dadurch zugleich die Kenntniß der menſchlichen Natur befördert wird;

und weil ich mir wenigſtens des Vorſatzes bewußt bin, ganz unparteyiſch bey dieſer Unterſuchung zu Werke zu gehn, meiner perſönlichen Lage in der bürgerlichen Welt, und meiner Wünſche ganz zu vergeſſen, und nur meinen Beobachtungen zu folgen: ſo will ich jener Schwierigkeiten nicht achten, und über die Materie, von der in Rochefaucaults Maxime die Rede iſt, meine Meinung ohne Zurückhaltung ſagen.

Das iſt ein Factum, daß die größte Feinheit der Sitten, die vollkommenſte Politur des geſellſchaftlichen Umgangs, der wahrhaft gute Ton nicht in den Handelsſtädten, nicht in den Univerſitäten und Muſenſitzen, ſondern in den Hauptſtädten und Reſidenzen geſucht wird. Ein junger Mann von Stande, der durch den Umgang ſeine Erziehung vollenden, ſelbſt die meiſten Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens genießen, und ſich zugleich das annehmlichſte Aeußre erwerben will, wird in Holland, nicht nach Amſterdam, ſondern nach dem Haag gehn. Er wird London vor Oxfort, Berlin vor Hamburg, und Paris vor Lion wählen. Wo der größte Zuſammenfluß der Großen des Landes iſt: da wird er auch die Geſellſchaften vom beſten Tone erwarten: — und er wird ſich, im Ganzen, nicht betrogen finden.

Ferner, an jedem dieſer Orte, iſt der, welcher in der Geſellſchaft des erſten Ranges lebt, wenn er mit denen, die ihren Umgangskreis in niedrigern Claſſen haben, gleiche natürliche Vorzüge des Körpers und des Geiſtes beſitzt, dieſen in Sitten und Anſtand, und der Kunſt zu gefallen, ſelbſt in den Augen der niedrigern Claſſen, gewiß überlegen.

Warum iſt beſonders der Hof — diejenige Geſellſchaft der Menſchen, welche den Beherrſcher des Landes umgiebt, — zu allen Zeiten, und in allen Ländern, für die Schule der Artigkeit gehalten worden? Und, in der That, wer kann den wahren Hofmann, wenn er zugleich Verſtand und Charakter hat, anders als liebenswürdig finden, — ſo abgeſchmackt auch der nachgeäffte und verfehlte Hofton iſt?

Iſt dieß bloß Folge des Vorurtheils der Menſchen für alles, was Macht beſitzt, was herrſcht, oder was den Mächtigen und Herrſchern nahe kömmt? Scheinen uns nur deßwegen die Sitten der Vornehmern ſchön, weil wir ihre Perſonen mit Ehrerbiethung anzuſehen gewohnt ſind? Oder iſt in ihrer Lage etwas, welches ihnen wirklich eine größere Leichtigkeit und mehr Hülfsmittel giebt, ihre Sitten zu verfeinern? Bildet ſich unter ihnen wirklich ein feinerer Geſchmack in Sachen

des Wohlſtandes aus; gelangen ſie durch Urſachen, die ihnen allein eigen ſind, zu einer höhern Vollkommenheit im äußern Betragen, welche die andern Stände, wenn ſie ſie gewahr werden, billigen, und ihrer eignen Art zu ſeyn und zu handeln vorziehn müſſen? Oder würden dieſe jeder Gewohnheit und Sitte ihren Beyfall geben, die ſie von Höhern angenommen ſehen?

Es giebt unter dem Bürgerſtande unparteyiſche Männer, die weder ſklaviſch gnug denken, um alles, was nach bürgerlichen Verhältniſſen über ihnen iſt, auch an innern Eigenſchaften vortreflicher zu finden, — noch ſo eitel ſind, daß ſie, ohne zu billigen, nachahmen ſollten, was den Höhern eigen iſt. Wenn von dieſen Männern einer, auf Wegen welche ſeinem Stande offen ſtehen, durch Studium und Nachdenken, durch Leſung guter Bücher, durch einen zwar eingeſchränkten Umgang, aber mit vernünftigen Leuten, und durch beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Fehler ſelbſt, die er in ſeinen Geſellſchaften wahrgenommen hat, zu einer feinern Ausbildung ſeiner Sitten, oder doch zu einem richtigern Geſchmack über das, was feine Sitten heißt, gelangt iſt: ſo wird dieſer gemeiniglich der erſte ſeyn, welcher zugeſteht, daß der Mann aus der großen Welt, der mit ihm gleiche innere Voll-

kommenheit beſitzt, im Umgange einen Vorzug vor ihm habe. Er wird, glaube ich, anerkennen, daß, in der ſogenannten guten Geſellſchaft, oder in der, welche ſich an die Großen des Landes anſchließt, mehr Perſonen, als unter noch ſo gut erzognen Handelsleuten und Gelehrten, zu finden ſind, die ohne Affectation gefällig, ohne Weitſchweifigkeit in ihrem Vortrage deutlich, und ohne Künſteley beredt zu seyn wiſſen, — mehr Perſonen, die mit ihrem Tone und mit ihrem Anſtande abzuwechſeln, und ihn den Perſonen und Umſtänden, unter welchen ſie ſich befinden, anzupaſſen verſtehn, die, nie verlegen, und nie unbeſcheiden dreiſt, aufmerkſam auf andrer Wünſche, und doch unbekümmert und ſorglos, — bemüht zu gefallen, und doch unbefangen und natürlich ſind.

Beſonders dieſes letztre, das natürliche Weſen, die Abweſenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Geſpräch anzufangen, die anſcheinende Gelaſſenheit und Ruhe, auch bey der ſorgfältigſten Achtſamkeit auf ſeine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Reſpect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, der vertrauliche Ton mit ſeines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anſtandes tritt,

das Talent, mitten im Geräuſche, unter Fremden, und unter Fürſten, in einem eben ſo behaglichen Zuſtande zu ſeyn, oder doch zu ſcheinen, als wenn man allein, oder unter ſeinen vertrauteſten Freunden wäre: alle dieſe Vorzüge finden ſich, auch bey Hofleuten von ſonſt mittelmäßigem Verdienſte, häufig, bey Gelehrten, Künſtlern und Handelsmännern, ſelbſt bey denen von großen Einſichten, und von einer glücklichen Ausbildung, nur ſelten.

In der That entdecken ſich auch, wenn man die Lage beyder Claſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft genauer unterſucht, ſehr begreifliche Urſachen, warum jene Vorzüge, die ſich auf den Umgang beziehn, der höhern Claſſe eigen ſeyn müſſen.

Der Umgang iſt eine Kunſt, und wird, wie alle Künſte, nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht. So wie nur nach ſehr vielem Zeichnen und Mahlen, in einer Nation, große Mahler zum Vorſchein kommen; ſo wie der, welcher ein großer Tonkünſtler werden ſoll, ſehr viel muſiciren muß: ſo muß in einer Geſellſchaft von Menſchen, wo der Umgang ſehr verfeinert werden ſoll, ſehr viel Umgang ſeyn; der Menſch, welcher ein guter Geſellſchafter werden will, muß viel Zeit in Geſellſchaft zubringen.

Ja, um Fortſchritte in der Kunſt des Umgangs zu machen, iſt der vielfache und häufige Verkehr der Menſchen unter einander noch weit nothwendiger, als, zu der Vervollkommnung jeder andern Kunſt, die Menge der Arbeiten und der Arbeiter in derſelben nöthig iſt.

Bey den mechaniſchen, und bey dem größten Theile der ſchönen Künſte iſt das Material, welches bearbeitet, und das Werkzeug, mit welchem operirt wird, ein todtes Weſen: und nur der Meiſter iſt lebendig und ſelbſtthätig. Nicht beyde bilden einander wechſelsweiſe: ſondern der ausübende Lehrling bildet ſich ſelbſt, indem er die Handgriffe und Verrichtungen, die zur Hervorbringung ſeines Kunſtwerks gehören, ſo oft wiederhohlet, bis er endlich gewahr wird, wo er fehlt, oder durch dunkle Gefühle, ſeine Hand, ſein Auge, und alle dabey wirkſamen Glieder ſeines Körpers inſtinctmäßig in die gehörige Richtung bringen lernt.

Es kann daher auch durch ein einziges großes Genie, eine Gattung der Kunſt auf einmahl weiter gebracht werden, als viele handwerksmäßige Arbeiter, mit ihrem vereinigten Fleiße ſie bringen können.

Im Umgange hingegen ſind die Materie und das Werkzeug der Kunſt, von welcher die Rede iſt, lebendige, freye Weſen. Hier hat es der Menſch mit Menſchen zu thun: er ſoll auf ſie wirken, indem er ſich zugleich ihnen gleichſam darbiethet, um gewiſſe Eindrücke von ihnen zu empfangen, und ihrer Thätigkeit hinwiederum zum Gegenſtande und zum Gehülfen zu dienen. Jeder bringt hier ſeine Gerechtſame, ſeine Anſprüche, ſeine Abſichten, ſeine Leidenſchaften mit, lauter Sachen, die einander oft widerſprechen, und wenn ſie ohne Einſchränkung fortwirken, unmittelbar Streit und Beleidigung, oder Kaltſinn und Gleichgültigkeit erregen. — Es ſollen Mittel gefunden werden, wie alle dieſe mit Begierden und einer herrſchſüchtigen Thätigkeit begabte Geſchöpfe zugleich befriedigt werden können, ſo daß keines zu viel aufopfern dürfe, — jedes etwas bekomme und mittheile, genieße und zum Genuſſe der andern beytrage, — und ſo alle bey einander vergnügter ſind, als ſie einſam ſeyn würden. — Um dieſe Auskunftsmittel zu entdecken, müſſen die Colliſionsfälle, wo man ihrer bedarf, vorgekommen ſeyn. Um die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche ſtreitende Verhältniſſe erregen, müſſen die Verbindungen ſelbſt vielfach ſeyn, und

oft wiederkommen, in welchen die verſchiedenen Arten dieſes Streits bemerkt werden. Nur die Erfahrung kann uns hier leiten. Die moraliſchen Beziehungen ſind ſo zahlreich, ſo veränderlich, und zum Theil ſo fein, daß ſie ſich nicht durch die Reflexion vorausſehn, oder nach allgemeinen Grundſätzen unter Regeln bringen laſſen. Man muß wirklich in denjenigen Verhältniſſen geweſen ſeyn, welche man richtig beurtheilen, und bey denen man ſich ſchicklich betragen lernen ſoll. Und damit nun die geſamte Aufführung des Menſchen zu dieſer Richtigkeit und Schicklichkeit gelange, iſt es nöthig daß er ſolcher Erfahrungen ſehr viele mache, d. h. viel in Geſellſchaft lebe.

Leute, ſagt das Sprichwort, machen Leute. Das heißt erſtlich ſo viel: ein junger Menſch kann zu einem artigen Manne nicht gebildet werden, als wenn er unter artigen Leuten lebt. Aber es iſt noch in einem andern Sinne wahr. Die Artigkeit, in jeder Nation, in jedem Stande, iſt immer in Verhältniſſe mit dem häufigen oder ſeltenen Umgange, welchen die Menſchen dieſes Standes, dieſer Nation mit einander haben.

Nun gehört aber zum Genuſſe des Umganges Muße; und Muße ſetzt Befreyung von Nahrungsſorgen voraus. Alſo kann häufiger Umgang nur

unter den Wohlhabenden einer Nation ſeyn. Die größte Wohlhabenheit aber findet ſich immer in der höchſten Claſſe: wenigſtens findet ſich dort die größte Muße.

Noch ein Umſtand kömmt hinzu, das geſellige Leben auf die wohlhabenden Claſſen einzuſchränken. Da der Menſch früher ſinnlich als vernünftig iſt, und immer in gewiſſem Grade ein ſinnliches Weſen bleibt, ſo will er auch zum Umgange mit ſeines Gleichen, zum Ausdrucke der Ideen, zum geſellſchaftlichen Vergnügen, inſofern es geiſtig iſt, durch das ſinnliche gereitzt ſeyn. Wenn er gern und viel mit andern zuſammenkommen ſoll, ſo muß er auch in beſſer ausgezierten und heller erleuchteten Zimmern mit ihnen zuſammenkommen. Er will, bey der geſelligen Tafel, durch einen ausgeſuchteren Schmuck ſeiner ſelbſt und ſeiner Gäſte, etwas für ſein Auge, durch ausgeſuchtere Speiſen und Weine, etwas für ſeinen Gaumen haben.

Man wird nicht leicht bey ganz frugalen Mahlzeiten, und ohne alle Zurüſtungen, Leute oft zuſammenkommen ſehn, ausgenommen ſolche, die gelehrte, oder die vertrauliche Geſpräche mit einander zu führen wiſſen, — die entweder durch wahre Freundſchaft, oder durch die Liebe gemeinſchaftlicher Wiſſenſchaften mit einander verbunden wer-

den. Aber die Anzahl von Perſonen, bey welchen ein Umgang dieſer Art ſtatt findet, iſt zu klein, als daß ſie eine Welt für ſich ausmachen könnten: auch erneuert ſich das Bedürfniß, deſſen Befriedigung ſie in ihren Zuſammenkünften ſuchen, nicht ſo oft. Hingegen mit einem gewiſſen Genuſſe verfeinerter Sinnlichkeit, mit einem immer ſich erneuernden Schauſpiele zur Ergötzung des Auges verbunden, kann die Geſellſchaft ſehr viele, ſonſt ungleichartige, Menſchen vereinigen und vergnügen, — kann jedem unter ihnen lange angenehm bleiben, auch wenn die Geiſtesunterhaltung nur mittelmäßig iſt. *)

---

*) Man ſollte glauben, daß auch Leute von geringem Vermögen, wenn ſie nur Neigung zur Geſelligkeit beſäßen, Verabredungen unter ſich treffen könnten, wonach ſie, Familienweiſe, eben ſo oft, als die Reichen, zuſammenkämen, und aller Vortheile eines fortdauernden Umgangs ſo wie dieſe, genößen. Sie müßten nur mit einander nicht eſſen und trinken, oder wenigſtens nicht viel beſſer eſſen und trinken wollen, als jeder von ihnen es zu Hauſe zu thun gewohnt iſt. Das Geſpräch und die eigentlich geſellſchaftlichen Unterhaltungen erfordern keinen großen Aufwand: und ſobald nur alle einig wären, keinen weitern machen zu wollen, ſo würde niemand über die zu kärgliche Bewirthung ſeiner Gäſte beſchämt ſeyn, und alle würden doch des weſentlichen Guten, das im Umgange liegt, genießen können. — Aber die Erfahrung

Man mag dieſen Hang der Menſchen immerhin als ein Hinderniß der Geſelligkeit, und als eine Verkennung des wahren Zwecks derſelben tadeln: man muß demohngeachtet geſtehn, daß eben dieſe äußern Zierrathen, dieſe Vorbereitungen, dieſer in

---

zeigt, daß dieß höchſt ſelten geſchieht: — vornehmlich, wenn beide Geſchlechter an dem Umgange, wovon die Rede iſt, Theil nehmen ſollen. Es ſey, daß durch das eine Vergnügen der Trieb zum andern mehr rege wird, und daß alſo die Sinnlichkeit etwas mehr zu ihrer Befriedigung verlangt, wenn das Herz durch Geſellſchaft zur Freude geſtimmt iſt; — oder es ſey, daß die Gegenwart andrer Menſchen, beſonders eines andern Geſchlechts, die ſchlafende Eitelkeit weckt, und jeder an das Ausſchmücken und Verſchönern das ſeinige ſogleich zu denken anfängt, als er Gelegenheit hat, geſehn zu werden: genug, es iſt ſo, daß, wenn gewöhnliche Menſchen viel und gern mit einander umgehn ſollen, ſie ſchimmern und ſcheinen, oder gut eſſen und trinken müſſen. Je beſſer die Küche und der Keller bey jemanden verſehn, je prachtvoller ſeine Zimmer ausgeziert ſind, je mehr er andern köſtliches vorſetzen oder ſchönes zeigen kann: deſto mehr Luſt haben andre zu ihm zu kommen, deſto mehr Luſt hat er ſelbſt Leute bey ſich zu ſehn.

Ja es iſt nicht gnug, wenn man in einem Hauſe gern zu Gaſte ſeyn ſoll, daß die Bewirthung gut ſey: ſie muß auch leicht ſeyn; man muß ſehn, daß ſie dem Wirthe keine Mühe, keine Aengſtlichkeit koſtet. Dazu gehört aber am nothwendigſten Vermögen. — Wenn genaue

den Anordnungen der geſellſchaftlichen Geräthſchaften, Werkzeuge und Zuſammenkunftsplätze wetteifernde Luxus, ſelbſt etwas dazu beyträgt, einen gewiſſen Anſtand unter den ſich daſelbſt verſammelnden Geſellſchaftern zu verbreiten, ihre übeln Launen und ihre ungeſelligen Leidenſchaften zurückzuhalten, und ihnen eine größere Begierde, zu gefallen, einzuflößen.

Um dieſer Urſachen willen kann alſo nur diejenige Claſſe einer Nation, in welcher die größte Anzahl reicher, und nicht allzu beſchäftigter Leute befindlich iſt, und an gemeinſchaftlichen Wohnplätzen zuſammenlebt, durch Umgang ſich ſehr verfeinern.

Dieſe Erfahrungen beſtätigen ſich auch bey den übrigen Bürgerklaſſen, nicht bey der höchſten allein. Diejenige von ihnen findet man an jedem Orte, zu jeder Zeit, am artigſten, die am meiſten unter ſich zuſammenhält, deren Familien mit einander am häufigſten umgehn.

Sparſamkeit mit modiſcher Eleganz verbunden werden ſoll, dann ſind Sorgen unvermeidlich: und mühſame Vorkehrungen können ſchwerlich verborgen bleiben. — Der Herr oder die Frau von Hauſe müßten dann Meiſter in der Kunſt zu bewirthen ſeyn. Aber Meiſter giebt es in jeder Kunſt wenige.

So bekömmt, zum Beyſpiele, der reiche Kaufmannsſtand, in anſehnlichen Handlungsörtern, nach dem Adel in Reſidenzen, die meiſte äußre Politur. Die Wiſſenſchaften können in dieſer Abſicht dem gelehrten Stande, an Oertern, wo er der allein herrſchende iſt, das nicht erſetzen, was ihm der Mangel eines ausgebreiteten Umganges entzieht. Ausgebreiteter Umgang iſt aber dort den Gelehrten weniger möglich, theils wegen der Natur ihrer Beſchäftigungen, welche einen weit größern Theil ihrer Zeit, als der große Handelsmann auf ſeine Geſchäfte wenden darf, fordern, und während dieſer Zeit ſie zur Einſamkeit nöthigen, theils wegen ihrer geringern Anzahl, und ihrer eingeſchränkteren Einkünfte.

Auch der Kaufmannsſtand genießt des Vortheils, von dem ich redete, nur da, wo er zahlreich, wo er wohlhabend und an Wohlhabenheit ziemlich gleich iſt. Ich muß noch hinzuſetzen, daß er auch durch die Mannigfaltigkeit der Handlungszweige, in die er ſich getheilt hat, von der ihm ſonſt ſo eignen Rivalität befreyet ſeyn muß. — Da, wo eine und dieſelbe Art des Verkehrs alle beſchäftigt, da werden ſie durch ihr ſtreitendes Intereſſe, und durch die gegenſeitige Beſorgniß, einander in der Vertraulichkeit des Umgangs, zu viel von ihren Angelegenheiten zu entdecken, von einander entfernt. Ueberdieß

dieß bringt die große Gleichheit ihrer Beſchäftigungen, auch eine gewiſſe Gleichförmigkeit in ihrem Geiſte, und in ihren Sitten hervor. Dadurch werden ſie weniger geſchickt, ſich wechſelſeitig abzuſchleifen. Denn nur die Verſchiedenheit der Menſchen macht, daß, durch den Umgang, einer gleichſam der Erzieher des andern wird.

Jeder bringt nähmlich alsdann gewiſſe eigne Vorurtheile und Thorheiten mit, die der andre, weil er ſie nicht mit ihm gemein hat, leichter gewahr wird, und denen er alſo entgegenarbeitet. Jeder hat gewiſſe rauhe Ecken, aber jeder hat andre. Dieſe fügen ſich nicht ſo in einander, daß ſie alle ſtehn bleiben könnten. Entweder müſſen ſich alſo ſämmtliche Glieder der Geſellſchaft ein wenig in einander ſchicken, ſich bilden und abſchleifen: oder ſie müſſen ſich trennen. Dafür hat auch, bey größrer Mannigfaltigkeit der mit einander lebenden Menſchen, jeder gewiſſe eigne Vorzüge, die von den übrigen nachgeahmt werden können: und ſo wird, durch das Zuſammenſeyn, jeder gebeſſert.

Jedes Band, welches, im Bürgerſtande, eine beträchtliche Anzahl Familien näher zuſammenknüpft, und daher ſie zum Umgange mit einander einladet, trägt auch dazu bey ſie zu verfeinern. Dieß iſt vielleicht der Grund, warum in mehrern Deutſchen

Handelsſtädten, ſich die franzöſiſchen Coloniſten, vor den einheimiſchen Kaufleuten, an Artigkeit und Weltton auszeichnen. Nationalliebe, Sprache und Stolz verband jene Familien lange Zeit genauer, als es die deutſchen Kaufmannsfamilien derſelben Oerter waren. Abgerechnet alſo, was die natürliche Anlage dieſer Nation zur Geſelligkeit ihr vor uns vorausgiebt, hat auch dieſer häufigere, vertrautere, und doch, wo zahlreiche Colonien, wie in Berlin und Leipzig, ſind, ausgebreitete Umgang, deſſen die Glieder derſelben genießen, jene Anlage begünſtigt, und ſie nach und nach auf Einrichtungen, Sitten und Moden gebracht, die der Annehmlichkeit des geſelligen Lebens zuträglicher ſind, als die, welche in Deutſchen Kaufmannshäuſern herrſchen.

Dieſe Vortheile nun, die in den gedachten Bürgerclaſſen, dem geſelligen Umgange zu Statten kommen, finden ſich in der Claſſe des Adels, in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, vereiniget: und dieſem ſind noch einige Vortheile ausſchließend eigen, welche dem Bürgerſtande gänzlich fehlen.

Erſtlich, nirgends iſt die Geſellſchaft zahlreicher, mannigfaltiger zuſammengeſetzt, abwechſelnder; — nirgends iſt der Umgang häufiger und weniger unterbrochen. Die große Welt und die Höfe ſcheinen

nichts anders, als Schauplätze geſellſchaftlicher Ergötzungen zu ſeyn, und die Perſonen, welche an beyden figuriren, ſcheinen nichts anders zu thun zu haben, als Tag vor Tag Auftritte dieſes Schauſpiels aufzuführen.

Nirgends vereinigen ſich die geſitteten Stände, und die vorzüglichſten Perſonen aus jedem, ſo ſehr, als gerade in eben dieſen Hauptſtädten und in den obern Claſſen der Geſellſchaft. Wenigſtens iſt es gewiß, daß hier der Gelehrte, der Künſtler, der angeſehene und unterrichtete Kaufmann weniger von einander und von den Großen entfernt ſind, als in den Provincialſtädten.

Eben weil die Großen ſich immer einander ſehen, und von der Einförmigkeit ihrer Geſellſchaften und Vergnügungen ermüdet werden, dabey aber an beſtändigen Umgang, als an ein unentbehrliches Bedürfniß, gewöhnt ſind, ſuchen ſie die angeſehenen Leute andrer Stände auf. Jedes Talent, jede Tugend, die zugleich vergnügt und annehmlich iſt, die außerdem ſich durch ein anſtändiges Aeußere empfiehlt, wird von ihnen begieriger aufgeſucht, als von den mittlern Cirkeln der bürgerlichen Reichen, die gemeiniglich nur ihres Gleichen zu ihren Feſten zulaſſen, oder, wenn ſie ihre Geſellſchaften erweitern wollen, lieber höher hinaufſteigen, als ſich zu denen

herablaſſen, die an Range oder Vermögen unter ihnen ſind.

Eben ſo iſt außer der großen Welt, d. h. der Geſellſchaft des erſten Adels in den Hauptſtädten, keine andre Geſellſchaft, in welcher Perſonen aus ſo vielerley Nationen zuſammenkämen und ſo oft durch neue Ankömmlinge erſetzt würden. In den Reſidenzſtädten macht ſchon das diplomatiſche Corpus, das aus den Geſandten und Geſchäftsträgern der auswärtigen Mächte beſteht, einen beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus, und der in die übrige viel Einfluß hat. Dieſe Perſonen, welche die Kenntniß ſo vieler Länder, und, nach einer gegründeten Vermuthung, die beſte Erziehung und die feinſten Sitten, die in jedem zu finden ſind, mitbringen, formiren nothwendig eine gute Schule für das Anſtändige in der Geſellſchaft. Unter den vornehmen Reiſenden, welche das Anſehn einer Regierung, die Pracht des Hofes, die Sehenswürdigkeiten der Reſidenzſtadt, oder ſelbſt der Ruf von den Vergnügungen ihrer Geſellſchaften herbeyzieht, und die bloß ihres Nahmens und ihrer Geburt wegen, in allen Cirkeln der großen Welt, ſobald ſie ſich melden, Zutritt finden, kommen von Zeit zu Zeit unfehlbar einige vor, die neuen Stoff zur Bereicherung des geſellſchaftlichen Schatzes der Unterhaltung, neue Modelle zur

Verfeinerung der geſelligen Gewohnheiten und Talente liefern.

Daß der Umgang mit Fremden, die einen Ort als Reiſende beſuchen, die Geſellſchaften deſſelben, aufgeklärter und geſitteter zu machen diene; davon kann ebenfalls der Kaufmannsſtand einen Beweis abgeben. Er theilt, beſonders in Städten, die an der See oder an den großen Heerſtraßen von Europa liegen, den gedachten Vortheil mit dem Adel der Reſidenzſtädte, und erhebt dadurch hier in der That ſeinen geſellſchaftlichen Ton, über das gewöhnliche Maß ſeines Standes. Aber doch nimmt an dieſem Vortheile nicht ſowohl der ganze Stand, und deſſen Geſellſchaften, als nur eine kleine Anzahl von Individuen Theil. Es ſind immer nur einige wenige Kaufmannshäuſer, die entweder durch ihre Geſchäfte, oder durch ihre Gaſtfreyheit, oder durch ihre ſchon zuvor erlangte Verfeinerung, und den Ruf derſelben, die Fremden an ſich ziehen, da hingegen der adlige Fremde in allen guten Häuſern ſeines Ranges zu finden iſt, und in kurzem mit dem geſammten Adel in Verbindung kömmt.

So wie die Geſellſchaft der oberſten Claſſe, in ihren vornehmſten Zuſammenkunftsörtern, zahlreicher iſt, als die jeder andern; ſo wie ſie von einem größern Raume der Erde die Menſchen in ſich vereiniget, und alſo eine mannig-

faltigere Miſchung von Charakteren und Sitten in ſich ſchließt: ſo erneuert ſie ſich auch öfter, durch den Wechſel ihrer Glieder; und, indem ſie im Ganzen, an Umfang und Verfaſſung, dieſelbe zu bleiben ſcheint, ſtellt ſie doch in kurzen Zeiträumen, dem Beobachter ganz neue Beſtandtheile dar.

Dieſer Wechſel iſt ſelbſt ſchon eine Folge der Größe der Geſellſchaft. Dieſe macht es unvermeidlich, daß durch Tod, Veränderung des Wohnortes, durch Verſetzung in andre Aemter, und durch alle die Urſachen, welche den Wechſel im Menſchengeſchlecht überhaupt veranlaſſen, eine beträchtliche Anzahl ihrer Glieder jährlich abgeht und durch neue erſetzt wird. Ueberdieß aber iſt an den Höfen der Fürſten und in den Mittelpuncten großer Reiche ein eignes Principium von Bewegung und Veränderlichkeit, eine anziehende und zurückſtoßende Kraft, welche bald neue Gäſte und Coloniſten herbeylockt, bald die alten Einwohner entfernt. Die Regierungsgeſchäfte, die von den Provinzialobrigkeiten abzulegende Rechenſchaft oder einzuhohlende Befehle, die vor den oberſten Tribunälen des Landes ſchwebenden Proceſſe, die bey den Landesherrn unmittelbar anzubringenden Geſuche, führen immer andre und andre Menſchen aus den Provinzen des Reichs, — die politiſchen Angelegenheiten führen

ſie aus andern Höfen, — die Begierde der Menſchen ihr Glück zu machen, und die Hülfsmittel, welche beſonders Gelehrte und Künſtler zu ihrer Ausbildung dort finden, führen dieſe aus allen Ländern, und führen immer wieder neue Menſchen herbey. Endlich bringt der Hang zum Vergnügen ſelbſt, der unter den müßigen Großen ſo vorzüglich herrſcht, die Veränderlichkeit hervor; und veranlaßt ſie zu mehr Wanderungen, als andre Stände ſich erlauben oder möglich finden. So erſcheinen alſo immer andre und andre Acteurs auf dem Schauplatze der Höfe und der ſich an ſie anſchließenden Geſellſchaften des erſten Ranges. — Dieſe ihnen zuſtrömenden neuen Mitglieder ſind nicht zahlreich genug, um den guten Ton, wenn er ſich einmahl in jenen feſtgeſetzt hat, durch die Einmiſchung fremder und ſchlechterer Sitten zu verunſtalten: indem der alte bleibende Stamm, nicht nur den größern, ſondern auch den angeſehenern Theil des Ganzen ausmacht, den die neuen Ankömmlinge zu reſpectiren genöthigt ſind, und nach deſſen Muſter ſie ſich zu bilden wetteifern. Aber ſie dienen dazu, durch den Glanz, welchen alles neue hat, und durch die Aufmerkſamkeit, welche Fremde erregen, ſo lange man ſie erſt kennen zu lernen ſucht, mehr Leben und Unterhaltung in die Geſellſchaft zu brin-

gen; ſie dienen dazu, derjenigen Schläfrigkeit, dem Kaltſinne und der langen Weile zu wehren, die ſich unter Menſchen, welche ſich täglich ſehen, ſo leicht einſchleichen, und die entweder die Luſt, mit einander in Geſellſchaft zu ſeyn, bey ihnen ſchwächen, oder ſie wenigſtens nachläßiger in der Bemühung machen, einander gefallen zu wollen.

Der Mangel dieſer beſtändigen Auffriſchungen der Geſellſchſchaft, dieſes Ab- und Zufluſſes der Mitglieder, iſt Urſache, warum in Provinzialſtädten, und beſonders unter dem Bürgerſtande, die Entwürfe und Vorſchläge zu einer beſtändigen und ausgebreiteten Geſelligkeit ſo ſelten zu Stande kommen. Eine Geſellſchaft, die nicht ſehr zahlreich iſt, und unverändert dieſelbe bleibt, muß, wenn ſie ſich täglich mit Vergnügen ſehen ſoll, aus ſehr unterhaltenden, ſehr angenehmen, das heißt, aus geiſtreichen und unterrichteten Perſonen beſtehn, die noch dazu einen geſelligen Charakter haben. Iſt dieß nicht; ſind es nur gewöhnliche Menſchen: ſo werden ſie, je mehr ſie Verabredungen machen häufig zuſammenzukommen, deſto geſchwinder gewahr werden, daß ſie ſich ausgeredet, und an einander alles genoſſen haben, was zu genießen war; daher ſie dann anfangen ſich mit wenigerer Begierde einander aufzuſuchen, und endlich das Vergnügen,

welches ſie bey ihren Clubs, Aſſembleen, oder Thee⸗
geſellſchaften finden, des Aufwandes und der An⸗
ſtalten, welche es koſtet, nicht mehr werth finden.

Die Größe alſo, die Miſchung und das Abwech⸗
ſelnde der Geſellſchaft in der ſogenannten großen
Welt, macht ihr einen ununterbrochenen Umgang
möglich, der bey den übrigen Claſſen der geſitteten
Bürger ſchwer zu errichten, und nie lange zu erhal⸗
ten iſt. Mit der Zeit aber und der Aufmerkſamkeit,
welche die Menſchen auf eine Sache wenden, ſteht
die Vollkommenheit, zu der ſie es in derſelben brin⸗
gen, gemeiniglich im Verhältniſſe.

In der That wird in dieſer Sphäre, von wel⸗
cher ich rede, der Umgang, der nur eine Erhohlung
des Lebens ſeyn ſollte, zu einem Geſchäfte deſſelben.
Beſonders in derjenigen Zeit des Jahres, welche,
weil die Natur uns verläßt, der Geſelligkeit vor⸗
züglich gewidmet iſt, dem Winter, ſind am Hofe
und unter den Großen, alle Tage ohne Ausnahme
mit geſellſchaftlichen Zuſammenkünften beſetzt.
Während deſſelben hört man die Adeligen der Haupt⸗
ſtädte, welche den Hof, oder die Geſellſchaften der
großen Welt beſuchen, faſt von gar nichts anderm
reden, als, in welchen Häuſern ſie die vergangnen
Tage geweſen ſind, und in welche ſie für die näch⸗
ſten eingeladen worden; — was ſie in jenem für

Zeitvertreibe gehabt, und was für welche ſie in dieſen wahrſcheinlich zu erwarten haben. Ihr Gemüth, ihre ganze Thätigkeit wird mit der Sorge ausgefüllt, die Geſellſchaften, welche ſie bey ſich bewirthen wollen, anzuordnen, oder ſich zu denen, worinn ſie außer ihrem Hauſe erſcheinen ſollen, vorzubereiten. Und wenn ſie ja Zwiſchenräume der Ruhe ſuchen, ſo iſt es, um in einem kleinern Kreiſe ihrer vertrautern Freunde, ihre Bemerkungen über die Menſchen und Vorfälle mitzutheilen, welche ſie in dem größern geſehen haben.

Dieſes wird ohne Zweifel zum Exceſſe. So sehr auch der Umgang die feinere Ausbildung des Menſchen befördern mag: ſo kann er doch in Abſicht der wahren Veredlung ſeines Geiſtes, die Stelle des Studiums und des ernſthaften Nachdenkens nicht erſetzen. Selbſt die Menſchenkenntniß, die man als die Frucht deſſelben anſieht, wird durch ihn nicht allein erlangt. Menſchen ſehn, heißt nicht ſo viel als Menſchen beobachten: und über das Lächerliche im äußern Betragen andrer urtheilen, heißt nicht, die menſchliche Natur erforſchen.

Noch weniger enthält der Umgang alle oder die vornehmſten Pflichten des menſchlichen Lebens. Wer demſelben ſeine ganze Zeit widmet, kann, als Glied der bürgerlichen oder häuslichen Geſellſchaft,

ſeinen Nebenmenſchen nicht ſehr nützlich ſeyn. Und wer dieß thut, da er doch wichtige Pflichten mit ſeinen Würden über ſich genommen hat, welches bey ſo vielen der Fall iſt, die in den Zerſtreuungen der großen Welt leben, iſt in Gefahr ſich eines wirklichen Verbrechens ſchuldig zu machen.

Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß eben dieſe allgemeine, beſtändige, und ſo ernſthafte Beſchäftigung einer großen Anzahl von Menſchen, mit der Bewirthung oder mit der Beſuchung von Geſellſchaften, natürlicher Weiſe veranlaſſen muß, daß jeder darauf ſinnt, wie er das Vergnügen des Umgangs erhöhen, und wie er es von den Unannehmlichkeiten, welche demſelben ankleben, befreyen könne. Aus dieſen vereinigten Bemühungen können leicht glückliche Erfindungen entſpringen; oder auch die bloß mechaniſche, aber immerwährende Uebung, bringt nach und nach Gewohnheiten herbey, welche der Erreichung des Endzweckes günſtig ſind.

Die erſte und nothwendigſte, für den geſellſchaftlichen Umgang iſt, daß man die Etiquette einſchränkt, das Ceremoniell einfacher, die Höflichkeitsbezeugungen kürzer, den ganzen Ton leichter, ungezwungner und natürlicher macht.

In einer kleinen Geſellſchaft, und worin immer dieſelben Menſchen zuſammenkommen, wird man

durch gewiſſe Geſetze einer überflüßigen Höflichkeit, durch lange Complimente, — durch das Nöthigen bey den Mahlzeiten, wenig beſchwert. Alles das iſt doch bald zu Ende, wenn der Perſonen nur wenige ſind, gegen die man dieſe Regeln zu beobachten hat, — und es bleibt zu dem Weſentlichen der Unterhaltung, dem Geſpräche, noch Raum übrig. Aber da wo eine Menge von Menſchen mit einander in Geſellſchaft ſeyn will, da iſt es gar nicht möglich, bey dieſer weitſchweifigen Höflichkeit zu beharren, oder man müßte darüber, den Umgang ſelbſt, den Genuß alles deſſen, was der Zweck der Geſellſchaft iſt, gänzlich aufgeben. Die Nothwendigkeit bringt die Menſchen dahin, ihre Grüße abzukürzen, wenn ſie Hunderte und Tauſende von Menſchen zu begrüßen haben. Die Formalitäten in den Geſellſchaften müſſen vermindert werden, wo viele Geſchäfte ſind: die Formen der Höflichkeit müſſen einfacher werden, wo man gegen ſehr viele Menſchen höflich ſeyn will

Eine andre Folge dieſer zahlreichern Verſammlungen, und der Vermiſchung mehr ungleichartiger Menſchen in ihnen, iſt, daß jeder ſeine Eigenheiten, die ihm perſönlich zugehören, die ihm von ſeinem Lande, Volke, oder Familien angeerbt worden, oder ihm von ſeiner erſten Erziehung an-

kleben, eher ablegt oder mildert. — Dieſes Eigenthümliche der Charaktere und Sitten, welches von Zeit- und Ortverhältniſſen herkömmt, und welches man zu oft mit der Originalität des Genies verwechſelt, iſt immer etwas fehlerhaftes oder hängt mit Fehlern zuſammen. Es verliert ſich aber, wenn man ſich unter vielen, und immer unter andern und andern Menſchen befindet, und macht endlich dem Gemeinſchaftlichen der menſchlichen Natur Platz, welches allen gefällt, und welches zugleich für jeden Einzelnen die wahre Vollkommenheit iſt. Diejenigen Sitten, Gewohnheiten und Formen, in welchen ſich Menſchen von verſchiednen Nationen und Anlagen vereinigen, werden immer die vernünftigſten und den Endzwecken des geſelligen Umgangs am angemeſſenſten ſeyn.

So wie das Ideal der Schönheit nur dadurch gebildet werden kann, wenn man aus mehrern in der Natur vorhandenen ſchönen Körpern die ſchönſten Theile zuſammenſetzt: ſo wird das Ideal guter Sitten und feinen Anſtandes nur gefunden, wenn man von den Gewohnheiten, die in den verſchiedenen Ständen, Nationen oder Lebensarten, zufälliger oder nothwendiger Weiſe entſtanden ſind, die allgemein ſchicklichen ausſucht, und dieſelben verbindet.

Die Vorurtheile ſind einander entgegengeſetzt, die Wahrheit iſt immer dieſelbe. Wenn viele Menſchen ihre Gedanken gegen einander umtauſchen: ſo werden ſie durch jene immer in Streit gerathen, und nur durch dieſe zuſammentreffen. Halten ſie nun mit dieſer gegenſeitigen Mittheilung ihrer Ideen an: ſo ſchlägt entweder, die Mißhelligkeit der Meinungen, zu einer völligen Trennung der Gemüther aus; oder die einſeitigen Betrachtungsarten, welche jeder aus ſeinem Standorte mitbrachte, reiben ſich, nach und nach, gegen einander auf. Und die Ideen nun, welche in ihrer aller Köpfen, als Vereinigungspuncte übrig bleiben, können, mit gutem Fuge, für Wahrheit angenommen werden.

Auf gleiche Weiſe ſind, in dem Betragen der Menſchen, unzählige Arten von Gewohnheiten, welche fehlerhaft, thöricht und unſchicklich ſind: und viele derſelben ſind einander widerſprechend. Diejenigen Regeln und Sitten aber, die in der menſchlichen Natur, in der Vernunft, in den allgemeinen Verhältniſſen des geſelligen Lebens, in dem Endzwecke jeder Verrichtung, ihren Grund haben, ſind einfach und übereinſtimmend. Wo Menſchen zuſammenkommen, werden ſie einander immer durch die erſtern anſtößig, und gefallen ſich gegenſeitig

nur vermöge der letztern. Jede Thorheit ſcheint dem, welcher die entgegengeſetzte hat, höchſt lächerlich oder häßlich: — in einem weit höhern Grade, als dem Vernünftigen, der gleichſam in der Mitte ſteht, und von den beyden Extremen weniger entfernt iſt, als ſie es unter ſich ſind. Man laſſe alſo Menſchen in Menge zuſammenkommen, welche vernünftige und thörichte Gewohnheiten mitbringen, und man laſſe ſie lange und oft mit einander umgehn: ſo wird jeder an ſeinem Theil, genöthiget werden, das abzulegen, wodurch er ſich von andern ſo merklich unterſchied, um nur beyzubehalten, worinn er ihnen ähnlich war, oder zu deſſen Nachahmung er die übrigen bewegen kann, — welches letztre ſelbſt ſchon ein Beweis ſeyn würde, daß es das beſſre iſt. Die zuletzt ſich ergebenden Sitten einer ſolchen Geſellſchaft werden alſo am reinſten und richtigſten enthalten, was der gemeinſamen Natur der Menſchen am gemäßeſten, oder in der Beſchaffenheit und der Abſicht der geſellſchaftlichen Verrichtungen am augenſcheinlichſten gegründet iſt: und gerade auf dieſen beyden Grundſäulen beruhet der wahre gute Anſtand.

Wohlhabenheit und Muße, habe ich oben geſagt, müſſe ſich bey derjenigen Claſſe der Bürger in einer Nation vereinigen, die ſich durch Um-

gang ſehr verfeinern ſoll, weil nur unter dieſen beyden Bedingungen ein ausgebreiteter und vielfacher Umgang möglich iſt; und beydes finde ſich nirgends mehr, als in der höchſten Claſſe. Ich muß hierüber noch einige Anmerkungen hinzufügen, um Mißverſtändniſſe zu verhindern und meine Gedanken in ihr volles Licht zu ſtellen.

Ohne Zweifel kann in gewiſſen Handelsſtädten ein größerer Geldreichthum bey einer Anzahl kaufmänniſcher Familien aufgehäuft ſeyn, als ſich in irgend einer Reſidenz, bey einer gleichen Anzahl der erſten Adligen findet. Aber nichts deſto weniger wird, unter den großen Nationen, der Reichthum, welcher ſich in den Händen des geſammten Adels befindet, denjenigen überwiegen, welcher von jeder andern einzelnen Claſſe beſeſſen wird. Der Beweis davon iſt, daß Grund und Boden und deſſen Producte, die erſte Baſis, und die Quelle alles Eigenthums der Einwohner eines Landes ausmachen, — und daß, von dieſem Grund und Boden, faſt allenthalben der größere Theil dem Adel zugehört. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß es keine andre Claſſe giebt, in welcher eine gleich große Anzahl von wohlhabenden Leuten, — auf einer gleichen Oberfläche des Landes verbreitet, und doch ſo genau mit

ein=

einander verbunden ſind. Die reiche Kaufmannſchaft einer Stadt macht immer ein unbeträchtliches Corpus gegen den reichen Adel eines großen Königreichs aus. Wenn daher ſich in Reſidenzſtädten der vermögendſte Theil dieſes, im Ganzen ſchon begüterten, Adels verſammelt, um dort zu glänzen oder ſich zu vergnügen; wenn ein andrer Theil durch die oberſten Staatsämter, welche er bekleidet, — Aemter, die doch zugleich immer die am reichſten beſoldeten ſind, — dort zu wohnen genöthigt wird: ſo läßt ſich an keinem andern Orte, und in keinem andern Kreiſe der Einwohner eines Landes, eine ſo beträchtliche Anzahl von Menſchen erwarten, die für Umgang und Geſelligkeit gleichen Aufwand machen könnten.

Wenn es aber auch noch ſtreitig wäre, bey welchem dieſer verſchiednen Stände die Wohlhabenheit, das Hülfsmittel der Geſelligkeit, am größten ſey: ſo iſt es in Abſicht der Muße, welche die unentbehrliche Bedingung zu derſelben iſt, entſchieden, daß ſie der Adel im höhern Grade beſitzt. Die Reichen andrer Stände haben entweder mehr Geſchäfte, weil ſie das Gewerbe, dem ſie ihre Reichthümer verdanken, noch forttreiben; oder ſie ſind wenigſtens zum Arbeiten mehr gewöhnt, und in der Gewohnheit des Arbeitens erzogen. Die, wel-

che ihr Vermögen ſelbſt erworben haben, ſetzen gemeiniglich die Lebensart fort, welche ſie angenommen hatten, da ſie noch keines beſaßen; — und durch dieſe wird ihnen einſame Arbeitſamkeit zum Vergnügen, wenigſtens iſt die Geſellſchaft für ſie kein dringendes Bedürfniß. Die Kaufmannsſöhne, welche große Reichthümer ererbt haben, ſind zwar gemeiniglich leidenſchaftliche Freunde des Vergnügens und der Geſellſchaft: aber ſehr oft, wenn ſie die Geſchäfte vernachläßigen oder aufgeben, richten ſie ſich entweder zu Grunde, oder gehen zu der Claſſe des Adels über.

Der begüterte Adlige, wenn er nicht im Dienſte des Staats begriffen iſt, hat höchſtens nur mit der Bewirthſchaftung ſeiner Landgüter zu thun. Dieſe läßt ihn wenigſtens die Hälfte des Jahres arbeitslos. Den Winter hindurch kann auch der ſein Land ſelbſt anbauende Gutsherr faſt ſeine ganze Zeit auf Erhohlungen wenden: und wenn er von gebildetem Geiſte iſt, ſo ſucht er die geſelligen. Diejenigen Adligen, welche in öffentlichen Aemtern ſtehn, können zwar zuweilen durch ihre Arbeitſamkeit von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden. Aber gerade die oberſten Stellen, die Direction der Geſchäfte, die Aufſicht über die verſchiedenen Departements, welche dieſem Stande ausſchließend, oder doch vor-

züglich zugehören, geben weit weniger zu thun, oder erfüllen doch weniger Zeit mit Arbeiten, als das Detail der Ausführung, welches den aus dem Bürgerſtande genommenen Subalternen anvertrauet iſt. Und welche außerordentliche Muße genießt nicht der Militärſtand, der einen ſo großen Theil des Adels in ſich ſchließt, und ſelbſt wieder einen ſo beträchtlichen Theil der Geſellſchaft an den Höfen und in der großen Welt ausmacht?

Ein andrer Umſtand vereiniget ſich hiermit: daß, wenn es auch, an dem Hofe eines Fürſten, oder in ſeiner Hauptſtadt, nicht mehr reiche Adlige giebt, als eben daſelbſt, oder in einer Handelsſtadt deſſelben Landes, reiche Kaufleute ſind, doch, zur Erreichung der geſelligen Endzwecke, der Reichthum einzelner Großen dem ganzen Stande des Adels mehr zu Statten kömmt, als der Reichthum einzelner Handelsleute dem übrigen Kaufmannsſtande.

Zu einer großen und ausgebreiteten Geſelligkeit gehören nothwendig Perſonen, welche, nach dem gewöhnlichen, aus dem Franzöſiſchen entlehnten, Ausdrucke, ein Haus machen; d. h. welche ihre Häuſer zu Vereinigungspuncten der übrigen Geſellſchaft eröffnen; welche täglich bey ſich eine Menge Menſchen verſammeln und bewirthen, und die auf ſolche Weiſe, durch ihre Gaſtfreyheit, alle zum Um-

gange mit einander tauglich geachteten Leute, einander wirklich näher bringen. Dieſes zu thur, ſehen die, welche die erſten Staatswürden bekleiden, ſo wie überhaupt die reichſten und vornehmſten Perſonen unter dem Adel, als eine Art von Pflicht, oder als ein Vorrecht ihres Ranges an. Für die erſten iſt eine ſolche mit Pracht ausgeübte Gaſtfreyheit ein Mittel, ſich die Gunſt des vornehmen Publicums zu erwerben, deren ſie, es ſey nun ſich in ihrem Poſten zu erhalten, es ſey, um ihm mit beſſerm Erfolge vorzuſtehn, nicht entbehren zu können glauben: die andern hoffen dadurch einem bloßen Titel Würde zu geben; oder ſelbſt ein von allen Titeln unabhängiges Anſehn zu erlangen.

In dieſen Häuſern nun finden alle übrigen Perſonen von Adel, — reich oder nicht reich, mit oder ohne Titel, — wenn ſie nur einen bekannten, und einen, nach den gemeinen Begriffen der Ehre, unbefleckten Nahmen haben, Zutritt: und wenn ſie nur wohlhabend genug ſind, um in ſchicklicher Kleidung zu erſcheinen, und den Aufwand, welchen das Spiel und die eingeführten Zeitvertreibe erfordern, zu machen: ſo finden ſie hier immer geſellſchaftliche Vergnügungen, an denen ſie Theil nehmen können. Der wenig begüterte, oder der durch keine Würden ausgezeichnete Edelmann, genießt alſo alle die Vor-

theile mit, welche den erſten Familien ſeines Korps durch ihre großen Reichthümer, oder durch ihre einträglichen Aemter gewährt werden.

Der reiche Kaufmann iſt weder daran gewöhnt, noch glaubt er ſich dazu verpflichtet, ſein Haus allen unbeſcholtnen Perſonen ſeines Standes zu eröffnen, oder den größern Theil davon an ſeine Tafel zu ziehn. Wenn er in Umgang mit ſeines Gleichen tritt: ſo iſt es gemeiniglich mit eben ſo reichen, als er iſt, welche ihm die Gaſtmähler wiedergeben können, zu welchen er ſie einladet, oder mit ſolchen, die ihm in ſeinen Geſchäften Dienſte leiſten. Dadurch wird der Kreis von Geſellſchaften, in welchem er ſich ſelbſt umher bewegt, und auf welchen er Einfluß hat, viel enger. Sehr viele und ſehr artige Leute der minder reichen Kaufmannſchaft leben ganz einſam. Da ſie nicht wieder auf den Fuß Gäſte bey ſich bewirthen können, auf welchen ſie an den Tafeln jener Matadors bewirthet werden: ſo werden ſie entweder gar nicht dazu eingeladen, oder ſie entziehen ſich dieſen Einladungen vorſätzlich, weil ſie es für einen Uebelſtand, und für eine Art von Erniedrigung halten, auch im geſellſchaftlichen Umgange, von ihres Gleichen anzunehmen, was ſie ihnen nicht wieder zu geben im Stande ſind. Bey dem Adel

iſt es allgemein eingeführte Sitte, daß in den großen Häuſern Viele täglich eingeladen und bewirthet werden, die niemahls daran denken, dieſe Gaſtfreyheit zu erwiedern. Der Große, welcher Geſellſchaften giebt, macht keine ſolche Forderungen an ſeine Gäſte, zufrieden, wenn ſein Haus voll, und an ſeinem Tiſche die gute Geſellſchaft verſammelt iſt; und dieſe wiſſen von jener falſchen Schaam nichts, da ſie ſich kaum einer ihnen aufgelegten Verbindlichkeit bewußt ſind. —

Schon dieſer einzige Umſtand macht, daß die Geſelligkeit, inſofern ſie vom Vermögen unterſtützt werden muß, unter dem Adel ausgebreiteter ſeyn kann, als unter dem Mittelſtande. Dort iſt die Geſellſchaft ein Sammelplatz aller derer, die ungefähr gleiche Erziehung und gleiche Sitten haben, und alſo einer gleichen Ausbildung fähig ſind: hier iſt ſie gemeiniglich nur eine Vereinigung derer, die ſich in gleichen Glücksumſtänden, oder in zufälligen Verbindungen befinden. Dort werden junge und noch wenig bedeutende Leute mit aufgenommen, und zu der Rolle, die ſie einſt werden in der Geſellſchaft zu ſpielen haben, angezogen. Hier kommen faſt nur Leute zuſammen, deren Glück ſchon gemacht und deren Ton ſchon beſtimmt iſt, ſo daß keiner ſehr als

Lehrer und Muſter von den andern anerkannt wird.

Ich habe bisher den Umgang als eine Kunſt betrachtet, die, da ſie nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht werden kann, in derjenigen Claſſe ſich am vollkommenſten erwarten läßt, in welcher der häufigſte Umgang vorhanden iſt, und welche ihn am meiſten, als wichtigen Gegenſtand, behandelt. Dieſe Claſſe iſt ganz unſtreitig der Adel, und beſonders derjenige Theil deſſelben, der ſich um den Landesherrn verſammelt, und, mit deſſen Familie zuſammengenommen, den Hof ausmacht. Nirgends findet ſich die zur Cultivirung des geſelligen Lebens nöthige Muße, Wohlhabenheit und Erziehung bey einer ſo großen Anzahl vereinigter Menſchen: nirgends findet der Trieb zur Geſelligkeit ſo viele Beförderungsmittel, und ſo wenige Hinderniſſe. Gute Geſellſchafter zu ſeyn iſt das vornehmſte Beſtreben aller jungen Leute von Stande, und die Geſellſchaften zu beſuchen ein wichtiges Geſchäft der Erwachſenen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten mußte alſo, unter den Erſten des Staats und im Gefolge des Regenten, der Umgang zuerſt verfeinert

werden, weil man ſich dort mit ihm am ernſthafteſten und mit der meiſten Emſigkeit beſchäftigte.

Doch es giebt, außer den bisher angeführten, noch andre, dieſem Stande eigenthümliche, Verhältniſſe, welche machen, daß ſeine Geſellſchaften ſich den Nahmen der guten ausſchließend zueignen, und gewiſſermaßen auch verdienen. Betrachtungen über die Natur des Anſtandes überhaupt werden, dieſe Urſachen zu entwickeln, vorausgeſchickt werden müſſen.

Der angenehmſte und der vollkommenſte Umgang iſt unter Menſchen, die einen gewiſſen Grad von vertraulicher Zuneigung mit gegenſeitiger Hochachtung verbinden. Jene macht die Gemüther frey, und die Mittheilung der Gedanken leicht: dieſe beugt allen Beleidigungen, ſo wie den Ausbrüchen von Launen und Leidenſchaften, vor. Da nun die Artigkeit, wenn dieß Wort für das Franzöſiſche politeſſe gebraucht wird, in demjenigen Aeußern beſteht, welches die der Geſelligkeit günſtigſten Eigenſchaften des Gemüths aufs vollkommenſte ausdrückt: ſo wird, auch in den Sitten, der beſte und edelſte Anſtand die Zeichen jener beyden Grundzüge des geſelligen Charakters, die Zeichen von Vertraulichkeit und die von Achtung, enthalten müſſen. — Perſonen, welche

angenehm mit einander leben ſollen, müſſen ſich als Freunde behandeln, wenn ſie es auch nicht im eigentlichen Verſtande wären. Es muß ein Ton unter ihnen herrſchen, wie er unter alten Bekannten zu ſeyn pflegt. Sie müſſen weder Zwang noch Zurückhaltung gegen einander zeigen. — Aber auf der andern Seite muß dieſe Zwangloſigkeit nicht in Herrſchſucht oder Vernachläßigung ausarten. Jeder muß ſeine Rechte behaupten, aber auch der andern ihre anerkennen. Jeder muß, wenigſtens für die Zeit der Geſellſchaft, diejenigen, mit welchen er umgeht, auf den Fuß der Gleichheit behandeln. Furchtſam gegen andre ſeyn, demüthig nachgeben, ſich vor ihnen zurückziehn oder verſchließen, macht den Menſchen entweder ſeinen Geſellſchaftern verächtlich, oder unfähig zum Vergnügen derſelben beyzutragen. Denn jede ſolche freywillige Erniedrigung, eine jede Art von Zwang, die man ſich anthut, wirkt auf die Seele, wie der Krampf auf die Glieder des Körpers; ſie lähmt ihre Fähigkeiten, macht den Witzigen geiſtlos, und giebt dem Verſtändigſten das Anſehn von Einfalt. — Aber eben ſo wenig darf der Mann, welcher gefallen will, vorlaut, anmaßend und zudringlich ſeyn. Weder ſeinen höhern Stand, noch ſelbſt ſeine höhern Fähigkeiten mnß er ſeine Geſellſchafter fühlen laſſen.

Er muß diejenigen, welche er, nach der zutraulichen und geprängeloſen Art, auf die er mit ihnen umgeht, zu lieben ſcheint, zugleich zu reſpectiren ſcheinen, indem er alles vermeidet, was ſie beleidigen, oder ihnen mißfallen könnte.

Dieſe Theorie des guten Anſtandes finden wir auch durch die Erfahrung beſtätigt. Wenn wir uns in der Welt umſehen, welches diejenigen Geſellſchaften ſind, in welchen, nach dem Urtheile der Kenner, der wahrhaft gute geſellſchaftliche Ton herrſcht: ſo werden wir finden, daß es diejenigen ſind, wo, von allen Seiten, die vollkommenſte Freymüthigkeit mit der genaueſten Aufmerkſamkeit verbunden iſt, einem jeden die Achtung, auf die er Anſpruch machen kann, zu erweiſen. Auch wenn einzelne Perſonen mit einander verglichen werden, unterſcheidet ſich der Mann von Welt vornehmlich dadurch, daß er unter Fremden ſogleich den Ton eines alten Bekannten anzunehmen weiß, ohne doch der vollkommenſten Höflichkeit irgend etwas zu vergeben; er unterſcheidet ſich durch eine gewiſſe mit Beſcheidenheit gepaarte Würde, und durch ein ungezwungnes, zutrauliches Weſen, das ihn doch nicht verhindert, immer in ſeinen Schranken zu bleiben, und den andern in ſeinen Schranken zu halten. —

Daß nun dieſer Ton unter den Geſellſchaften des erſten Ranges, an Höfen, und in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, eher, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen, entſtehen konnte: dazu ſind in der Lage dieſer Claſſen, und ſelbſt ihren Vorurtheilen, einige begreifliche Urſachen vorhanden.

Die Scheidewand, welche die Geſetze und die Gewohnheiten zwiſchen dem Adelſtande und dem unadligen gemacht haben, iſt unter den Abſonderungen, die ſich jetzt unter den Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft finden, die größte und weſentlichſte. Sie iſt es deßwegen, weil ſie einen lebenslänglichen und erblichen Unterſchied hervorbringt, und weil ſie nie überſprungen werden kann. Der Unterſchied, welchen die verſchiedenen Aemter des gemeinen Weſens, unter denjenigen machen, welche deren höhere oder niedrigere bekleiden, iſt bey weitem nicht ſo beträchtlich. Denn es kann ein Menſch von einem geringern Poſten zu einem wichtigern emporſteigen. Der jüngſte Candidat iſt der nähmliche Stoff, aus welchem man den erſten Rath eines Collegiums bildet. Aber der Menſch von gemeiner Herkunft kann nie, in eigentlichem Verſtande, ein Mann von guter Geburt werden: und ſelbſt der Fürſt, welcher ihm den Titel des Adels beylegt,

kann nicht machen, daß ſeine Familie, von jeher, oder doch von lange her, angeſehen geweſen ſey, worinn das Weſen des Adels beſteht. — Wenn die erſten Aemter des Staats, oder diejenigen in den Tribunålen und Regierungscollegien, mit welchen die Direction derſelben verbunden iſt, einen grōßern Abſtand von den ſubalternen Stellen bekommen: ſo geſchieht es eben dadurch, daß mit dem Vorzuge der Amtswůrden ſich der Vorzug der Geburt vereinigt, das heißt, daß jene Aemter nur Adligen ertheilt werden. Die verſchiedenen Stufen des Ranges, in welche der Adel ſelbſt abgetheilt iſt, unterſcheiden ſich, (wenn die regierenden Fürſten davon ausgenommen werden,) weit weniger unter ſich, als ſich der Adlige vom Bürger unterſcheidet. Denn jene kōnnen ſich doch alle mit einander verheyrathen, ohne daß der Hōhere oder ſeine Nachkommenſchaft ihre Rechte verliert, wenigſtens ſind ſie gewohnt alle mit einander umzugehn, ohne daß der vom hōhern Range ſich dadurch erniedrigt glaubt. Die Heyrath eines Adligen mit einer Bürgerlichen hingegen iſt eine Mißheyrath; — und der Umgang des Adligen mit den Bürgerlichen wird noch von vielen für eine Herablaſſung gehalten. Selbſt dem Fürſten, eine ſo große Erhabenheit ihm auch die hōchſte Gewalt zu

geben ſcheint, iſt doch der Adlige, da er täglich mit ihm umgeht, näher, als dieſem der Bürgerliche, der von den Geſellſchaften des Adels ausgeſchloſſen iſt.

Unter den Adligen herrſcht alſo in der That eine gewiſſe Gleichheit, es exiſtirt unter ihnen ein Band der Freundſchaft, wodurch das erſte Erforderniß einer guten Lebensart, der Ton zwangloſer Vertraulichkeit, befördert wird. Dieſes Band beſteht eben in der gemeinſchaftlichen Abſonderung von dem größern Haufen ihrer Mitbürger, und in der Schätzung der Vorrechte, die ſie vor dieſem voraus, und unter einander gemein haben. Im menſchlichen Herzen iſt die Liebe mit der Abneigung, und das Principium der Vereinigung mit dem der Trennung, auf eine ſo ſonderbare Weiſe gepaart: daß, um den Gliedern einer Geſellſchaft eine größre Anhänglichkeit an einander zu geben, es nöthig iſt, daß ſie gegen eine andre Geſellſchaft Partey machen. Iſt jene erſtre Geſellſchaft noch überdieß klein und überſehbar, indeß die andre, von der ſie ſich abſondert, oder der ſie ſich entgegenſetzt, groß und zu einer genauen Bekanntſchaft der Glieder unter einander zu zahlreich iſt: ſo wird die erſtre noch genauer unter ſich verbunden werden; es ſey, weil ſich die geſelligen Neigungen in ihr mehr concentri-

ren und dadurch verſtärkt werden, oder weil die Furcht vor Eingriffen von Seiten der zahlreichern Partey dadurch vermehrt wird. So ſind die Mitglieder der kleinern Secten, die in der Kirche entſtanden, beſonders ſo lange ſie ihrer Partey eine vorzügliche Reinigkeit des Glaubens oder des Wandels zuſchrieben, und die allgemeine Kirche für verderbt hielten, immer von einer wärmern Freundſchaft gegen einander beſeelt geweſen, als das Geſetz der Bruderliebe, ohne Hülfe des Parteygeiſtes, unter den Chriſten überhaupt, je hat hervorbringen können. Und faſt immer hat die Innigkeit jener Freundſchaft in dem Maaße zu- oder abgenommen, als die Verachtung, welche ſie gegen die übrigen Chriſten außer ihrer Partey hegten, oder die Abneigung, welche ſie von denſelben entfernte, größer oder geringer wurde.

Eine ähnliche Partey nun macht der Adel im Staate aus. Er hat nicht nur Vorzüge, die er über die übrigen zahlreichern Mitbürger zu behaupten, ſondern er hat auch Rechte, welche er gegen ſie zu vertheidigen hat. Er hat die Eingriffe derſelben zu fürchten, und ſucht ſich durch allerhand Gehege, die er um ſich herum zieht, dafür ſicher zu ſtellen.

Diejenigen ſeiner Mitglieder, deren Geſinnungen bloß durch ihre äußern Verhältniſſe beſtimmt werden, kommen in einer gemeinſchaftlichen Geringſchätzung des Bürgerlichen, und in einem gemeinſchaftlichen Unwillen gegen die Anmaßungen der Niedern überein. Ueber dieſem größern Intereſſe, das ihnen gemein iſt, vergeſſen ſie das kleinere, welches ſie entzweyen könnte. Sie werden, durch die Gleichheit ihrer bürgerlichen Lage, nicht nur einander in ihrer Denkungsart ähnlicher, ſondern ſie werden auch, eben wegen ihrer ausſchließenden Vorrechte, einander gegenſeitig zum Genuſſe des Lebens, nothwendiger.

In der That, wie könnte wohl der Stolz, der in dieſe Vorrechte einen ſo großen Werth ſetzt, anders einen Gebrauch von denſelben machen, oder welchen Genuß könnte er aus ihnen ziehen, als indem er die, welche daran Theil haben, mit einander vereiniget, und eine Geſellſchaft unter ihnen erſt ſtiftet, damit die Ausſchließung der übrigen merklich werde. Der einzelne Vornehme, ſo ſehr er ſich über Andre erhoben glauben mag, iſt, iſolirt, immer ein ſchwaches Geſchöpf und fühlt ſich als ein ſolches. Erſt, wenn er ſich mit ſeines Gleichen zuſammengeſellt, ſieht er ſeine Anſprüche hinlänglich unterſtützt, um dieſelben geltend zu ma-

chen. Erſt dann findet ſich das angenehme Selbſtgefühl der Ueberlegenheit über den großen Haufen ein, wenn er ſich ſelbſt unter dem kleinern begünſtigten Häuflein befindet, das jenem erſtern den Zutritt verſagt (*).

Zu dieſem erſten Grunde einer leichtern, oder einer größern Vertraulichkeit unter Adligen treten andre hinzu. Einer davon iſt die, vor allem perſönlichen Umgange, vorhergehende Bekanntſchaft, welche ſie mit einander haben.

Adlige Familien ſind, was der lateiniſche Nahme *nobiles* ſehr richtig ausdrückt, die von Alters her bekanntern Familien. Ein durch mehrere Generationen, vielleicht durch mehrere Jahrhunderte fortdauerndes bürgerliches Anſehn eines Geſchlechts muß nothwendig den Nahmen deſſelben bekannter, und die übrigen Menſchen neugieriger machen, ſeine Sprößlinge kennen zu lernen. — Bey denen, die einen gleichen Rang haben, wird dieſe Neugierde, eben um des nähern An-

(*) Daher erfahren es Bürgerliche ſo oft, daß Adlige, welche allein, oder in kleiner Geſellſchaft, ſie mit der Miene der Freundſchaft empfingen, in großer Geſellſchaft fremd gegen ſie thun.

Antheils willen, den ſie an den Umſtänden und Schickſalen von Perſonen nehmen, die mit ihnen zu einem und demſelben Corpus gehören, noch lebhafter. Es wird ein Studium für Adlige, die vornehmſten Geſchlechter ihres und der benachbarten Länder kennen zu lernen, — von ihrer Abſtammung und ihren Verwandtſchaften unterrichtet zu ſeyn. Familien, von vorzüglichem Range oder Alterthum, ſind auch in der Ferne, durch Geſchichte oder durch Reiſende, bekannt; und je mehr ein Adliger in der Welt gelebt, oder in derſelben mit Anſtand aufzutreten ſich vorbereitet hat: deſto beſſer wird er vorläufig mit dem, was groß und angeſehen in den Europäiſchen Reichen iſt, bekannt ſeyn. Zu dieſer Bekanntſchaft trägt es ſehr viel bey, ſo wie es zugleich die Anläſſe zu Verbindungen vervielfältigt, daß der Adel ſich nur unter ſich verheyrathet. Ein Adliger, in deſſen Familie keine Mißheyrath vorgefallen iſt, findet ſeine ganze Verwandtſchaft wieder nur unter dem Adel, und oft erſtreckt ſie ſich, bey angeſehnen und zahlreichen Geſchlechtern, auf einen beträchtlichen Theil deſſelben. Ein Sohn aus dieſen komme in eine adlige Geſellſchaft ſeines Landes oder der umliegenden Länder, in welche er will, ſo iſt er faſt gewiß, Perſonen anzutreffen, die entweder ſelbſt, oder durch ihre Vorfahren, mit ſeiner Familie in

Verbindung geweſen ſind, — Perſonen, die ſeinen Nahmen kennen, und von den Schickſalen und der Verfaſſung ſeines Hauſes etwas gehört haben, ſo wie hinwiederum ſolche, deren Herkommen, Umſtände, Verdienſte oder Reichthümer ihm bekannt, und wegen gewiſſer Familienverhältniſſe wichtig ſind. So giebt es alſo zwiſchen den Adligen nähere Beziehungen, bloß deßwegen, weil ſie adlig ſind; Beziehungen, welche machen, daß, wenn ſie an einem Orte, in einer Geſellſchaft zuſammentreffen, ſie leichter vertraulich werden. Sie ſind ſelten einander ſo völlig fremd, daß ſie nicht Berührungspuncte zu finden wüßten, auch wenn ſie einander zum erſtenmahle ſehen. Die immer bereit liegende Gegenſtände ihres Geſprächs ſind, daß ſie ſich über gemeinſchaftliche Freunde, oder Bekannten, die ſie, oder ihre Vorfahren und Verwandten gehabt haben, befragen, und verſtändigen. Bey einiger perſönlichen Uebereinſtimmung führen dieſe entfernten Verbindungen bald zu einer genauern. Die Materien zum Geſpräch vervielfältigen ſich mit dem Fortgange der Unterredung ſelbſt, wenn nur erſt der Faden, an welchen man ſie knüpfen kann, gefunden iſt; und ein mit einander zugebrachter Abend, bringt adlige Familien von einem gewiſſen Anſehn, wenn ſie ſich auch zuvor nie per-

ſönlich kannten, einander viel näher, als bürgerliche Familien nach langem Umgange einander kommen können.

Dieſe ſind an und für ſich einander fremd, wenn nicht Verwandtſchaft, zufällige Verbindungen der Geſchäfte, oder der Umgang ſelbſt die eine veranlaßt hat, ſich um die Umſtände, das Herkommen und die Handlungen der andern zu bekümmern. Der Nahme eines Mannes, der ſich durch den Handel bereichert, oder durch Wiſſenſchaften Ruhm erworben hat, war noch vor kurzem keinem Menſchen ſeiner Zeit bekannt: und auch in ſeinem erhöhten Stande bleibt er noch immer dem größten Theile ſeiner Mitbürger verborgen, wenn dieſe nicht von ſeinem Gewerbe ſind, oder einen gleichen Zweig der Wiſſenſchaften mit ihm anbauen. Wenigſtens verhüllt die Dunkelheit, aus der er ſich herausgearbeitet hat, noch immer ſeine Familie. Selbſt Perſonen ſeines Standes iſt deren Geſchichte und gegenwärtige Verfaſſung gleichgültig. Nichts iſt unter Bürgerlichen, als ſolchen, vorbereitet, wodurch ſie an einander angezogen würden, oder zur Eröffnung des Geſprächs und der Vertraulichkeit Hülfsmittel und Gegenſtände bekämen.

Die Unadligen haben alſo nicht eine ſo große Anzahl von Menſchen neben ſich, mit welcher ſie

ſchon, vor perſönlicher Bekanntſchaft, und ohne wirklichen Umgang, in einer gewiſſen Verbindung ſtünden: und es iſt ihnen daher auch nicht ſo leicht, eine zahlreiche, und eine oft abwechſelnde Geſellſchaft zu errichten, in welcher der Ton von Vertraulichkeit herrſchend würde.

Dazu tritt noch der neue Umſtand, daß, ſo ungleich auch die Erziehung in adligen Familien ſeyn, und ſo groß der Abſtand zwiſchen einem Landjunker und einem Hoffmann angenommen werden mag: doch dieſe Verſchiedenheit nicht derjenigen beykömmt, die ſich zwiſchen Bürgern ſelbſt einer und derſelben Claſſe, zwiſchen einem Gelehrten und einem andern Gelehrten, zwiſchen Kaufmann und Kaufmann findet. Wenigſtens wird jener Unterſchied unter denjenigen Adligen nicht merklich, die in den Hauptſtädten und an Höfen einander nahe genug kommen, um in Geſellſchaft mit einander verglichen zu werden: dahingegen dieſer Unterſchied ſehr oft unter Bürgerlichen auffällt, welche mit einander alle Tage an gemeinſchaftlichen Tafeln ſchmauſen. Von jenen Sammelplätzen der großen und feinen Welt, ziehen ſich auch Adlige freywillig zurück, wenn ſie ſich bewußt ſind, daß ſie in denſelben eine ſchlechte Figur ſpielen. Hingegen wohnt, in einer und eben derſelben Stadt, der artigſte unter den Kaufleuten

neben dem von den gemeinſten Sitten. Und ſie wohnen nicht nur neben einander, ſondern ſie ſind auch vielleicht, durch ihre Geſchäfte, oder ſelbſt durch Verwandtſchaft, und frühzeitige Verhältniſſe an einander dergeſtalt gebunden, daß ſie mit einander umgehen, und ſich in denſelben Geſellſchaften vereinigen müſſen. — Dieſer Contraſt der Sitten aber, der ſich unter den Gliedern bürgerlicher Geſellſchaften ſo oft findet, läßt den Ton anſtändiger Vertraulichkeit unter ihnen nicht ſo allgemein werden.

Doch der gute Anſtand verlangt nicht bloß die Abweſenheit des Zwanges, ſondern zugleich die gegenſeitige Beweiſung einer gewiſſen Achtung. Nicht bloß den Ton der Gleichheit und der Vertraulichkeit, ſondern auch den der Ehrerbiethung und der zuvorkommenden Gefälligkeiten müſſen die Glieder einer Geſellſchaft gegen einander haben, welche ſich mit Recht den Nahmen der guten ſoll beylegen können. Und auch dieſe zweyte Vollkommenheit in ihren Umgang zu bringen, haben die Menſchen aus den oberſten Claſſen, die Hofleute und der Adel gewiſſe Erleichterungen, welche dem Mittelſtande fehlen.

Eben der Stolz, welcher ſie, weil ſie gemeinſchaftliche angeerbte Vorzüge haben, mit einander in ſcheinbarer Vertraulichkeit verbindet, auch wenn

kein Grund wahrer Freundſchaft zwiſchen ihnen vorhanden iſt: eben dieſer Stolz macht auch, daß ſie einander, bey dieſer Vertraulichkeit, ehren, und jeder folglich aufmerkſam iſt, nichts zu ſagen, nichts zu thun, was die Würde des andern, die zugleich ſeine eigne iſt, herabſetzen könnte. Daher die Ausdrücke einer tiefern Demüthigung in der gewöhnlichen Complimentenſprache des Adels, bey allen den Aeußerungen einer großen Familiarität im übrigen Betragen. Die Güte iſt zur Gnade hinaufgeſtimmt: und der Gehorſam, welchen der Bürger ſeinem Freunde verſichert, wenn er ihn begrüßt, wird bey Adligen zur Unterthänigkeit. Indeß ſie ſich häufig mit dem Bruder- und Schweſternahmen belegen, und ſich einander auf dieſe Weiſe von allem läſtigen Ceremoniel der Höflichkeit losſprechen, behalten ſie doch dieſe Kennzeichen ihrer Würde und ihrer gegenſeitigen Ehrerbiethung für dieſelbe, bey. Dieſe demüthigen Ausdrücke ſind für keinen erniedrigend, weil ſie gegenſeitig gebraucht werden: ſie zeigen aber den Bürgerlichen, welche in der Geſellſchaft ſind, ſogleich, daß ſie ſich unter Perſonen eines höhern Standes befinden.

Das Vorrecht, welches ſich der Adel noch bis jetzt unter den übrigen Ständen allein vorbehal-

ten hat, Beleidigungen der Ehre mit dem Degen zu rächen, hat viel dazu beygetragen, die Behutſamkeit nichts anſtößiges zu ſagen, und die Aufmerkſamkeit gefällig zu ſeyn, unter den Geſellſchaften ſeines Standes allgemeiner zu machen. Bey ihm geſchieht es, daß brüderlich Vertraute ſich als Feinde gegen einander bewaffnen, ſobald der eine es an der Achtung hat fehlen laſſen, die der andre als Menſch oder als Edelmann fordern zu können glaubt. Wenn dieſe Furcht vor dem Zweykampfe auch jetzt nicht mehr nöthig iſt, wohlerzogne Adlige in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten: ſo war ſie doch gewiß eine Triebfeder, welche, da die Menſchen überhaupt noch erſt aus dem Stande der Rohheit heraustraten, die Perſonen dieſer Claſſe mehr als andre antrieb Höflichkeit zu erlernen. Noch jetzt werden junge noch ungebildete Wüſtlinge aus derſelben, durch dieſe Furcht, zuerſt von groben Unanſtändigkeiten zurückgehalten, und bekommen Zeit, wenn der Saame der feinern Sittlichkeit in ihnen liegt, auf die Vollkommenheiten der Muſter, die ihnen vor Augen ſind, aufmerkſam zu werden, um Artigkeit aus beſſern Principen zu erlernen. So haben auch die Vorurtheile beytragen müſſen, die Menſchen auf der Bahn der Cultur weiter zu

bringen; und was durch die Mangelhaftigkeit der geſellſchaftlichen Einrichtungen veranlaſſet worden war, und in der Ungebundenheit der Leidenſchaften ſeinen Urſprung nahm, — die Anmaßung der vornehmern Glieder des Staats, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, — hat in ſeinen Folgen dazu beygetragen der Geſellſchaft wahre Vorzüge zu geben, und jene Leidenſchaften ſelbſt zu bändigen.

Ein andrer noch wichtigerer Umſtand, der in die Sitten des Hofes, und des vornehmſten Adels, beſonders in Hauptſtädten, dieſen Beſtandtheil achtungsvoller Aufmerkſamkeit bringt, welcher, mit der Freymüthigkeit zuſammengeſetzt, das Ganze der feinen Lebensart ausmacht, iſt, daß an der Spitze ſeiner Geſellſchaften die landesherrliche Familie und die erſten Beamten des Staates ſtehn. In den meiſten Zuſammenkünften der vornehmen Welt ſind Männer, welche wichtige Aemter bekleiden, oder Perſonen von hohem Anſehn gegenwärtig: oder jene Zuſammenkünfte werden auch in den Häuſern dieſer veranſtaltet. Ohne daß dadurch dem übrigen weniger angeſehnen Theile der Geſellſchaft Zwang auferlegt würde, wird er doch dadurch in Schranken gehalten. Eben die Perſonen, welche zum Glück andrer beyzutragen die Macht haben, und deren Mißfallen ihnen ſchaden

kann, ſind hier mit dieſen andern in den Stunden des Vergnügens verſammelt. Es iſt natürlich, daß die letztern auch dann, wenn es nur auf Zeitvertreib und Ergötzung ankömmt, bemüht ſeyn werden, vortheilhafte Ideen bey den erſtern zu erwecken.

Hierin liegt eine der vornehmſten Urſachen, warum die Hofſitten die feinſten zu ſeyn pflegen. Ein Umgang mit Höhern, wenn er eine gewiſſe Vertraulichkeit zuläßt, iſt immer eine Schule der Artigkeit. Der Umgang mit ſeinem Landesherrn und denen, die ihm durch Blut und an Autorität die nächſten ſind, iſt für den Unterthan die höchſte Schule der Kunſt zu gefallen. Blödigkeit gefällt hier nicht: denn wie könnte ſich ein Fürſt unter Perſonen vergnügen, die ſich vor ihm zu fürchten ſcheinen? Dreiſtigkeit und Vernachläßigung ſeiner ſelbſt mißfällt auf der andern Seite unfehlbar: denn nie vergißt der Fürſt ganz, daß er der erſte in der Geſellſchaft iſt. Alſo jeder, welcher Verſtand hat, ſtrebt, das kunſtloſeſte, unbefangenſte Betragen, mit dem vollkommenſten Reſpect zu vereinigen, — ſo freymüthig zu ſeyn, daß er das größte Vertrauen zur Gnade des Fürſten zeige, und doch ſo auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß er ſich nichts entwiſchen laſſe, was mißfallen könne. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Beſtrebungen, wenn jeder auch nur mittel-

mäßige Fähigkeit zu der Sache beſitzt, bringt doch einen ſchnellern Fortgang in der Kunſt hervor, welche ſie alle treiben. Wie ſollte nicht die Kunſt des angenehmen Umgangs, an Höfen, angebauet werden, wo es die größte Angelegenheit ſo vieler Menſchen iſt, gefallen zu wollen, und das vornehmſte Mittel ſein Glück zu machen, wenn man wirklich gefällt?

In den Geſellſchaften des Mittelſtandes fehlt dieſes alles. Selten ſind in ihnen Perſonen gegenwärtig, welche über die übrigen Glieder ein ſo großes Anſehn hätten, als der Fürſt oder die erſten Staatsbeamten in den Geſellſchaften des Adels haben. Oder wenn Perſonen von höherm Anſehn ſich bey denſelben einfinden, ſo haben ſie über die übrigen Glieder ein zu großes Uebergewicht, wodurch ſie dieſe von ſich entfernen und zurückſchrecken, anſtatt daß ſie ſie zu ſich erheben ſollten. Selten ſind die Perſonen, welche die erſten Stellen bekleiden, mit ihren bürgerlichen Untergebnen, auf einen hinlänglich vertrauten Fuß, um daß eine fortdauernde Geſellſchaft beyden Theilen angenehm, und der Umgang alſo für den geringern oder jüngern Theil bildend ſeyn könnte. Die Folge dieſes Mangels reſpectirter und doch nicht gefürchteter Directoren in den bürgerlichen Geſellſchaften iſt, daß

die gemeiner erzognen, oder die noch jugendlich muthwilligen Glieder derſelben nicht auf gleiche Weiſe in den Schranken des Anſtandes gehalten werden. Es geht daher in ihnen, wenn ſie zahlreich, und, wie man zu ſagen pflegt, galant ſind, gemeiniglich lauter und lärmender zu, als in den adligen. Sind ſie hingegen bloß auf Familienzuſammenkünfte eingeſchränkt: ſo ſind ſie wieder nicht belebt genug. Die Unterhaltung iſt ſchläfrig, wo keiner ſtarke Bewegungsgründe hat, ſich für das Vergnügen andrer anzuſtrengen. Der, welcher das Muſter der Sitten für die übrigen hätte ſeyn können, wird eher ſeinen Ton herabſtimmen, um ſich dieſen gleich zu ſtellen, als daß er dieſe bewegen könnte, ihm nachzuahmen.

Die Gabe in Geſellſchaft zu gefallen, iſt für den Mann aus dem Mittelſtande nicht der Weg, ſein Glück zu machen: für den Hofmann iſt ſie es. Dahingegen kömmt, gewöhnlicher Weiſe, der erſtre durch Fleiß mit Wiſſenſchaft verbunden, empor, indeß der zweyte, wenn auch beyde Eigenſchaften ihn auszeichnen, doch noch hinter Rivalen, die beſſer zu gefallen wiſſen, zurückſteht. Kein Wunder alſo, daß die Geſchmeidigkeit im Umgange vom Hofmanne, und die Brauchbarkeit in nützlichen Geſchäften am meiſten vom Bürgerlichen cultivirt wird. Jeder

Stand wird in derjenigen Kunſt am vortrefflichſten, die bey ihm am beſten belohnt wird.

Zwar kömmt in allen Ständen, vom Tagelöhner bis zum Prinzen, der Mann, welcher gefällt, wenn das übrige gleich iſt, in ſeinem Gewerbe beſſer fort, und erlangt den Gewinnſt oder die Ehre, welche daſſelbe gewähren kann, leichter. Denn jeder hat doch in dem Geſchäfte, was er treibt und wodurch er ſein Glück zu machen gedenkt, immer mit Menſchen zu thun, oder muß von ihnen darinn unterſtützt werden. Ja die meiſten, ſogar der Handwerker und Künſtler, noch weit mehr aber der Arzt und der Candidat zu öffentlichen Bedienungen, müſſen erſt von andern Menſchen zu den Dienſten, die ſie durch ihre Arbeiten leiſten wollen, aufgefordert werden, ehe ſie ſich durch die treue und geſchickte Ausrichtung derſelben bekannt machen können. Wer ſich alſo ſeinen Mitbürgern, in der allgemeinen Beziehung des Umgangs, angenehm zu machen gewußt hat: den ſind ſie auch geneigter, in der beſondern Beziehung des Berufs, dem er ſich gewidmet hat, hervorzuziehn oder zu gebrauchen. Aber dieſer Einfluß des Angenehmen, das ein Menſch im Umgange für andre hat, auf das Glück, welches er in ſeinem Stande machen ſoll, zeigt ſich immer größer und ſichrer, ſo wie man unter den Ständen

der Geſellſchaft emporſteigt. In dem oberſten Range, aus welchem die Verwalter des Staats, oder die unmittelbaren Stellvertreter des Regenten gemeiniglich gezogen werden, iſt dieſer Einfluß, für das Wohl des Ganzen, oft nur allzu groß.

Der Handwerker und Künſtler wird von vielen Leuten gebraucht, die ihn gar nicht kennen. Man verlangt nicht ihn, man verlangt nur das Product ſeiner Arbeit zu ſehen. Sein Ruf als Künſtler muß ſchon erworben, und ſein Ruhm groß ſeyn, ehe er ſelbſt zum Vorſchein kommen kann: und dann können allerdings ſeine perſönlichen Annehmlichkeiten dazu beytragen, ſeine Kundſchaft auszubreiten; aber ſie können ihm nicht zuerſt Kunden zuführen.

Der Kaufmann und der ſubalterne Arbeiter in den richterlichen und Regierungsgeſchäften, kann zwar ſeine Arbeit nie allein verrichten. Ihr Beruf ſelbſt bringt beyde in Geſellſchaft. Aber die Menſchen, mit welchen ſie in den Stunden der Geſchäfte zuſammenkommen, ſind nicht eben die, mit welchen ſie ſich nach der Endigung derſelben erhohlen. Den Perſonen, welche den erſten auf ſeiner Schreibſtube oder in ſeinem Kramladen, den andern in der Canzley ſehen, den Handlungsfreunden und Kunden des erſten, den Obern und höhern Collegen des

letztern bleibt es oft verborgen, wie der Mann in Geſellſchaft ſey, ob er, außer ſeinem Fache, Kenntniſſe, ob er Witz und gute Laune, ob er Geſchmack und gefällige Sitten habe.

Der Großhändler und Banquier, der Rath eines Collegiums, ſelbſt der adlige Candidat iſt ſchon in einem andern Falle. Jener kömmt mit den Perſonen, welche ihm Geſchäfte zuwenden ſollen, dieſe kommen mit den Perſonen, welche ſie zu höhern Aemtern empfehlen oder befördern können, öfter in Geſellſchaft zuſammen. Hier ſehen wir daher auch ſchon nicht ſelten die angenehmen, die ſchönen, die luſtigen, die gaſtfreyen, die geſelligen Leute über die bloß geſchickten und arbeitſamen obſiegen. Eben der Weg, den der unbekannte, von Aſſembleen und Gaſtmählern entfernte bürgerliche Candidat, mit genauer Noth, durch angeſtrengte Arbeit mehrerer Jahre, und nach vielen Beweiſen vorzüglicher Kenntniſſe, bis zu einer Rathsſtelle in einem Landescollegium machen konnte, den durchläuft oft ein junger Adliger, welchen ſeine Beförderer zugleich als ihren Geſellſchafter zulaſſen, in kurzer Zeit mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen, und nach ſehr zweydeutigen Beweiſen ſeiner Geſchicklichkeit. Das Vergnügen ſelbſt, welches er genoß, und zu welchem er bey-

trug, giebt ihm einen Anſpruch. Er ſcheint würdiger zu ſeyn, an der Seite ſeiner Obern im Collegium zu ſitzen, weil er ſo oft mit ihnen den Becher der Fröhlichkeit leerte, oder die Charten mit ihnen miſchte.

Je näher ein Menſch der erſten Quelle der Ehren und der Belohnungen im Staate, — je näher er dem Souverain kömmt: deſto mehr kann er von der Gabe zu gefallen hoffen. Keine Aemter ſind öfter, als die der erſten Miniſter und Befehlshaber, bloß durch ein angenehmes Aeußere, und ein Talent zu geringfügigen Zeitvertreiben erworben worden. Luines erſter Schritt zur Premierminiſterſchaft, und einer faſt unumſchränkten Gewalt, war, daß er dem noch kindiſchen Ludwig dem dreyzehnten Vögel fangen half, und Dohlen wie Falken für ihn abrichtete. Und ſelbſt dem ſich ſo weiſe dünkenden Jacob dem erſten, wurden die Sommerſets und Buckinghams durch nichts, als durch eine ſchöne Geſtalt, einen gewandten Körper und einen gefälligen Anſtand zu der ausgezeichneten Gunſt empfohlen, durch welche er ſie in kurzem zu den erſten Staatswürden erhob.

Zwar geſchieht dieſes nicht, wenn ein König, wie unſer großer Friedrich war, auf dem Throne ſitzt, der

ohne eigentlichen Hof lebt, und, wie er ſelbſt ſeine Würde darein ſetzt, ſein großes Werk unablåßig zu treiben, auch von denen, welchen er einen Theil ſeiner Gewalt anvertrauen will, nur fordert, daß ſie zu ihrem Geſchåfte geſchickt und in demſelben emſig ſeyn ſollen. Ein ſolcher Fürſt weiß ſeine Privatneigungen, von den Bewegungsgründen, die ihn in der Wahl ſeiner Staatsdiener leiten ſollen, zu unterſcheiden. Er macht nicht gerade diejenigen zu ſeinen Rathgebern und Gehülfen in der Regierung, die er als luſtige Geſellſchafter an ſeine Tafel zieht, ſelbſt die nicht, welche er als artige und unterrichtete Weltleute ſeines vertrautern Umgangs würdigt. Und doch würde ein ſolcher Fürſt, da ſeine Zeitvertreibe ſelbſt Beſchåftigungen des Verſtandes ſind, und immer einen Bezug auf die wichtigen Gegenſtånde haben, welche ſeinen Beruf ausmachen, auch dann weniger irren, wenn er die Perſonen, welche ihm den angenehmſten Umgang gewåhren, für fåhig hielte, ihm wichtige Dienſte zu leiſten.

Indeß, auch an dem Hofe eines Friedrichs, wird das Verdienſt eher bis zur Kenntniß des Monarchen durchdringen, wenn es durch einen guten Ruf bey den Großen und Vornehmen unterſtützt

wird:

wird: und es wird dieſen guten Ruf eher erlangen, wenn die Perſon, welche es beſitzt, ſich ihnen auch in ihren Geſellſchaften angenehm zu machen gewußt hat.

Jedes Talent, welchem ein großer Preis vorgeſteckt iſt, wird mit Fleiße cultivirt. Da, wo Gelehrſamkeit allein emporbringt, da findet man auch arbeitſame und gelehrte Männer, — aber nicht immer geſellige und artige. Wo Feinheit der Sitten, Sorgfalt niemanden anſtößig zu werden, Eifer und Talent Vielen Vergnügen zu machen, wo guter Anſtand und Geſchmack zu Ehren und Reichthümern führen: da werden durch den Wetteifer derer, welche um dieſe Vorzüge ſich bewerben, dieſelben ſowohl auf einen höhern Grad gebracht, als mehreren gemein werden. Dieß kann nur in den Geſellſchaften der Vornehmſten geſchehn. Hier iſt Vergnügen mit Geſchäften, Umgang mit politiſchen Abſichten, die Bemühung ſich und andern die Zeit zu vertreiben, mit der ſein Glück zu machen, oder ſeine Pläne durchzuſetzen, mehr als irgendwo verwebt. Ein Ball, ein Gaſtmahl, eine geſellige Luſtbarkeit, iſt oft der Schauplatz von Unterhandlungen, und giebt zu den ernſthafteſten Auftritten die Veranlaſſung. Um deßwillen werden auch hier Vergnügungen, wie

Geſchäfte behandelt; mit einem Ernſte, mit einem Eifer, (*) und alſo auch mit einer Geſchicklichkeit

---

(*) Die Feſte, (die Diners, Soupers, Bälle, u. ſ. f.) folgen, an den Höfen und in der großen Welt, ſo dicht auf einander, und gehen in einer ſo unaufhörlichen Reihe fort, daß es uns andern, zur Abwechſelung zwiſchen Arbeit und Erhohlung gewöhnten, Leuten ſcheint, ſie müßten, bey dem engen Kreiſe, in welchen doch immer die menſchlichen Vergnügungen, vermöge den Einſchränkungen der menſchlichen Natur, auch unter Fürſten und Fürſtenkindern eingeſchloſſen bleiben, am Ende die tödtlichſte lange Weile machen. Das thun ſie aber nach der Erfahrung, unter dieſen nicht ſo ſehr, als eine ähnliche zerſtreute Lebensart in der Sphäre des Mittelſtandes thut. Die Urſache davon iſt, wenn ich nicht irre, daß dieſe große Welt zugleich das Theater der Politik, alſo derjenigen Geſchäfte und der Begebenheiten iſt, die man für die wichtigſten hält, die auf ganze Nationen Einfluß haben, welche wenigſtens die Neugierde der Menſchen ſehr reizen, und bey denen, welche ihnen in der Nähe zuſehen, auch manche andre Begierde erwecken. Mit den Scenen dieſes politiſchen Schauſpiels ſind die des geſelligen Vergnügens, am Hofe und in den oberſten Cirkeln, verbunden, — im bürgerlichen Stande nicht. Bald iſt es die Zuſammenkunft mehrerer regierenden Herren, welche die Hoffeſte veranlaßt: und man ſetzt voraus, daß auf denſelben zugleich Verbindungen verabredet, oder Freundſchaften geſtiftet werden, die auf das Wohl ihrer Länder Einfluß haben. Bald iſt es die Ankunft fremder Geſandten, oder ſolcher Männer, die eine Rolle in andern Staaten geſpielt haben, welche die Geſellſchaft von neuem belebt, und die Feſte vervielfältigt; oder endlich ſind es

welche man anderswo nicht kennt. Müſſiggang und Reichthum, mit einander vereiniget, ſuchen nur

---

fröhliche Begebenheiten im Staate, oder in der Familie des Fürſten, welche durch Gaſtmähler und Bälle gefeiert werden.

Die bürgerlichen Gaſtmähler haben weniger Verbindung mit ernſthaften Gegenſtänden. Dadurch werden ſie, wenn ſie häufig auf einander folgen, geſchmacklos, und erſcheinen in ihrem wahren Lichte, als unbedeutend: beſonders, wenn ſie nicht durch den Geiſt und die Fröhlichkeit der Gäſte, die dabey erſcheinen, außerordentlich belebt werden. Die Diners am Hofe, haben wenigſtens den Anſchein von etwas wichtigerm. Der Fürſt belohnt den einen ſeiner Unterthanen, indem er ihn an ſeine Tafel zieht; den andern prüft er an derſelben, indem er ihn ſeiner Beobachtung näher bringt. Immer ſind es eben die Perſonen, welche in den Angelegenheiten der Staaten verflochten, und auf dieſem Theater am geſchäftigſten ſind, die auch in den Geſellſchaften der großen Welt figuriren. Man iſt in dieſem Kreiſe oft mit großen Angelegenheiten beſchäftigt, indem man nur ſein Vergnügen zu ſuchen ſcheint. Die Subalternen, welche die Sachen im Detail ausarbeiten, ſind in ihren Cabinettern: wenn die Häupter, welche ſie dirigiren, beym Schmauſe oder auf dem Balle zuſammenkommen.

Alles aber, was dem Menſchen wichtig ſcheint, thut er mit beſſerm Anſtande. Eine unnütze Sache, und die er ſelbſt dafür hält, thut er immer auf eine nachläßige, und alſo gemeiniglich auf eine mangelhafte Weiſe. Und ſelten wird ein Reicher, der bey ſeinen prächtigen Gaſtgebungen nichts weiter zur Abſicht hat, als Gäſte zu haben, dieſelben auf eine ſo intereſſante Art bewirthen, als der, welcher ſeine Geſelligkeit höhern Zwecken unterordnet.

Wohlleben: und ſie finden es in dieſem Kreiſe. Der Ehrgeizige ſetzt eine große Wichtigkeit darein, der Tiſchgenoſſe der Prinzen und Erſten des Staats zu ſeyn. Der wahre Geſchäftsmann ſucht Gelegenheit, Perſonen, die er als Werkzeuge brauchen will, oder welche Theilnehmer ſeiner Entwürfe ſeyn ſollen, dann, wenn ſie am wenigſten auf ihrer Hut, oder am meiſten von Eigenſinn und Leidenſchaft frey ſind, — in den Stunden der Fröhlichkeit und der Abſpannung, — zu ſprechen. Alle dieſe vereinigten Abſichten, die durch den Umgang hier befördert werden, geben ihm ein Leben, ein Intereſſe und eine Wichtigkeit, welche er ſonſt nirgends haben kann.

Aus dieſer Verſchiedenheit der Abſichten, in welchen die Geſellſchaften der großen, und die der kleinen Welt von ihren Mitgliedern beſucht werden, entſteht ein neuer Umſtand, der zu der Verfeinerung der erſtern beyträgt. Bürgerliche, welche ein entgegenſtehendes Intereſſe haben, trennen ſich von einander, und ſehen ſich ſelten. Was nöthigt ſie mit einander umzugehn, wenn ſie ſich nicht lieben? Am Hofe müſſen Perſonen täglich mit einander umgehn, die in ihren Abſichten, Entwürfen und Glücksausſichten einander in den Weg kommen. Dieß iſt alſo eine große Schule zur Beobachtung

andrer, zur behutſamen Achtſamkeit auf ſeine Worte und Handlungen, — ſelbſt zur Ueberwindung ſei- ner Leidenſchaften.

So wie der moraliſch geſellige Menſch der- jenige iſt, welcher ſeine eigennützigen Triebe der Neigung zum allgemeinen Beſten unterordnet: ſo iſt der angenehmſte Geſellſchafter der, welcher dem Vergnügen Vieler, ſeine Eigenheiten und ſeine Launen aufzuopfern weiß. Ueberwindung gehört zum erſten; Zwang und Verſtellung kann zuweilen zum zweyten hinlänglich ſeyn: aber beydes muß erſt natürlich werden, ehe jenes Tugend und dieſes Ar- tigkeit heißt. Die Gelegenheit ſich darin zu üben, kann dem Menſchen nur durch Colliſionen, die er zu entſcheiden, durch Schwierigkeiten, die er zu überwinden bekömmt, gegeben werden. Auf je ſchwerere Proben die Rechtſchaffenheit eines Man- nes, durch Anläße, die ſich ihm zu ungerechtem Ge- winne darbieten, geſetzt wird: deſto bewährter iſt ſie, wenn er darin aushält. Und je mehr er gelernt hat gegen Leute gefällig zu ſeyn, denen er, unartig zu begegnen, in Verſuchung war: deſto angeneh- mer wird er im Umgange mit der Welt überhaupt werden.

Man gehe in die Städte, wo der Handel das Hauptgeſchäfte ausmacht. Iſt hier, ſo wie an Hö-

ſen, das Intereſſe der Einwohner einander in dem Grade entgegengeſetzt, daß einer der Nebenbuhler des andern wird: ſo iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, ein einſames häusliches Leben die Folge. Hier ſucht man den Schwierigkeiten eines Umganges, der nicht durchaus offenherzig und freundſchaftlich ſeyn kann, dadurch auszuweichen, daß man ihm gänzlich entſagt. — Sind hingegen die Erwerbsarten mannigfaltig und von einander unabhängig: ſo ſind die Geſellſchaften der Bürger an ſolchen Orten zwar leichter zu errichten; aber ſie ſind ohne großen Reitz. Man hat ſich nichts als allgemeine Sachen mitzutheilen, woran keiner großen Antheil nimmt. Man hat ſich weniger vor einander zu fürchten, aber man hat auch weniger Gelegenheit ſich an einander abzuſchleifen.

In der adligen Geſellſchaft der Hauptſtädte, und noch mehr an den Höfen, iſt immer nur ein Intereſſe; das iſt Gunſt der Mächtigſten und Angeſehenſten, — des Fürſten, oder deſſen, welcher Ehren und Vergnügungen austheilt. Dieß verurſacht daher unaufhörliche Colliſionen. Und doch ſind die Perſonen, deren Intereſſe einander ſo entgegengeſetzt iſt, unzertrennlich. — Was muß aus einer ſolchen Lage nothwendig entſtehn? — Eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf ſich und andre;

daher Menſchenkenntniß, und Gewalt über ſich ſelbſt, — zwey Dinge, die, vereinigt, am ſicherſten zur wahren Artigkeit und zum guten geſelligen Ton führen. Freylich geht dieſe Selbſtbeherrſchung oft nicht weiter, als auf äußere Handlungen, auf Stimme, Mienen und Geberden. Um deßwillen hat man von je her den Hof für den Sitz der Verſtellung gehalten. Aber in der That iſt auch da, wo wahre innere Güte des Herzens, wo Tugend fehlt, nur glückliche Verſtellung, was den Menſchen angenehm machen kann. Artig seyn, heißt, ſo ausſehn, ſo reden, ſo handeln, als wenn man ein vernünftiger, guter Mann wäre, und diejenigen liebte, unter welchen man ſich befindet. Iſt man dieſes alles nicht, ſo muß man den Schein davon annehmen (*). Ja jeder Menſch, ſo gut er ſeyn, und ſo aufrichtig er andern wohlwollen mag, muß immer noch etwas

(*) Die Kunſt zu ſcheinen, was man iſt, iſt die Artigkeit des Mannes von wahrem Verdienſt. Die Kunſt zu ſcheinen, was man ſeyn ſollte, oder was man glaubt, ſeyn zu müſſen, iſt die Artigkeit, welche am meiſten in der Welt herrſcht: und die auf ſo mancherley Weiſe verkehrt und unrichtig ſeyn kann, als der Irrthum mannigfaltig iſt, der unter den Menſchen über das, was ſie für ihre Pflicht, oder für die Forderungen andrer halten, obwaltet.

beſſer ſcheinen als er iſt, wenn er zu allen Zeiten gefallen will. Er muß wenigſtens augenblickliche Aufwallungen übelartiger Leidenſchaften verbergen, er muß zuweilen mehr freundſchaftliche Empfindung und wohlwollende Theilnehmung ausdrücken, als er in dieſem Augenblicke bey ſich gewahr wird.

Dieß lernt derjenige am vollkommenſten, der zugleich zu ſtarken Leidenſchaften Verſuchung, und ihre Ausbrüche zu verbergen, oder ſie zu verfeinern, das größte Intereſſe hat. Beydes iſt in dem Leben der Groſſen. — Dadurch wird allerdings der Charakter verdorben, wofern nicht die Vernunft an der Ueberwindung der Leidenſchaften ſelbſt während der Zeit arbeitet, daß die gute Lebensart über die Aeußerungen derſelben einen Schleyer wirft. Wenn zu Haß oder Liebloſigkeit Falſchheit hinzukömmt: ſo hat das moraliſche Verderben ſeinen Gipfel erreicht. Das iſt aber nicht eine nothwendige Folge jener Lage, und des dadurch dem Menſchen aufgelegten Zwanges. So wie der Soldatenſtand zur Härte und Rauhigkeit Anlaß giebt; aber die leutſeligſten Menſchen macht, wenn ein ſanftes Naturell, oder menſchenfreundliche Grundſätze über die Verſuchungen des Standes geſiegt haben: ſo kann das Hofleben, welches gemeine Menſchen zur Falſchheit verleitet; bey Menſchen

von edlerer Natur, auch Muſter wahrer Selbſtbeherrſchung hervorbringen.

Eine Sache, welche den Mann von der großen Welt, oder den, von welchem man ſagt, daß er Welt habe, vorzüglich unterſcheidet, iſt, daß er mit Königen und Fürſten ſo zwanglos und ſo natürlich, als mit ſeines Gleichen, zu reden weiß. Die Verlegenheit, im Umgange mit Höhern, iſt das Charakteriſtiſche bürgerlicher Sitten. Der Hausvater unter ſeinen Kindern, der Freund unter ſeinen Freunden, — von welchem Stande er immer ſeyn, und in welcher Schule er erzogen ſeyn mag, — wenn er nur vernünftig und ſittlich gut iſt, wird immer dem ähnlich ſeyn, was der feinſte Weltmann unter den Seinigen oder unter ſeinen Vertrauten iſt. Beyde fangen erſt dann an, ſich zu unterſcheiden, wenn ſie in einen fremden Kreis von Menſchen, unter Geſellſchaften aus andern Ständen, und beſonders aus den oberſten kommen. Alsdann wird der erſte gezwungen, furchtſam, unentſchloſſen, was er thun ſoll; der letztre bleibt frey, natürlich, ruhig, und redet und handelt wie zuvor.

Dieß nun entſteht natürlicher Weiſe ſchon daraus, wenn ein Menſch viel Umgang hat. Denn wer unter einer großen Anzahl von Menſchen, und unter Leuten von allerley Arten gelebt hat: dem können nicht leicht Fälle im Umgange vorkommen, die ihm ganz unbekannt wären. Er hat ſchon ähnliche erfahren, — hat geſehen, wie andre, mit denen man zufrieden war, ſich darin betragen haben, und weiß alſo, welche Regeln zu beobachten ſind. Er iſt überdieß dazu gewöhnt, aus ſich ſelbſt und aus ſeinen Gewohnheiten herauszugehn, und fremde Sitten, deren Eigenthümlichkeiten er ſchnell empfindet, auch mit Leichtigkeit nachzuahmen.

Aber noch weit mehr gelangt man zu dieſer gleichen Freymüthigkeit gegen alle Menſchen, wenn man von Jugend auf, oder doch lange Zeit, mit den Vornehmſten und Größten unter den Menſchen umgegangen iſt. Denn da hier die Schwierigkeiten, ſeine Rolle gut zu ſpielen, größer als irgendwo ſind, ſo erwirbt man dadurch, daß man dieſe überwunden hat, Herz und Selbſtvertrauen für jede andre Art des Umgangs. Wer ſollte uns noch in Verlegenheit ſetzen, wenn wir in d e r e n Gegenwart ohne Zwang ſind, vor welchen die meiſten Menſchen ihre Freymüthigkeit und ihr natürliches Weſen verlieren. Der, welcher aus dem Zimmer eines Kö-

nigs, (*) zufrieden mit ſich, und überzeugt nicht mißgefallen zu haben, herauskömmt, iſt gewiß dieſen Tag in jeder Geſellſchaft mit Dreiſtigkeit aufzutreten geſchickter, wenn er auch ſonſt noch ſo furchtſam wäre. Der Hofmann iſt alle Tage in dieſem Falle. Wenn er auch den Prinzen und Erſten des Reichs nicht genug gefällt, um ihr Vertrauter zu werden: ſo ſieht er ſie doch ſo oft, daß ſie ihre ſchüchtern machende Erhabenheit in ſeinen Augen verlieren müſſen. Wenn ſein Ton im Umgange mit ihnen auch nicht vertraulich wird, ſo muß er doch nach und nach unbefangen und frey werden. Und ſobald er dazu gelangt iſt, ſo kann es nicht feh-

---

(*) Dieß iſt bey Perſonen von einer geſetzten Denkungsart und feſtem Charakter nur dann wahr, wenn dieſer König, ein großer König, ein guter Kenner des Verdienſtes, und ein feiner Beobachter der Thorheiten der Menſchen iſt. Ueberhaupt wird der Ton eines Hofes, da er durch Ehrerbiethung für den Monarchen und die Begierde ihm zu gefallen, einen Theil ſeiner Vorzüge erhält, auch durch die perſönlichen Eigenſchaften und den Geſchmack deſſelben, Abänderungen leiden, erhöht oder herabgeſtimmt, freyer oder ſteifer, dem wahren Anſtande näher gebracht, oder durch prunkvolle Eitelkeit und leeres Ceremonien-Weſen entſtellt werden, nachdem der Fürſt mehr die Unterhaltung des Geiſtes, oder bloß Pracht und Sinnlichkeit liebt, nachdem er ſelbſt in ſeiner Natur mehr oder weniger Anlage zum guten Geſellſchafter hat.

len, daß er ſich nicht allen andern Geſellſchaften für überlegen halte. Da er glaubt, ſelbſt Muſter zu ſeyn und Regeln geben zu können: ſo kann er nie deshalb verlegen werden, wie er ſich zu betragen habe.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten, die in den Geſellſchaften der verſchiednen Stände herrſchen, ſind ein zuſammengeſetztes von Regeln der Vernunft, und von Conventionen. Was die Vernunft gebiethet, kann durch vernünftiges Nachdenken erkannt werden; willkührliche Verabredungen muß man von denjenigen lernen, welche ſie unter ſich eingeführt haben. Die Conventionen dieſer Art bey den geringern Ständen ſtehn in keinem Anſehn: ſie zu wiſſen iſt kein Verdienſt; ſie zu übertreten iſt kein großer Fehler. Aber wer ſich dieſelben ſo zu eigen gemacht hat, daß er das Abweichende in den Gewohnheiten höherer Stände nicht bemerkt, oder nicht geſchickt nachahmen kann, wenn er ſich unter ihnen befindet: der zeichnet ſich eben dadurch als einen Menſchen ohne Welt aus. Die nicht weniger willkührlichen Verabredungen der vornehmſten Geſellſchaft hingegen, bekommen in den Augen des großen Haufens eine Wichtigkeit und eine Würde, die ſie an ſich nicht haben, durch den Rang der Perſonen, welche ſich nach denſelben richten. Der,

welcher mit ihnen bekannt, und beſonders ſie mit Leichtigkeit zu beobachten geübt iſt, findet ſchon deshalb weniger Anlaß, in irgend einer andern Geſellſchaft verlegen zu werden. Denn iſt die Geſellſchaft, worin er ſich befindet, von Stande, ſo ſind ihre Sitten die ſeinigen: iſt ſie aus einer niedrigern Claſſe, ſo ſind ſeine Sitten, nach ſeiner Meinung, die beſſern, und er darf, die Conventionen, die er hier nicht kennt, ungeſtraft, ja er wird ſie vielleicht ſogar mit einigem Stolze vernachläſſigen. Der witzige, kluge Mann aus dem Bürgerſtande hingegen, findet, wenn er ſich unter ſeines Gleichen befindet, keine Nachſicht gegen die Verletzungen des Ueblichen, und wenn er zu Höhern kömmt, Verachtung und richterliche Strenge gegen alle die, welche es übertreten. Dort muß er immer aufmerkſam ſeyn, zu beobachten was er als Regel kennt: hier wird er furchtſam, daß er aus Unwiſſenheit unterlaſſen möge, was von ihm erwartet wird. Der Mann aus der wirklich großen Welt, hat ſich alſo dadurch von den Feſſeln jeder andern Etiquette losgemacht, indem er zeitig die Feſſeln derjenigen, welche in den Augen der Welt allein den Schein von Würde hat, zu tragen gewöhnt worden iſt.

Das Studium der Hofgewohnheiten iſt im Grunde weder weitläuftiger noch wichtiger als das Studium der Gebräuche, die in den bürgerlichen Geſellſchaften des kleinſten Städtchens herrſchen. Aber die Meinung der Welt von dem Werthe der dadurch zu erlangenden Geſchicklichkeiten iſt ſehr verſchieden. Sie hält die erſte für etwas großes, weil ſie die Perſonen hochachtet, in deren Geſellſchaft man ſie allein erlangen kann, und die andre für etwas unbedeutendes, weil ſie das Bild von den Sitten derjenigen Claſſe darſtellt, die von ihr geringer geſchätzt wird. Dieſe Meinung der Welt wirkt wieder auf den Menſchen, welcher jene Geſchicklichkeiten erworben hat, zurück. Die Kenntniß der vornehmen Sitten erhebt ihn in ſeinen eignen Augen; die Bekanntſchaft mit den bürgerlichen Sitten ſetzt ſeinem Werthe nichts hinzu. Und von dieſem mindern oder größern Selbſtvertrauen iſt ein freyeres oder gezwungneres Betragen die natürliche Folge, wodurch hinwiederum die Annehmlichkeit des Menſchen befördert oder gehindert wird.

Doch der Adel wird nicht bloß, durch den Vorzug, den Erſten des Staates näher zu ſeyn, —

er wird auch, durch das Bewußtſeyn ſeines eignen und unverlierbaren Ranges, zur Freymüthigkeit gewöhnt, und eben deßwegen zur Erlernung der guten Lebensart geſchickter. Daher unterſcheidet er ſich in dieſer Abſicht auch da noch von dem Bürgerſtande, wo er von der großen Welt entfernt lebt, wenn es ihm nur nicht an derjenigen Bildung des Geiſtes mangelt, welche den Grund zu allem, was gut und ſchön am Menſchen iſt, legen muß, und ohne welche Schüchternheit unvermeidlich iſt, oder Freymüthigkeit in Grobheit und Ausgelaſſenheit ausartet. — An allen Orten und Enden der Welt iſt der edle Anſtand derjenige, welcher das Bewußtſeyn einer gewiſſen Würde ausdrückt. Ein Menſch, welcher glaubt, verachtet zu ſeyn, oder fürchtet verachtet werden zu können, wird ſich ſchwerlich mit Schicklichkeit betragen. Dieſe Furcht nun wandelt den Adligen viel ſeltner an, als jeden andern. Selbſt Geiſtesfähigkeiten und erworbne Verdienſte ſchützen davor nicht ſo ſehr, als jene ererbte und unverdiente Vorzüge. Denn die erſten müſſen nicht nur überhaupt anerkannt ſeyn, wenn ſie dem Menſchen die Achtung der Welt ſichern ſollen; ſondern ſie müſſen auch den Perſonen, unter welchen er ſich jedesmahl befindet, bekannt gemacht werden; ſie

müſſen überdieß noch in den Augen derſelben etwas gelten, wenn ſie ihm in ihrer Geſellſchaft von Nutzen ſeyn ſollen. Alles dieſes hat mehr Schwierigkeit, und iſt von ungewiſſerer Wirkung, als die Anordnung und Bekanntmachung eines durch die Geſetze beſtimmten Ranges. Jedermann weiß, was das heiße, von Adel ſeyn; — nur der verſtändige Mann weiß, was es bedeute und was es werth ſey, Verſtand zu haben. Von jeder Tugend, durch welche der perſönliche Rang eines Mannes erhoben wird, muß derjenige ſelbſt etwas beſitzen, der ſie an dem erſten ſchnell gewahr werden, oder nach Gebühr ſchätzen ſoll. Und wie iſt es ſelbſt für den beſten Richter möglich, in einem Unbekannten ſogleich den Mann von Verdienſt zu erkennen? Der Nahme deſſelben kündigt dieſe Verdienſte nicht an, ſo wie er ſeine Geburt ankündigt (*). Auch ſeine Handlungen, ſeine Geſpräche können die-

(*) Ein großer Ruhm kann allerdings die Stelle der vornehmen Geburt in vielen Abſichten erſetzen. Und wir ſehen auch, daß ſehr berühmte Männer, wie Leute von Range, behandelt werden; Aber in der Rückſicht, von welcher ich hier rede, iſt doch der Ruhm dem Vorzuge der Geburt nicht gleich zu ſchätzen. Jener muß erſt erworben werden; dieſer wird ſchon mit auf die Welt ge-

dieſelben, weder zu allen Zeiten, noch jemahls in ſehr kurzer Zeit, andern darlegen, — am wenigſten in einem zum Vergnügen verſammelten Kreiſe. Endlich iſt ein Menſch, der ſeine Achtung in der Welt bloß auf ſeine perſönlichen Eigenſchaften gründet, genöthigt, ſeine Anſprüche immer wieder durch neue Beweiſe geltend zu machen; und er iſt immer in Gefahr jene Achtung durch ſeine bekanntwerdenden Schwächen, oder durch den Nachlaß ſeiner Kräfte vermindert zu ſehen. Der Vorzug der Geburt hingegen iſt nicht nur durch die Geſetze beſtimmt, allgemein erkennbar, in die Augen fallend, ſondern er wird auch nie ohne große Schuld des Menſchen verſcherzt oder vermindert. Er thut ſeine Wirkung bey den Einfältigen, wie bey den Klugen; er ſetzt keine beſondern Veranlaſſungen voraus, und fordert keine Anſtrengung um ſich zu zeigen; er bleibt unter allen Abwechſelungen des Lebens, welche dem Menſchen oft ſo viel von ſeinem Selbſt und deſſen Liebenswürdigkeit rauben, unverändert

---

gebracht. Jener kann alſo nicht zur Bildung des Menſchen ſelbſt, zur Veredlung ſeiner Natur oder ſeines Aeußern beytragen: dieſer kann es, und thut es, bey Menſchen von beſſern Anlagen, in der That, durch eine frühzeitige Selbſtſchätzung, die er ihnen einflößt.

derſelbe: und nur Niederträchtigkeit nnd Verbrechen können ihn zu Grunde richten. Kein Wunder alſo, daß das Selbſtvertrauen, welches dem Menſchen durch das Anſehn der Familie, aus welcher er ſtammt, und des Nahmens, welchen er trägt, eingeflößt wird, nach der Regel, größer iſt, als das, welches ihm das Bewußtſeyn ſeines Verſtandes und ſeiner Tugenden giebt.

Man gebe zwey Menſchen einen gleichen Werth; aber man gebe dem einen etwas, welches dieſen Werth ſogleich ankündigt, etwas, welches, ſchon bey ſeinem Anblicke, oder bey der Nennung ſeines Nahmens, vermuthen läßt, daß er einen Werth habe: und er wird gewiß unter beyden der vollkommenſte ſcheinen. Die Zeit, während welcher ein Menſch damit beſchäftigt iſt, ſich der Geſellſchaft, in welcher er ſich befindet, bekannt zu machen, iſt immer die, in welcher er am wenigſten gefällt. Dieſe Zeit iſt für den erſtern gewonnen. Er handelt gleich anfangs ohne fremde Rückſichten, bloß nach den Eingebungen ſeiner Natur. Und, weil dieſe nach der Vorausſetzung edel iſt: ſo iſt ſein Aeußeres unfehlbar angenehm. Kommen die Fälle oft vor, wo der verdienſtvolle Unbekannte ſich erſt hervorthun mußte, um erkannt zu werden: ſo entſteht durch die Wiederkunft des nähmlichen Zwanges, eine Falte

in ſeinen Sitten, welche dieſelben weniger liebens=würdig macht.

Im Geiſte liegt immer der Grund alles wahren Guten, auch des wahren Anſtandes. Vorzüge der Seele ſind auf keinen Stand eingeſchloſſen. Wenn aber doch die höhern Stände in Abſicht des gefälligen Aeußern einen Vorzug haben: ſo iſt es, weil die von der Natur begabten Männer aus denſelben, weniger Hinderniſſe finden, ihrer Natur treu zu ſeyn. Dieſe vorzüglichen Männer werden die Muſter für die übrigen: und die Sitten des Standes charakteriſiren ſich nach und nach, durch den Schein derjenigen Eigenſchaften, von denen die Wirklichkeit nur bey den beſten Individuen des Standes angetroffen wird.

Noch eines Umſtandes muß ich erwähnen, da ich von den Urſachen des Vorzugs rede, welches adligen Sitten vor dem bürgerlichen Air zugeſchrieben wird.

Alle Welt ſtimmt überein, daß es das ſchöne Geſchlecht iſt, welches die Sitten des unſrigen bildet: es ſey, durch die Begierde zu gefallen, welche es in uns erweckt, es ſey durch die liebenswürdigen Eigenſchaften ſelbſt, wovon es uns das Muſter auf=

ſtellt. Aber damit es dieſen wohlthätigen Einfluß auf die Geſellſchaft äußere, muß es einen weſentlichen Theil derſelben ausmachen, — muß es ein gewiſſes Anſehn darinn behaupten. Beydes iſt häufiger der Fall in den höhern Ständen, als in dem Mittelſtande. Schon die Erziehung und die Beſtimmung der beyden Geſchlechter, iſt unter jenen einander mehr gleich. Der junge Cavalier, wie die junge Dame, werden für den gemeinſchaftlichen Endzweck gebildet, eine Rolle in der Geſellſchaft zu ſpielen: die Erziehung in einer Bürgerfamilie geht bey den Söhnen gemeiniglich nach einem andern Ziele, als bey den Töchtern; bey jenen auf Arbeitſamkeit und Geſchäfte, bey dieſen auf Häuslichkeit und Wirthſchaft. Ueberdieß fängt in den obern Claſſen der Umgang beyder Geſchlechter früher an, und iſt weniger unterbrochen. — Von dieſen beyden Umſtänden macht der erſte, daß das weibliche Geſchlecht dort diejenige Ueberlegenheit des unſrigen, welche von der männlichen Stärke des Verſtandes, oder der männlichen Cultur der Wiſſenſchaften herkömmt, weniger fühlt, und diejenige Ueberlegenheit, welche es von ſeinen Reitzen und von ſeiner Delicateſſe erhält, beſſer behauptet. Vermöge des zweyten Umſtandes, wird die Kunſt mit Frauenzimmern umzugehn, von den Männern der

vornehmen Welt, länger geübt, alſo auch beſſer verſtanden, und auf einen höhern Grad gebracht.

Der Mann wird, außer ſeinem alltäglichen Umgange, auch noch durch Reiſen und Geſchäfte mit Menſchen und Sitten bekannt: er hat alſo auch Gelegenheit ſich nach beſſern Muſtern zu bilden, als er in dem Stande, worinn er geboren und aufgewachſen iſt, antrifft. Ein Frauenzimmer kann aus dem Kreiſe ihrer Familie und deren Geſellſchaften ſchwerlich herauskommen. Daher ſind im Bürgerſtande die Sitten der Männer, im Ganzen, beſſer und vollkommner ausgebildet, als die der Frauenzimmer. Dieſe ſind oft in eben der Familie geziert oder gemein, in welcher jene edel und natürlich ſind. Um deßwillen können auch hier die Frauenzimmer ſeltner die Lehrerinnen des Anſtandes und die Muſter des guten Tons für die Männer werden: ſie müſſen vielmehr von dieſen lernen. (*)

(*) Der billige Leſer wird hierbey von ſelbſt einſehn, daß ich nur von dem rede, was nach der Regel geſchieht, und daß Ausnahmen von allen Regeln ſtatt finden. Es giebt jetzt unter dem reichen Bürgerſtande, nicht nur Familien, ſondern ganze Societäten, welche auf den Fuß der großen Welt leben, und, ſo wie ſie die Gewohnheiten derſelben ſchon während eines beträchtlichen

Ganz anders iſt es bey dem Adel und in den höhern Kreiſen. Hier ſieht der Mann keine Geſellſchaft, mit welcher nicht auch Frau und Tochter in Verbindung wären. Keine Verſammlung iſt für die letztre verſchloſſen, zu welcher der erſtre Zutritt hätte. Die Lebensart beyder Geſchlechter wird alſo in derſelben Schule, nach einerley Muſtern, durch gleiche Ue-

---

Zeitraums angenommen haben, auch ſich dem Tone derſelben nähern. Es giebt einzelne bürgerliche Frauen, die nicht nur, vermöge ihrer treflichen Naturanlagen und ihrer Erziehung, im Stande ſind, den Ton in den Geſellſchaften, von welchen ſie einen Theil ausmachen, zu geben, ſondern die auch durch Umſtände wirklich ein ſolches Anſehn in ihren Geſellſchaften erlangt haben, daß ſie durch ihr Beyſpiel, oder durch ihren Beyfall und ihre Mißbilligung, ihren guten Geſchmack darin verbreiten können. Dieſe Beyſpiele beweiſen ſelbſt aber den Satz, welchen ich behaupte. Denn eben die Städte, wo unter dem wohlhabenden Bürgerſtande ſolche Geſellſchaften, worin beyde Geſchlechter an einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung Antheil nehmen, lange genug beſtanden haben, — eben die bürgerlichen Familien, wo ſolche vorzügliche Weiber den Vorſitz führen, und die jüngern Glieder in Reſpect erhalten, zeichnen ſich durch einen vorzüglich guten Ton des Umgangs vor andern Städten und Geſellſchaften aus. Aber dieſe Vortheile ſind dem Bürgerſtande erſt in unſern Tage eigen geworden, und ſie ſind unter demſelben noch nicht ausgebreitet: unter

bungen gebildet. Unter dieſen Umſtänden tritt das weibliche Geſchlecht in die vollen Rechte, welche ihm ſeine natürliche Anmuth über das unſrige giebt. Eine Frau, welche Welt hat, iſt eben deßwegen, weil ſie eine Frau iſt, ein noch einnehmenderes, — noch mehr Achtung einflößendes Weſen, als der Mann, welcher eben dieſen Vorzug der

---

dem in Hauptſtädten oder an Höfen verſammelten Adel ſind ſie ſchon lange vorhanden, und fließen einigermaßen aus ſeiner Verfaſſung. Im ganzen genommen, habe ich immer gefunden, daß die Ehrerbiethung gegen die Damen, in adligen Geſellſchaften, größer, als in bürgerlichen, iſt; daß der Ton der am Hofe und in der großen Welt erzognen Frauen, ſich über den, bürgerlicher Hausmütter, mehr erhebt, als der geſellſchaftliche Charakter des Hofmanns von dem des gebildeten Kaufmanns oder Gelehrten unterſchieden iſt; daß in den Geſellſchaften des Bürgerſtandes, ſich die Geſchlechter von einander mehr abſondern, als unter Adligen geſchieht; daß alſo dieſe Feinheit, dieſes ſchnelle Gefühl des Schicklichen, dieſe aufmerkſame Gefälligkeit, von welchen die Damen allein das Geheimniß beſitzen, oder welche zu erlernen, ſie allein den Trieb in uns erwecken, durch das höhere Anſehen, welches ſie in der großen Welt haben, auch unter den Männern, und in der ganzen Geſellſchaft des höhern Standes mehr verbreitet worden ſind.

Menſchenkenntniß und der feinen Lebensart beſitzet. Sey es die Delicateſſe ihrer Züge, oder die Sanftheit ihrer Stimme, oder die mit einer gewiſſen Schwäche verbundne Anmuth, die über ihre ganze Perſon verbreitet iſt, woraus dieſe Wirkung entſteht: genug der Ton von Erfahrung und Selbſtvertrauen, welchen die Welt giebt, iſt bey den Damen milder und zugleich intereſſanter.

Die Grazien ſind weibliche Gottheiten, und nur unter dem Vorſitze und der Anführung der Damen, können die Dinge, welche des Grazióſen fähig ſind, dieſe letzte Ausſchmückung erhalten.

Was aber ihr Unterricht uns Männern nicht beybringt, das lehrt uns unſre eigne Begierde, ihnen zu gefallen, wenn wir zeitig in die Schule ihres Umgangs zugelaſſen, aber auch in dieſer Schule, durch das Auge älterer und ehrwürdigerer Perſonen in Schranken gehalten werden. Die Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht hat, mit der Artigkeit der Sitten überhaupt, an allen Orten und zu allen Zeiten immer gleichen Schritt gehalten; und ein geiſtvoller Mann, welcher Welt hat, unterſcheidet ſich von einem gleich verſtändigen, dem es an Welt fehlt, durch nichts vielleicht ſo ſehr, als daß dieſer nur in dem ernſthaften Geſpräche mit Männern, oder mit ſolchen Weibern, die wie Männer denken,

jener auch in dem leichten und unbedeutenden Ge-ſchwätze mit gewöhnlichen Frauenzimmern, und beſonders mit jungen Schönen, ſeine Rolle zu ſpielen weiß. Es iſt unmöglich, daß derjenige vollkommen artig ſey, der nicht eine gewiſſe Gewandheit in ſeinem Weſen hat, der nicht ſeinen Ton mannigfaltig verändern kann; der nicht eben ſo gut von Kleinigkeiten mit Geſchmack, als von wichtigen Dingen mit Einſicht zu reden weiß. Dieſe Geſchmeidigkeit des Verſtandes und des Charakters erlangt man nur durch den Umgang mit ſolchen weiblichen Geſchöpfen, welche geiſtreich genug ſind, um abgeſchmackte und ganz leere Geſpräche zu verachten, aber doch zu leichtſinnig, zu flatterhaft, der Anſtrengung zu unfähig, um eine ernſthafte Weisheit zu ertragen.

Ueberdieß iſt das Gefühl des Lächerlichen bey dem andern Geſchlechte weit ſchärfer, als bey dem unſrigen: und nichts fürchtet das unſrige mehr, als in dieſem Stücke Blößen zu geben. Daher werden die Sitten von den kleinen Ungereimtheiten, welche eben den Gegenſtand des Belachens ausmachen, da am meiſten gereiniget, wo die Aufführung der Männer der Kritik und den Spöttereyen der Damen am meiſten ausgeſetzt iſt: und dieß iſt ſie in der großen Welt.

Endlich gehört zur Artigkeit die Aufmerkſamkeit auf die Wünſche andrer, und eine Fähigkeit ſich nach denſelben zu richten, ohne ſich ſelbſt Zwang anzuthun. Unter Männern kommen die Gelegenheiten einander gefällig zu ſeyn, nicht ſo oft vor; weil wir nur größre Gefälligkeiten von einander verlangen. Daher wird auch dieſe Aufmerkſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit, dieſe zum Dienſt andrer ſtets bereitwillige Thätigkeit in Männergeſellſchaften nicht ſo ſehr geübt. Frauenzimmer verlangen eine Menge kleiner Dienſte und Aufopferungen, und ſie verlangen ſie unaufhörlich. Das Beſchwerliche derſelben, und unſre natürliche Trägheit zu überwinden, dazu kann uns nur der vereinigte Reitz der Schönheit und des Geſchlechts vermögen. Aber wer, durch dieſe Triebfedern in Bewegung geſetzt, gelernt hat, den Damen mit gutem Anſtande aufzuwarten, wird gewiß dadurch für jede andre Geſellſchaft eine Annehmlichkeit mehr erlangt haben.

Eben die Urſache demnach, welche unſre Europäiſchen Sitten feiner, und die Europäiſche Lebensart artiger macht, als der Orientaler ihre ſind: eben dieſe macht die Sitten der vornehmen Welt feiner, als die des Bürgerſtandes. Das ſchöne Geſchlecht hat in keinem Welttheile ſo viel Einfluß

auf Manieren und Sitten, als in Europa, und in keinem Stande ſo viel als unter dem Adel.

Ich beſchließe dieſe Unterſuchung mit folgender Betrachtung, die ich der Prüfung mehr erfahrner Weltkenner überlaſſe.

Wenn, in einem Kreiſe mit einander verbundner Familien, die wahre Artigkeit herrſchend werden ſoll: ſo muß vor allen Dingen die junge Welt dazu gebildet werden. Sie iſt erſtlich die Pflanzſchule, aus welcher die Geſellſchaft ergänzt wird. Und da der Menſch auch in ſeinem reifen Alter von der Stimmung, und noch mehr von den Manieren, welche er in ſeinen Erziehungsjahren angenommen hatte, gewiß viel beybehält: ſo wird der Ton der Geſellſchaft überhaupt, durch die Sitten, welche unter den jungen Leuten herrſchen, mehr oder weniger zum voraus beſtimmt. Ueberdieß hat in Geſellſchaften, die des Vergnügens wegen zuſammenkommen, die Jugend, welche darin Zutritt hat, ſchon gegenwärtig einen gewiſſen Einfluß auf dieſelbe. Der Endzweck dieſer Geſellſchaften wird durch die jugendliche Munterkeit vorzüglich befördert. Kein Wunder, daß dieſe Eigenſchaft Perſonen, welche im

übrigen bürgerlichen Leben noch kein ſonderliches Anſehn haben, hier ein gewiſſes Gewicht giebt.

Dieſe junge Welt nun kömmt, theils wegen ihrer Unwiſſenheit des Schicklichen und ihres noch nicht ausgebildeten Geſchmacks, theils wegen der Heftigkeit der Leidenſchaften, welche ſie auch zur Verletzung der ihr bekannten Regeln verleitet, am erſten aus den Schranken der Artigkeit. Und iſt ihr Ton einmahl verdorben: ſo verſtimmt und verſchlechtert er nicht nur die Geſellſchaft ſelbſt, in welcher er ſich zur Unzeit hören läßt, ſondern er legt auch noch überdieß den Grund zu allen den Fehlern, welche künftig in der Geſellſchaft der Erwachſenen herrſchen ſollen.

Es ſind zwey Abwege, wie dieſe jüngern Geſellſchafter von der rechten Bahn des guten Anſtandes, und der geſchmackvollen Geſelligkeit abweichen: durch tölpiſches Weſen oder durch Uebermuth; durch Schüchternheit oder durch Anmaßungen. — Wenn, in einem Stande oder in einer Nation, eine Geſellſchaft entſtehen ſoll, die den Nahmen der guten verdient: ſo müſſen die jungen Leute vor dieſen beyden Extremen verwahrt werden. Und dieß geſchieht am beſten, wenn ſie mit den ältern und ſchon gebildeten Perſonen, zeitig in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie zwar vor dieſen Reſpect, aber doch

keine Furcht haben, — ſich nicht vor ihnen zurück⸗ ziehn, aber ſich ihnen auch nicht gleichſetzen; daß ſie zwar freymüthig unter ſolchen ihre Gedanken äußern, aber doch immer in einer gewiſſen Unter⸗ würfigkeit bleiben.

Dieſe Bildung der Jugend nun zu dem Cha⸗ rakter des guten Geſellſchafters, und diejenige Lage derſelben, durch welche eine ſolche Bildung beför⸗ dert wird, iſt nach meiner Erfahrung im Bürger⸗ ſtande ſeltner, als unter den Großen.

Der junge Plebejer mag ſich einem Berufe wid⸗ men, welchem er will: ſo lange er noch Lehrling, und in ſeiner Profeſſion noch nicht zum Meiſter ge⸗ worden iſt: ſo lange gilt er, wenn nicht außeror⸗ dentliche Umſtände ihn begünſtigen, allzuwenig, um in der guten Geſellſchaft, ſelbſt ſeines Stan⸗ des, als vollgültiges Mitglied aufgenommen zu wer⸗ den. Die Folgen hiervon ſind nach den Umſtän⸗ den verſchieden.

Entweder ſondert er ſich von der ältern und ge⸗ ſetztern Welt ab, und tritt mit jungen Leuten ſeines Alters und ſeines Gewerbes zur Formirung eigner Geſellſchaften zuſammen. In dieſen, da ſie aus lauter Perſonen beſtehen, die eine große Vertrau⸗ lichkeit, aber wenig Achtung gegen einander haben, die einander alles verzeihen, und das Ausſchwei⸗

fende ſogar, wenn es nur das Anſehn der Fröhlichkeit hat, billigen, verwildert der junge Menſch leicht, und verliert, wenn er mehrere Jahre auf ſie eingeſchränkt geweſen iſt, diejenige Fähigkeit, ſich einen gewiſſen Zwang aufzulegen, ohne welche man der beſſern Geſellſchaft weder gefallen, noch ihr mit Vergnügen beywohnen kann.

Oder wenn für einzelne begünſtigte junge Leute aus dem Bürgerſtande, des Reichthums oder des Anſehns ihrer Eltern wegen, eine Ausnahme gemacht wird, ſie ſchon in der Zeit ihrer Erziehung zu den Verſammlungen der galanten Welt zuzulaſſen, ſo ſind dieſe eben deßwegen in Gefahr, übermüthig zu werden, weil ſie die einzigen ihrer Art und ihres Alters ſind, die in den Geſellſchaften figuriren. In der That hat man oft auf Univerſitäten die Söhne berühmter Gelehrten, und in Handelsſtädten die Söhne reicher Kaufleute, durch die Gelegenheit, welche ſie gehabt, und auf welche ſie ſich viel zu gute gethan haben, an allen geſellſchaftlichen Zeitvertreiben des Orts, von denen ihre Schul und Comtorcameraden ausgeſchloſſen waren, Theil zu nehmen, nur zerſtreut und eitel werden ſehen, ohne daß ſie viel artiger dadurch geworden wären. —

Eine dritte Claſſe der Zöglinge des Bürgerſtandes, die weder mit ihres Gleichen viel zuſammen

kömmt, noch in die Geſellſchaft der Aeltern zuge- laſſen wird, iſt oft die beſte in Abſicht der Unſchuld ihrer Sitten, und des Fortgangs in ihren Stu- dien: aber ſie wird doch zu gleicher Zeit, natürli- cher Weiſe, menſchenſcheu und verlegen.

Der Kaufmannsburſche, der junge Studirende wird während der Zeit, da ſeine Erziehung ge- ſchieht, angewieſen, die Arbeitſamkeit als ſeine einzige Pflicht, und die Geſellſchaft als eine Er- götzung anzuſehen, die er ſich nur ſparſam er- lauben dürfe. Bey dem Sohne einer angeſehnen Familie, wird die Beſuchung der Geſellſchaft für einen Theil der Erziehung ſelbſt gehalten, weil ſie ihn zu dem vorbereitet, was man mit zu ſei- nem künftigen Berufe und dem Endzwecke ſeines Lebens rechnet. Der junge Adlige gilt überdieß, ſchon ſeines Nahmens und ſeiner Familie wegen, etwas, zu einer Zeit, wenn er für ſeine Perſon in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nichts, — wenn er noch Zögling oder Candidat iſt. — Er wird, wenn er nur nicht durch auffallende Fehler im Aeußern ſich lächerlich, oder durch grobe Un- ſittlichkeit in ſeiner Aufführung verächtlich macht, für vollberechtigt zu den Geſellſchaften der Vornehm- ſten und Würdigſten ſeines Standes angenommen. Man macht es ihm ſo gar zur Pflicht, ſich bey den-

ſelben einzufinden. Und wenn es bey einem Jünglinge geringern Herkommens, für ein übergroßes Glück gehalten wird, daß er nur zuweilen die Zeitvertreibe und Vergnügungen der guten Geſellſchaft von ferne ſehen darf: ſo wird es dem Vornehmen ſogar zum Verdienſte angerechnet, wenn er ſie alle Tage aufſucht, weil man daraus ſchließt, daß er ſie zu ſchätzen weiß, und ſie den Ergötzungen ſchlechterer Geſellſchaft vorzieht.

In dieſen Verſammlungen nun, zu welchen der vornehme Jüngling Zutritt hat, genießt er einen hinlänglichen Grad von Freyheit, um daſelbſt, — wenn er nicht Ausgelaſſenheit und wüſtes Weſen liebt, — Vergnügen finden zu können, und er hat, da er hier unter den Augen ſeiner Eltern, der Vornehmſten ſeines Standes, der Häupter der Regierung iſt, ſo viel Urſachen den Beyfall der Anweſenden zu ſuchen, und ihren Tadel zu ſcheuen, daß er, Munterkeit mit Wohlſtand zu verbinden, in keiner beſſern Schule lernen kann. — Darf man ſich wohl wundern, wenn er den Mittelweg zwiſchen Schüchternheit und ungebundner Freyheit, zwiſchen langweiligem Stillſchweigen und lärmender Fröhlichkeit, beſſer zu halten lernt, als der junge Menſch vom Bürgerſtande, der, welche Gelegenheit er auch haben mag, in ſeinen Arbeitsſtun-

den

den durch ſeine Studien ſeinen Geiſt zu veredeln, doch in ſeinen Erhohlungsſtunden nicht dieſelben Hülfsmittel bekömmt, ſeine Sitten zu verfeinern?

Was heißt dann nun alſo das bürgerliche Air, welches, nach Rochefoucault, dem Menſchen, der es einmahl angenommen hat, ſo feſt ankleben ſoll, daß die längſte und angeſtrengteſte Uebung, ſich davon loszumachen, angewandt unter den beſten Muſtern einer feinen Lebensart, dennoch vergeblich iſt; und welches, nach eben des Mannes Ausſpruche, wenn es je weicht, nur durch die militäriſchen Sitten vertrieben werden kann? Es kann etwas ſpät ſcheinen, dieſe Frage jetzt erſt aufzuwerfen. Aber die Natur gewiſſer moraliſcher Gegenſtände läßt ſich am beſten erkennen, wenn man ihre Urſachen und ihre Folgen entwickelt hat. Wenigſtens iſt, um das Eigenthümliche in den Sitten verſchiedener Stände deutlich einzuſehen, nothwendig, das Beſondre in der Lage eines jeden zu unterſuchen. Daher ſind auch, in meinen bisherigen Betrachtungen, die Merkmahle, welche die Artigkeit des Hofmanns

von dem Wohlſtande des Bürgers unterſcheiden, zerſtreut vorgekommen. Jetzt iſt es Zeit, dieſelben zuſammenzufaſſen, um auf jene Frage etwas beſtimmter antworten zu können.

Ich empfinde, was unter dem **bürgerlichen Air** gemeinet ſey, und ich finde Schwierigkeit es zu beſchreiben. Es iſt ein gewiſſer Anſtand, aber nicht vollkommen der rechte; es iſt eine Gattung der Artigkeit, aber eine, welche die Schule des kleinen Cirkels verräth, wo man ſie gelernt hat; es iſt eine Begierde zu gefallen, und gemeiniglich eine ſehr ſtarke Begierde, aber ſie erreicht ihren Zweck nicht, weil ſie ihre Mittel nicht richtig wählt, und nicht genug verbirgt.

Der Begriff des bürgerlichen Airs iſt nicht nur ſehr zuſammengeſetzt, ſondern er iſt auch zugleich nach Ort und Umſtänden veränderlich. Demohnerachtet glaube ich folgende Beſtandtheile als weſentlich und unwandelbar in ihm zu entdecken. Erſtlich, ein affectirtes und ceremoniöſes Weſen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitſchweifig macht, ſo daß ſie dem Menſchen, welcher ſie leiſtet, beſchwerlich, und der Geſellſchaft, an welche ſie gerichtet ſind, läſtig werden. Zweytens,

eine gewiſſe Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz iſt, und die, da ſie von demſelben bekämpft wird, und ihm doch nicht völlig weicht, dem Menſchen ein zweydeutiges und verlegenes Anſehen giebt. Drittens, Unwiſſenheit der beſtimmten Rechte und Foderungen jedes Standes, und alſo Unwiſſenheit in Abſicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung, die wir gegen die mit uns im Umgange begriffenen Perſonen, beſonders gegen Perſonen eines höhern, oder ſelbſt des höchſten Ranges zu beweiſen haben. Endlich viertens, die Spuren, welche man am Geiſt oder am Körper von dem Gewerbe trägt, das man im bürgerlichen Leben getrieben hat. — Daß dieſes letztere zum bürgerlichen Air gehöre, iſt bey Handwerkern am offenbarſten. Jede Claſſe derſelben hat einen übeln Anſtand andrer Art. Dieſe Verſchiedenheit iſt ſo groß und ſo beſtimmt, daß ein guter Beobachter der Menſchen, daraus allein, ihren Stand und ihre Lebensart erkennen kann. Dieſe Eigenheiten kommen nirgends anders her, als von der Stellung, welche der Körper jedes Handwerkers bey ſeinen Arbeiten annehmen muß, und von den Bewegungen, welche er am öfterſten bey denſelben zu machen genöthiget iſt. Aber auch die Schreib- und die Studierſtube, die

ſitzende Lebensart des Gelehrten oder des Buchhalters, — ob ſie gleich nicht auf eine ſo beſtimmte, noch auf eine ſo gewaltſame und unnatürliche Weiſe die Glieder einſchränken und bewegen, — drücken doch beyden gewiſſe Eigenthümlichkeiten ein, die an ſich nicht ſchön ſind, und durch die ſie immer im Aeußern etwas gegen ſolche Menſchen verlieren, die gar keine beſtimmte, wenigſtens keine anhaltende und anſtrengende, Beſchäftigungen haben. Und nicht bloß die Stellung und die Figur des Körpers, ſondern auch die Art zu denken, der Ausdruck, die Neigung, das Intereſſe, alles das wird bey dem Menſchen durch die Beſchäftigungen beſtimmt, welche er unabläßig treibt. In ſo fern nun dieſes Gewerbe klein, oder in den Augen der Geſellſchaft, in welcher der Menſch ſich befindet, verächtlich, oder ihr wenigſtens ganz unbekannt und gleichgültig iſt: inſofern wird es dem Menſchen als ein Uebelſtand angerechnet, wenn er, durch den Inhalt, oder den Ton ſeiner Geſpräche, zu oft an daſſelbe erinnert. Selbſt von Wiſſenſchaften in vermiſchten Geſellſchaften zu reden, aber von ſolchen Wiſſenſchaften, die ſich nicht, wie Geſchichte, Politik und ſchöne Litteratur, auf das Intereſſe der Menſchheit überhaupt, ſondern nur auf eine beſondere Gattung der Geſchäfte beziehn, wie die Rechtsgelehrſamkeit, das Sprachſtudium u. ſ. w.: ſelbſt dieſes wird mit dem

Nahmen der Pedanterey belegt, und iſt eine Unterart des bürgerlichen Airs.

Es gehört zum guten Anſtande zweyerley: zu wiſſen, wie man ſich betragen müſſe, und ſich nach dem, was man weiß, wirklich betragen können. Man muß die richtige Idee haben, von dem, was anſtändig iſt; und man muß die Geſchicklichkeit beſitzen, dieſe Idee in ſeinem Aeußern auszudrücken. Zu dem erſtern gehört Kenntniß der Welt, der verſchiednen Stände, und derjenigen allgemeinen und großen Gegenſtände, welche die Welt und die Menſchen überhaupt intereſſiren und beyden wohlgefallen. Zu dem andern gehört eine Uebung des Körpers und der Sprache, eine Uebung, durch welche der Menſch beyde gleichſam in ſeine Gewalt bekömmt, um das Ideal des Guten und des Schönen, welches ſeinem Geiſte vorſchwebt, auch in den Wendungen und dem Tone ſeiner Rede, in ſeinen Mienen, Geberden und Bewegungen, rein und unverfälſcht auszudrücken. In dem erſten dieſer beyden Stücke fehlt der Sohn der bürgerlichen Familie, — wenn er nur die Erziehung ſeines Standes und ſeines Gewerbes bekommen hat, — weil er einen zu kleinen Theil der Welt, zu wenige Muſter zu ſehn Gelegenheit hat, und mit ſeiner Aufmerkſamkeit mehr auf

particuläre und geringfügige Gegenſtände, als auf jene allgemeine und große gerichtet iſt. In dem zweyten ſteht er zurück, weil er nicht Zeit und Anlaß zu Leibesübungen hat, die ſeine Glieder überhaupt ausarbeiten, und ſehr viel Zeit mit Beſchäftigungen zubringen muß, welche die völlige Freyheit der Glieder hindern.

Zu dieſen Mängeln, welche aus Unwiſſenheit, oder aus Ungeſchicklichkeit entſtehn, geſellt ſich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, in welchem es Rochefaucault verſteht, vollſtändig zu machen, der Mangel der Würde, von welchem ich ſchon weitläuftiger geredet habe. Es iſt unmöglich, daß der, welcher ohne einen beſtimmten und von den Geſetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebiethende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Weſen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigſtens gehört das Bewußtſeyn ſo großer perſönlichen Vorzüge dazu, und dieſes Bewußtſeyn noch dazu durch eine vortheilhafte Bildung und Leibesgeſtalt dergeſtalt unterſtützt, daß die wenigen Perſonen, bey welchen dieß alles vereiniget iſt, nur

die Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel ſelbſt nicht umſtoßen können.

Die Folgen dieſer mangelnden Standeswürde ſind, nach dem Charakter und den Umſtänden der Perſonen, verſchieden. Indem ſie den einen niederſchlägt, oder verlegen macht, bewegt ſie den andern zu einem deſto größern Prunke. Reiche Bürgerliche, welchen es an Weltkenntniß oder Geſchmack fehlt, zeichnen ſich oft durch einen übertriebnen Putz aus, angelegt bey Gelegenheiten, welche keinen erfordern: ſo wie ſich hingegen Adlige, — als wollten ſie das Bewußtſeyn ihrer anderweitigen Hoheit zeigen, — ſich unter Bürgerlichen durch eine ſehr einfache Kleidung zu unterſcheiden ſuchen.

Das, was ich bis jetzt gethan habe, iſt nur die Hälfte meiner Arbeit; oder es iſt eigentlich nur die Vorbereitung zu meiner Abſicht. Ich wollte gern die Ideen wiſſen, welche Rochefaucaults Geiſte vorſchwebten, da er die theils dunkle, theils

auffallende Sentenz niederſchrieb, welche den Text zu meiner Abhandlung abgiebt. Ich wollte die Urſachen errathen, welche er verſchweigt, um derentwillen, nach ſeinem Ausſpruche, das bürgerliche Air eher in dem rohen Militärſtande, unter dem Getümmel der Waffen, und in einer Lage, wo auf Anſtand und Lebensart am wenigſten gedacht wird, ſich verlieren ſoll, als am Hofe, dem Mittelpuncte aller Artigkeit, und dem Sammelplatze der am feinſten gebildeten Leute. Zu dem Ende habe ich bisher erklärt, warum die bürgerlichen Sitten hinter den Hofſitten zurückſtehn, und durch welche Eigenheiten ſich die einen und die andern charakteriſiren. In der That iſt dieſe Unterſuchung des Gegenſtandes ſelbſt, auf welchen Rochefoucaults räthſelhafte Maxime ſich bezieht, wichtiger, als die Auslegung des einzelnen Gedanken, den er dadurch ausdrücken wollte. Es war indeß auch auf keine andere Weiſe möglich, dieſen Gedanken ins Licht zu ſetzen, oder ſeine Richtigkeit zu prüfen, als wenn jene Entwickelung vorangieng.

Es ſcheint allerdings ſonderbar, daß man die Politeſſe da nicht ſoll erlernen können, wo ſie recht zu Hauſe gehört, — und ſich hingegen da zu

ihr vorbereiten ſoll, wo man am wenigſten auf ſie Bedacht nimmt.

Man merke aber, daß die Armee nicht ſo wohl im Allgemeinen die Schule der Sitten heißt, ſondern daß ſie es nur für den bürgerlich artigen Mann ſeyn ſoll, der das Eingeſchränkte, Häusliche und Gezwungene ſeines Anſtandes vergeſſen, und zu dem freyen und muntern Anſtande des Weltmanns übergehen will. Jene Lage ſoll nur den Roſt der erſten Gewohnheiten abreiben, um neuen beſſern Platz zu machen, nicht aber dieſelben mittheilen. Es iſt eine Schule, in welcher man nur verlernt, was man ſich ſchon fehlerhaftes angewöhnt hat, und dadurch für die Nachahmung beſſerer Muſter die Fähigkeit wieder bekömmt. Die militäriſche Dreiſtigkeit iſt nicht an ſich die Artigkeit: ſie wirkt aber, wie die Arzeneyen; ſie iſt das Entgegengeſetzte von dem ſchüchternen Weſen der bürgerlich Erzognen; ſie vertreibt das Uebel durch ein Gegengift.

Der Hauptgrund, warum in Geſellſchaften, wo die äußerſte Verfeinerung der Lebensart herrſcht, ein auf gemeinere Art erzogner, und in der Dunkelheit aufgewachſener Menſch, wenn er

plötzlich in dieſelben verſetzt wird, die Artigkeit nicht lernen kann, iſt, weil er durch den Contraſt zu ſehr in Verlegenheit geräth, den er zwiſchen ſeinen Sitten, und dem Betragen der Perſonen, unter welchen er ſich befindet, gewahr wird; weil eine zu lebhafte Begierde in ihm entſteht, ſich ſchnell zu ändern und umzuformen; weil er durch die Blößen, die er alle Augenblicke zu geben befürchtet, in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, oder in der Beobachtung ſeiner Muſter geſtört, und überhaupt zum freyen und edeln Betragen ungeſchickt wird. — Auch in andern Theilen menſchlicher Geſchicklichkeit iſt es ſchwerer, eine falſch erlernte Kunſt in die ächte geſchmackvolle zu verwandeln, als die völlige Unwiſſenheit zu belehren, und die ganz ungebildete Natur zu veredeln. (*) Und jene Umwandlung iſt um deſto ſchwerer, wenn der, welcher ſchon Fertigkeit einer

(*) Die großen Sprach- und Tanzmeiſter wiederhohlen es beſtändig, daß ſie einen Lehrling geſchwinder weit zu bringen hoffen, der noch gar keinen Unterricht in beyden gehabt, als einen, der unter einem mittelmäßigen Meiſter Fortſchritte gemacht hat. Bey dem erſten haben ſie nur mit ſeiner natürlichen Ungeſchicklichkeit, bey dem andern auch mit ſeiner Einbildung und mit ſeinen Irrthümern zu kämpfen.

fehlerhaften Art erlangt hat, von Meiſterſtücken der beſſern umringt, und gleichſam geblendet iſt.

Dieß iſt in Abſicht der Kunſt des Umgangs, welche den feinen Weltmann macht, doppelt wahr. Da, nach unſern bisherigen Betrachtungen, Schüchternheit und Affectation, die vornehmſten Beſtandtheile des bürgerlichen Airs ausmachen: ſo muß durch eine ſchnelle Verſetzung des Menſchen in eine glänzendere Sphäre, ſich dieſes Air eher vermehren, als vermindern: weil zu beyden Fehlern, dort weit häufigere, und weit ſchwerer zu vermeidende Veranlaſſungen vorkommen. Der Rang höherer Perſonen, als mit welchen man bisher umzugehn gewohnt geweſen iſt, macht an ſich ſchon, auf das Gemüth gewöhnlicher Menſchen, einen der Furcht ähnlichen Eindruck. Aber dieſer Eindruck wird durch die Meinung, daß die Geſellſchaft, worein wir treten, ſehr viel Artigkeit und Weltkenntniß fordert, und daß die übrigen Glieder derſelben uns darin überlegen ſind, ausnehmend vermehrt. Die Begierde am Hofe zu gefallen wird bey dem bürgerlichen Ankömmling aufs höchſte geſpannt, — und die Beſorgniß, daß er mißfallen oder verachtet werden möge, beunruhigt ihn in eben dem Grade. Unter dieſen Umſtänden iſt eine unnatürliche An-

ſtrengung, um vor denjenigen liebenswürdig zu erſcheinen, deren Geſchmack und Gewohnheiten man doch nicht genug kennt, faſt unvermeidlich: und dieſe Anſtrengung führt gerade hin zum affectirten Weſen. Beſonders giebt Furchtſamkeit, verbunden mit der Begierde dreiſt zu ſcheinen, dem Menſchen das ächt linkiſche Weſen. Man könnte es ſo definiren, daß es ein Zuſammengeſetztes von übel angebrachter Freymüthigkeit und abwechſelnder Blödigkeit ſey. Nichts ſieht man wenigſtens häufiger bey Perſonen des Mittelſtandes, wenn ſie vor den Großen erſcheinen.

Für den Mann nun, wollte Rochefoucault ſagen, welcher mit dieſen Fehlern behafftet, übrigens, vermöge ſeiner Naturanlagen und ſeiner übrigen Geiſtesbildung, zur Erlangung der wahren Artigkeit fähig, und, vermöge ſeiner veränderten Lage, darnach begierig wäre, könnte keine Schule zur Vorbereitung auf dieſes Studium beſſer ſeyn, als die, welche der Militärſtand darbiethet, beſonders, wenn er, in Lägern und vor dem Feinde, verſammelt iſt.

Rochefoucault verſchweigt die Gründe dieſes ſeines Ausſpruchs: aber es fällt nicht ſchwer, einige ausfündig zu machen, welche denſelben unterſtützen. Zwey davon fallen vorzüglich in die Augen: Der

eine iſt, daß der Bürgerliche, als Soldat, die Sache, welche vor allen Dingen zum guten Anſtande erfordert wird, — freymüthig und unerſchrocken handeln; — der zweyte daß er hier vertraulich und ohne Zwang, mit ſehr vielen und vielerley Menſchen, umgehn lernt. Das erſte iſt die natürliche Folge des Metiers ſelbſt: das andre iſt die Wirkung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche der Officier tritt: (und nur vom Officier kann hier die Rede ſeyn, wenn wir den Soldatenſtand nennen.)

Muth und Unerſchrockenheit wird nicht nur von dieſem Stande, als die ihm eigenthümliche Pflicht, gefordert: ſondern dieſe Tugenden werden auch, durch die in denſelben ſich darbiethende Uebungen, befördert, durch die auf ſeine Glieder wirkende Bewegungsgründe, erleichtert. Die Furcht vor der Schande auf der einen Seite, — die Hoffnung der Belohnung, und anſehnlicher Belohnungen, auf der andern, — die Menge derer, die mit uns die Gefahr theilen, und unter denen wir unſre Tapferkeit bewähren, oder unſre Feigheit zur Schau ausſtellen, — lauter Leidenſchaften und Verhältniſſe, welche ſich in keiner Lage des menſchlichen Lebens, ſo, wie in einem Kriegsheere, und auf Feldzügen finden, — alles dieß iſt fähig den Muth jedes Men-

ſchen, wenn nur ein Funke von Kraft und Ehrbe- gierde in ihm iſt, zu befeuern. Nun, der Muth in Gefahren iſt, mit der Freymüthigkeit im Um- gange, — zwar nicht ganz dieſelbe Eigenſchaft, — aber doch gewiß mit ihr ſo nahe verwandt, und ihr in ſeinen Principien ſowohl, als in ſeinen Aeußerun- gen ſo ähnlich, daß er mit der Zeit unfehlbar zu der- ſelben führt, ſobald nur einige Uebung der geſell- ſchaftlichen Talente hinzukömmt.

Man ſehe jeden, auch von Natur noch ſo blö- den Menſchen, wenn er eben aus einer Gefahr kömmt, die er glücklich überſtanden, beſonders, wenn er ſich mit Klugheit und Muth darin betra- gen hat: und er wird gewiß, für dieſen Augenblick, alle Schüchternheit abgelegt haben, und, ſo lange das in ſeinen Lebensgeiſtern angezündete Feuer, dauert, kühn auch vor Könige treten. Es kann alſo nicht fehlen, daß, in einer Laufbahn, wo die Gefahren ſich drängen, wo, ihnen zu trotzen, die erſte Pflicht, — ihnen muthlos auszuweichen, die größte Schande iſt, ſich, nach und nach, eine dem Metier eigne Unerſchrockenheit bildet, die, von den kör- perlichen Gefahren auf dem Schlachtfelde, wahr- ſcheinlich auch auf die moraliſchen Gefährlichkeiten, welche im friedlichen Verkehr mit Menſchen vor-

kommen, übergehn, und den tapfern Krieger, zum freymüthigen Geſellſchafter unter allen Ständen machen wird.

Ein anderes Eigenthümliche des Officierſtandes iſt, daß er über ſeine Untergebnen ſtrenge zu befehlen hat, und daß ſie ihm ohne Einwendung gehorchen müſſen. Die Kunſt zu herrſchen wird im Militärſtande ſehr geübt, und ſie wird, durch die in demſelben eingeführte Disciplin, ſehr erleichtert. — Aber der Menſch, welcher zu herrſchen gewohnt iſt, iſt ſelten ſchüchtern. Dieſer Ton des Commandos, den der Officier an der Spitze ſeines Trupps annimmt, dieſes Entſcheidende und Unabänderliche in den Befehlen, welche er ertheilt, dieſe Schnelligkeit, mit welcher ſie befolgt werden, — dieß alles hat auch auf ſeinen Ton und ſeine Sitten im geſelligen Leben Einfluß. Dieſer Ton wird rauh, gebietheriſch und vorlaut: wenn die Naturanlagen des Menſchen ſchlecht ſind, oder die Geiſtescultur von ihm vernachläßiget wird. Aber wenn Kenntniſſe den Verſtand ausſchmücken, indeß ein Fond natürlicher Gutherzigkeit oder Beſcheidenheit im Herzen vorhanden iſt: ſo giebt das Anſehn, welches der Mann als Befehlshaber unter ſeinen Soldaten hat, ihm auch unter ſeinen Geſellſchaftern

und Freunden, nur gerade den Ausdruck der Beſtimmtheit und Feſtigkeit, welcher Aufmerkſamkeit erweckt, und allem, was er ſagt, einen größern Eindruck verſchafft.

Wenn die durch Gefahren geübte Tapferkeit, den in der Schule der Armee und des Feldes erzognen Mann, freymüthiger, und die Gewohnheit befehlen zu können, ſeinen Ton nachdrucksvoller und kräftiger macht: ſo wird er zweytens, durch den ausgebreiteten und zwangloſen Umgang, in den er geräth, zum geſelligen Leben vorbereitet. Wie groß iſt nicht ſchon der Kreis von Geſellſchaft, welchen der Officier in ſeinem Regimente findet; wie weit größer iſt der, auf welchen er, wenn er zu höhern Graden hinaufrückt, ſich in dem ganzen Corps ausbreiten kann, unter welches ſein Regiment gehört! Die Gleichheit der Beſchäftigungen, die Gelegenheit, ſich alle Tage zu ſehen und in beſtändigem Verkehr mit einander zu ſeyn, die Theilnehmung an denſelben Beſchwerden, und an denſelben Gefahren, alles dieſes bindet die Menſchen von dieſem Handwerke, wenn ſie nicht, ſo wie der Officier und der gemeine Soldat, durch unabänderliche Unterſchiede des Standes und der Erziehung getrennt ſind, genau an einander. —

Eben

Eben dieſes beſtändige Zuſammenſeyn verbannt, aus ihrem Umgange, den prunkvollen und abgemeſſenen Wohlſtand und die Weitläuftigkeit der Complimente. Auch der militäriſche Geiſt thut dabey das Seinige, indem er den Ausdruck ihrer Gedanken überhaupt kürzer und energiſcher macht. Noch mehr aber trägt, auf wirklichen Feldzügen, die Wichtigkeit der gemeinſchaftlichen Gegenſtände, mit welchen ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigt iſt, dazu bey, den Ton ihres Umgangs zum freyſten und vertraulichſten zu machen. Leben, Selbſterhaltung, Ehre, Sieg oder Untergang, — das ſind die Sachen, deren Entſcheidung ſie alle Augenblicke erwarten: — wie könnten ſie dabey an die Kleinigkeiten der Etiquette denken? Dazu kömmt, daß ſie begierig ſind, die kurzen Zwiſchenzeiten der Ruhe und der Erhohlung in geſellſchaftlichen Vergnügungen zu genießen, und alſo alles abzukürzen, was nur, als Vorbereitung dazu, oder als Nebenſache dabey, anzuſehen iſt. Nicht nur wird die Begierde nach Umgang ausnehmend geſchärft, ſondern ſelbſt die Fähigkeit zum vertraulichen Geſpräche wird unter Menſchen vermehrt, welche gemeinſchaftliche Zeugen merkwürdiger Auftritte geweſen ſind, und einander an Beobachtungen oder Empfindungen erinnern können, die zu den intereſſanteſten in dem

Leben eines jeden unter ihnen gehören. Auch in den Städten, wo die Heere nach geendigten Feldzügen ausruhen, werden die Winter, welche dieſe Scenen des Blutvergießens und der Feindſchaft unterbrechen, in mehr Fröhlichkeit und lebhafterer Geſelligkeit zugebracht, als den Einwohnern dieſer Städte in friedlichen Zeiten eigen zu ſeyn pflegt.

Dieſe Urſachen haben zu allen Zeiten auf die Kriegsmänner Einfluß gehabt. Die erſten Beyſpiele inniger Freundſchaften haben wir aus der Periode der Helden, die zuſammen Ungeheuer und Rieſen bekämpften, und in gemeinſchaftlichen kriegriſchen Unternehmungen Gefahr und Sieg mit einander theilten. In der Folge der Zeiten, ſehen wir, bey einem jeden Volke, die geſelligen Triebe erſt dann recht erwachen, wenn deſſen Glieder ſich zur Vertheidigung oder zum Angriffe mit einander vereinigten.

Und ſo bemerken wir auch noch jetzt, wenigſtens den Schein von jener erſten genauen Verbindung der Menſchen, die ſie des Krieges wegen errichteten, in dem vertrautern Umgange derer, die in unſern Staaten den Krieg für die übrigen Bürger führen. — So viel iſt wenigſtens gewiß, wenn

in einer Armee der rechte militäriſche Geiſt herrſcht, ſo wird unter den Officieren derſelben ein treuherzi-ger, vertraulicher Umgang herrſchen. Im Lager vorzüglich und vor dem nahen Feinde wird ein Herz und eine Seele unter ihnen zu ſeyn ſcheinen. Vorausgeſetzt nun, daß es dieſem höhern Militärſtande nicht an der Geiſtescultur fehlt, welche den allgemeinen Fortſchritten des Zeitalters angemeſſen iſt: ſo wird der neue Ankömmling, der aus ſeiner häuslichen Eingezogenheit hervorgeht, unter guten Cameraden, die zugleich geſittet ſind, beſſer als unter Miniſtern und Hofleuten gebildet.

Die jetzt genannten beyden Urſachen ſind nicht die einzigen, welche die Armee zur Vorübungsſchule hofmänniſcher Artigkeit machen können. Es tritt nun noch der Umſtand hinzu, daß niemand mehr Gelegenheit, und ſelbſt ſo viele Verbindlichkeit hat, ſeinen Körper zu üben, als der Officier. Es kömmt hinzu, daß er von ſolchen Beſchäftigungen frey iſt, die ihm entweder alle Bewegung unterſagten, und daher mit der Zeit den Körper unbehülflich und träge machten, oder die, durch zu große Anſtrengung gewiſſer Glieder, Schwäche und fehlerhafte Gewohnheiten im Aeußern hervorbrächten.

In dieſer Lage alſo, oder nirgends, müſſen die Falten ausgeglichen werden können, welche ein Menſch, entweder durch Vernachläßigung ſeines Körpers, oder durch eine ſitzende Lebensart und einförmige Arbeiten, bekommen hat.

Kein Stand ſieht ſo ſehr auf Stellung, Gang und Geberden, als der militäriſche: weil ſein Geſchäft zum Theil darin beſteht, einem großen Haufen von Menſchen körperliches Geſchick und Beweglichkeit beyzubringen, und das vornehmſte Mittel zu Erreichung ſeiner Endzwecke dieſes iſt, dem ſo beweglich gemachten großen Haufen eine beſtimmte Richtung zu geben. Freylich iſt, von den bloß militäriſchen Leibesübungen, Zwang und unnatürliches Weſen die gewöhnliche erſte Folge. Fortgeſetzt hingegen thun auch ſie ihre Wirkung, einen gewiſſen Anſtand, wenn auch nicht den beſten, hervorzubringen. Man erkennt, ſelbſt unter der Claſſe gemeiner Handarbeiter, den Mann, welcher als Soldat gedient hat, an einer geradern Stellung, einem freyern Gange, und einem beſſern Geſchicke, mit welchem er alle Sachen angreift. Bey dem Officier kommen zu den Leibesübungen, welche das Metier veranlaßt, diejenigen hinzu, welche zur guten Erziehung gehören, und als Künſte erlernt werden.

Kein Wunder, daß äußerer Anſtand und körperliche Gewandtheit ſich in keinem Stande häufiger, als im Militärſtande findet.

Selbſt die Strapazzen der Feldzüge, und alle körperliche Beſchwerden, welche das Kriegshandwerk mit ſich führt, ſind keine üble Vorbereitung zu dem, was, in der guten Lebensart, vom Mechaniſchen des Körpers abhängt. Denn, einmahl, wird der Menſch überhaupt dadurch thätiger, unverdroſſener, zu Ertragung kleiner Unannehmlichkeiten williger, alſo auch fähiger zu Dienſtleiſtungen und geduldiger bey denjenigen Beſchwerden, welche die Geſelligkeit auflegt. — Ueberdieß iſt alles, was den Körper ſtark angreift, wenn es ihn nicht überwältigt und zerſtört, zugleich dasjenige, was ihn am beſten ausarbeitet: und der abgehärtete Menſch iſt in allen Fällen der brauchbarſte und angenehmſte in der Geſellſchaft, — wenn er nur zugleich, indem er hart gegen ſich ſelbſt iſt, geneigt bleibt, die Empfindlichkeit andrer zu ſchonen. Dieſe letztre Eigenſchaft kann nur die Folge der intellectuellen und moraliſchen Erziehung ſeyn: jene erſtre wird durch Uebungen, welche den militäriſchen gleichen, am beſten erhalten.

Unter die Mängel des bürgerlichen Airs rechnete ich oben auch dieß, daß der Mann des Mittelſtan-

des, welcher ſeine Sphäre nie verlaſſen hat, die verſchiednen Gradationen des Ranges nicht genau kennt; daß er nicht weiß, wie weit die Höhern ihre Anſprüche treiben, und wie weit ſich ſeine Pflichten des Wohlſtandes gegen ſie erſtrecken; daß er daher bald zu viel und bald zu wenig thut, bald ſich zu tief demüthigt, bald ſich nicht genug in Schranken hält, — wenigſtens wegen ſeiner Unwiſſenheit in dieſem Stücke unentſchloſſen iſt. Und die ſichtbar werdende Unentſchloſſenheit des Menſchen iſt das, was ihm das verlegne Anſehn giebt.

Um nun in dieſe Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeweiht zu werden, iſt ein Stand, wo der Stufen des Ranges viele, aber dieſe genau beſtimmt ſind, dergleichen der militäriſche iſt, eine ſehr ſchickliche Lage. Eben weil in dieſem Stande, die Stufenleiter der Würden ſo lang iſt, daß ſie beynahe von dem niedrigſten Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft bis zum höchſten reicht, — und weil zugleich in ihm die Entfernungen der Stufen von einander deutlicher, als in andern Ständen, abgezeichnet ſind, — haben mehrere Staaten die Grade bey der Armee zum Maßſtabe des Ranges aller Staatswürden angenommen. — Das Schwankende und Unbeſtimmte in den Gerechtſamen iſt gerade das, was es dem Niedrigern, welcher nicht von Jugend

auf unter Vornehmen gelebt hat, ſchwer macht, ſich ſchicklich gegen ſie zu betragen. Dieſes Schwankende iſt im Militärſtande fixirt. Jeder Obere hat hier ſeine genau gezognen Gränzen der Gewalt; jeder Untergebene ſeine deutlich ihm vorgeſchriebnen Pflichten; und wenn er dieſe erfüllt hat, ſo iſt er in Abſicht andrer Handlungen frey und ungebunden. Ueberdieß lernen noch Militärperſonen die Unterwürfigkeit, welche der Obere im Dienſt zu fordern hat, von der Achtung, welche er im Umgange verlangen kann, genauer, als jeder andre Menſch, trennen; — oder ſie lernen vielmehr beydes mit einander vereinigen. Die Officiere aller Grade ſehen ſich, ungeachtet ihrer ſo weit verſchiednen Gerichtsbarkeit, und des ſtrengen Gehorſams, den jeder, auch nur um eine Stufe höherer, von denen, die unter ihm ſtehn, fordert, doch als gleich an; — und dieſe Miſchung von Reſpect mit Freymüthigkeit, von achtungsvoller Aufmerkſamkeit und unbefangnem Weſen, die, wie ich geſagt habe, den wahren Weltton charakteriſirt, wird durch die Lage, in welcher ein Officier ſich befindet, und durch die Maximen, welche in ſeinem Stande herrſchen, nicht wenig befördert.

Hierzu kömmt noch, daß in keinem Stande der Befehlshaber mit ſeinen Untergebenen, ſo genau

verbunden iſt, — daß nirgends des Höhern Glück und Ehre ſo ſehr von dem guten Willen und dem Charakter der Untern abhängt. Daraus entſteht, daß, wenn die Häupter der militäriſchen Corps, nicht ſelbſt aller geſelligen Bildung entbehren, ſie ſich ſelbſt dabey intereſſirt glauben, die unter ihnen dienenden Officiers durch den Umgang, zu welchem ſie ihnen Gelegenheit geben, ausbilden zu helfen.

Es iſt überhaupt weniger befremdend, daß die militäriſche Lebensart des Officiers den Anſtand des Hofmanns vorbereitet, da die adligen Sitten, mehr oder weniger, militäriſche Sitten ſind, und der Adel ſelbſt aus dem Soldatenſtande erwachſen iſt. Die erſten und älteſten Bürger des Staats waren zugleich ſeine Kriegsmänner. Nachdem ſich neben ihnen eine Claſſe bloß arbeitender Einwohner anbaute, erhoben ſich die erſten, welche allein die Waffen in Händen behielten, zu einer höhern Bürgerclaſſe. Im Kriege, und um des Krieges willen, iſt die erſte große Unterſcheidung, zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, in der bürgerlichen Geſellſchaft eingeführt worden. Der Kriegsſtand war es auch in der Folge, aus welchem die höhere Claſſe gemeiniglich ergänzt wurde, und welcher ſich hinwiederum die Abkömmlinge derſelben widmeten. Auch hat er ſich zu jeder Zeit an die Fürſten ange-

ſchloſſen, denen nicht erſt vom Macchiavell die Meinung beygebracht werden durfte, daß der Krieg ihr eigentliches Handwerk ſey. In ihm hat man alſo beſſer, als ſonſt irgendwo, das, was zur Bildung des Hofmanns ſo vorzüglich gehört, mit Fürſten und Großen umzugehn, lernen können. An allen Höfen machen noch jetzt Militärperſonen einen ſehr beträchtlichen Theil der Geſellſchaft aus; und der Charakter, den ihnen ihr Beruf giebt, muß nothwendig auf den Ton dieſer Geſellſchaft Einfluß haben.

Dieß führt mich auf eine andre Bemerkung: — daß ſelbſt der Rang, welchen der Militärſtand unter den übrigen Ständen behauptet, eine der Urſachen iſt, welche die von Rochefoucault angeführte Erſcheinung zu erklären dient. — Der Militärſtand iſt zwar nicht in allen Staatsverfaſſungen der erſte: aber er iſt auch nur da eine Schule vornehmer Sitten, wo er der erſte iſt. Um vornehm mit Anſtand zu thun, muß man ſich für bedeutend im Staate halten dürfen, muß man dafür von den übrigen Gliedern deſſelben anerkannt werden. Was den Bürger unter Großen ſo verlegen macht, iſt eben, daß er wenig geachtet wird, und daß er dieß weiß. Wenn er Stolz oder wirkliches Verdienſt hat, ſo kämpft er zwar mit dieſem

Vorurtheile bey ſich ſelbſt: aber dieſer Kampf ſelbſt zerſtreut ihn, und läßt ihm nicht die Gemüthsruhe, welche zum vollkommen anſtändigen Betragen nöthig iſt. Aus den entgegengeſetzten Urſachen muß in Monarchien, wo der Soldatenſtand den erſten Rang in der öffentlichen Achtung einnimmt, und die Aufmerkſamkeit des Monarchen vornehmlich auf ſich zieht, dieſer Stand, indem er das Bewuſtſeyn einer gewiſſen anerkannten Würde giebt, auch die Erwerbung des edlen Anſtandes erleichtern, da dieſer, großentheils, auf der Gewißheit, von andern nicht verachtet zu werden, gegründet iſt. In Kaufmannsſtaaten, wo der Officier unter der bürgerlichen Obrigkeit ſteht, und von dem reichen Bürger, der ihn bezahlt, nicht ausnehmend geſchätzt wird; — ſelbſt in den Monarchien, wo die Hofſtellen mehr, als die Militärſtellen, gelten, — wird man auch dieſen edeln, freyen Anſtand unter der Armee weit mehr vermiſſen, und die bürgerliche Schüchternheit im kriegeriſchen Gewande wieder finden.

Wenn endlich der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte den feinen Anſtand des Hofes bildet: ſo wird der Stand, welcher am meiſten vom ſchönen Geſchlechte begünſtigt wird, auch in der Schule der Artigkeit leichtere Fortſchritte machen. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Tapferkeit und Mannheit,

und alles, was dieſe Eigenſchaften ankündiget, uns Männern mehr Eingang bey der weiblichen Welt giebt, als die größte Gefälligkeit, mit Zeichen der Schwäche verbunden. Um deßwegen hat ſchon die militäriſche Kleidung, das Inſigne jener Vorzüge, einen Reitz für die Aufmerkſamkeit und die Neigung des weiblichen Geſchlechts. Aber der, aus dem Feldzuge ſelbſt, mit Triumph zurückkehrende Sieger hat gewiß den erſten Anſpruch von ihnen hervorgezogen zu werden. Es iſt kein Wunder, wenn er, mehr geſucht, geliebkoſet, geehrt, die Blödigkeit verliert, welche dem noch ſo verdienſtvollen aber häuslich erzognen Jünglinge, vornehmlich unter vornehmen und artigen Weibern anklebt, eine Blödigkeit, die ihn alsdann auch in alle die vermiſchten Geſellſchaften begleitet, wo weiblicher Geſchmack und weibliche Delicateſſe den Ton angiebt.

Alle die bisher ausgeführten ſpeciellern Beobachtungen führen zu einer allgemeinen Betrachtung: welche nicht unſchicklich dieſe Unterſuchung beſchließen wird.

Es giebt zwey Hauptarten der Erziehung des Menſchen. Die eine könnte man die g e l e h r t e nennen: — ſie iſt die, welche den Verſtand mit

Kenntniſſen bereichert, ihn zum Nachdenken gewöhnt, und die moraliſchen Gefühle zugleich vervielfältigt und verfeinert. Die andre iſt die militäriſche, welche den Körper abhärtet, die Sinne ſchärft, den Muth ſtählt, in die Ueberlegungen Schnelligkeit, und in die Ausführung Feſtigkeit und Kraft bringt. Auf jeder dieſer beyden Laufbahnen wenn ſie von einander getrennt ſind, gelangt der Menſch zu gewiſſen Vorzügen, und geht andrer verluſtig. Der Gelehrte vernachläßigt leicht ſein Aeußeres; ſein Muth wird durch die ſitzende Lebensart geſchwächt; ſeine Einſamkeit macht ihn zu einer leichten und muntern Thätigkeit unter andern Menſchen ungeſchickter. Der Soldat hingegen, wenn er nichts als Soldat iſt, bleibt oft unwiſſend, hart und rauh, oder ſinnlich und ſchwelgeriſch, genießt entweder ein bloß animaliſches Leben, oder verbittert andern durch ſeinen Uebermuth das ihrige. — Aber wenn zuweilen durch glückliche Umſtände, ſich, in einer Perſon, der militäriſche Geiſt mit dem philoſophiſchen vereinigt: dann erſcheinen die größten Männer und die liebenswürdigſten Menſchen. — Unſer große Friedrich war einer von ihnen.

Dieſe Unterſuchung iſt nicht bloß ein Gegenſtand der Neugierde: — ob ſie gleich auch, als ſolcher, der Aufmerkſamkeit nicht unwürdig wäre, da, auf Moralität und Glückſeligkeit der Menſchen im bürgerlichen Leben, die Verſchiedenheit der Stände und ihrer Sitten großen Einfluß hat. Aber die Erkenntniß des Wahren führt immer zur Einſicht des Guten: und indem wir unterſuchen, was die Dinge ſind, lernen wir zugleich, was wir begehren, und wie wir handeln ſollen.

Es iſt ſchon etwas, den Werth der verſchiedenen Arten menſchlicher Vollkommenheiten gehörig würdigen zu können: aber es iſt noch mehr, die Urſachen kennen zu lernen, durch welche ſie entſtehen, und die Umſtände und Lagen, in denen ſie vorzüglich gedeihen. Jenes lehrt uns unſer Beſtreben nach der Größe des Guten abmeſſen; dieſes lehrt uns beurtheilen, was für uns erreichbar ſey, und was wir aufgeben müſſen, — lehrt uns die Gelegenheit, die ſich uns zu unſrer Vervollkommnung darbiethen, nutzen, — und weiſet uns zugleich an, unſer Feld da zu bauen, wo wir die beſten und reichſten Früchte von ihm erwarten können.

Welt haben, ein Mann von Welt ſeyn, — mit was für einem Stolze wird dieß Zauberwort nicht von denen ausgeſprochen, die ſelbſt die Sache zu beſitzen glauben; und wie ſehr demüthigt nicht das Bewuſtſeyn eines gemeinen Airs den ſonſt guten und achtungswürdigen Bürger!

So verkehrt urtheilen die Menſchen nicht, daß nicht in dem, was ganze Haufen derſelben ſehr ſchätzen, wirklich etwas ſchätzbares ſeyn ſollte; aber es fehlt ihnen oft an einem richtigen Maßſtabe, die verſchiednen Gegenſtände ihrer Achtung zu vergleichen; und gemeiniglich geben ſie der mindern Vollkommenheit einen höhern Rang, wenn ſie entweder mehr in die Augen fällt, oder ſie merklicher vor andern Menſchen auszeichnet. So wie ſie ſich oft, bey dem Beſitze der weſentlichſten Güter, unglücklich glauben, weil ihnen einige Auszierungen der Eitelkeit fehlen: ſo kommen ſie ſich zuweilen, bey dem Beſitze wahrer Verdienſte, verächtlich vor, weil ſie in glänzenden Kleinigkeiten hinter andern zurückſtehn.

Der erſte Satz, auf welchen uns die Entwickelung der Rochefoucaultſchen Maxime geführt hat, war: daß das Bewuſtſeyn einer gewiſſen Würde unter die Urſachen des vorzüglichen Anſtandes gehöre, welcher den Hofmann unterſcheidet. — Dieſes

Bewuſstſeyn nun, welches bey den Großen bloß auf willkührlichen Unterſchieden des Ranges beruht, kann jeder verſtändige und rechtſchaffne Mann erlangen, wenn er die Würde der menſchlichen Natur kennt. Jeder Menſch iſt etwas werth, bloß weil er ein Menſch, ein vernünftiges und moraliſches Weſen iſt, an ſich fähig zu allem, was die Vortreflichſten ſeines Geſchlechts erlangt, und die Verdienſtvolleſten deſſelben gethan haben. Aber der aufgeklärte und tugendhafte Mann iſt es eigentlich, der dieſe Würde gelten machen kann, weil er allein ſie kennt, ſie durch ſeine Bemühungen aufrecht zu erhalten ſtrebt, und weil er ſie durch ſeine Handlungen an den Tag legt.

Alle Arten der bürgerlichen Würde ſollen im Grunde nichts anders, als Zeichen und Beſtätigungen der natürlichen ſeyn. Warum wurden zuerſt gewiſſe Menſchen unter den übrigen als Oberhäupter ausgezeichnet? Weil man in ihnen diejenigen Tugenden zu entdecken glaubte, welche das Zeitalter als die vornehmſten Zierden der menſchlichen Natur ſchätzte; oder weil man von ihnen die Dienſte erhalten hatte, die nach der Lage der Geſellſchaft für die größten Wohlthaten gehalten wurden. Warum wurde der, dieſen erſten Helden und Anführern der Nationen ertheilte, Rang nach und nach erblich?

Weil man, nach Erfahrung oder nach Vorurtheilen, in den Söhnen edler Geſchlechter auch eine edlere Natur annahm. Selbſt, als in ſpätern Zeiten der bloße Wille der Fürſten adeln konnte: warum unterwarf ſich die Meinung des Volks ſo leicht dieſer Entſcheidung? Weil das Volk die Fürſten, nachdem es ſie einmahl über alles verehren gelernt hatte, auch für die gültigſten Richter des Verdienſtes hielt; weil es vorausſetzte, daß, wer dem Höchſten im Staate ſo ſehr gefallen, oder ihm ſo viele Dienſte geleiſtet hätte, um von ihm hervorgezogen zu werden, auch die allgemeine Hochachtung verdienen, und als ein allgemein nützlicher Bürger angeſehen werden müſſe. Jeder Titel, ſo leer und bedeutungslos er jetzt bey dem ſeyn mag, welcher ihn trägt, zeigt doch an ſich etwas an, welches eine Tugend, oder ein Ausfluß der Tugend, ein Verdienſt iſt. (*) Jeder Vorzug, den ſich

(*) Die Titel Rath, und geheimder Rath, zu welchen ſo viele Menſchen, in Deutſchland, in Ermangelung jedes andern, ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie ſich vor dem großen Haufen wollen auszeichnen laſſen, ſind, ſo bedeutungslos ſie oft in ihrer Anwendung werden, doch an ſich nicht übel gewählt, einen vorzüglichen Mann anzuzeigen. Einem Fürſten rathen zu können, ſetzt, bey der Wichtigkeit ſeiner Verrichtungen, kein kleines Maß von Einſicht und Gemeingeiſt

ſich jetzt Menſchen über Menſchen auf die ungegründetſte Weiſe anmaßen, oder auf die ungerechteſte Weiſe geltend machen, hat doch ſeinen Urſprung, in einer Meinung, nach welcher ſie ſich ſelbſt, oder andre ihnen, Eigenſchaften beylegten, die ſie für Tugenden hielten, und die zuletzt auf intellectuelle oder auf moraliſche Vorzüge hinauslaufen.

Der Mann nun, welcher einſieht, daß die bürgerliche Würde auf der natürlichen beruht, und die willkührlich ausgetheilten Ehrenzeichen auf die reellen Vorzüge des Geiſtes und Herzens gegründet ſind; der Mann, der zugleich in ſich, wenigſtens die Einſicht deſſen, was gut iſt, und das Beſtreben darnach findet: ſollte dieſer Mann nicht in ſeinen Augen eine gewiſſe Würde erhalten, wenn auch keine Decorationen der Geburt und des Standes ihn auszeichnen? Sollte er nicht zu ſich ſelbſt ſagen können: „dieſer Große, der dich verachtet, dieſe adlige Dame, die ſtolz über dich hinwegſieht, gründen ihre „Hoheit auf einen Schein ſolcher Eigenſchaften, wo-

---

geiſt voraus: und von ihm vorzüglich zu den Angelegenheiten gezogen zu werden, die er vor andern geheim hält, läßt, außer der Fähigkeit zu ſchweigen, die eine ſeltne Gabe iſt, auch noch auf einen höhern Grad erprobter Klugheit oder Redlichkeit ſchließen.

„von du einige wirklich beſitzeſt. Sie ſind deßwegen „geehrt, weil, nach einem dunkeln Gerücht und ei„ner nie gründlich unterſuchten Volksmeinung, ihre „Vorfahren ſich durch Vorzüge unterſchieden, von „welchen die Natur auch in dich den Saamen gelegt „hat, und an deren Ausbildung du, wie du dir be„wußt biſt, arbeiteſt. Der Urſprung des Ranges, „der ihre Familien vor der deinigen hervorzieht, liegt „in vergeſſenen Thaten ihrer Ahnherrn, die der Ge„ſellſchaft für nützlich gehalten wurden: und auch du „kannſt dir das Zeugniß geben, auf die Erwerbung „nützlicher Talente Fleiß gewandt zu haben, und jetzt „dieſelben, mit dem redlichen Vorſatze der Gemein„nützigkeit, in Uebung zu ſetzen. Sie halten ſich für „bedeutende Weſen, weil ſie von Kindheit an ſich ge„ehrt geſehen haben, und ſchließen aus der Achtung, „die man ihnen erwies, auf die, welche ſie verdienen: „du gründeſt, wenn du deine Vernunft anbauſt, und „deiner Pflicht getreu biſt, deine Rechte auf die „wirkliche Kenntniß deiner ſelbſt, und darfſt aus dem, „was du biſt, auf die Meinung ſchließen, welche „andre von dir haben ſollten, und welche, früh oder „ſpät, bey den Einſichtsvollen und Guten deiner Zeit„genoſſen, ſich feſtſetzen wird.“

Wenn dieſer Mann überdieß noch mit ſich, über die Urſachen der Unterordnung der Stände im ge-

meinen Weſen, zu Rathe geht, in welcher ihm ein ſo mittelmäßiger, oder gar vielleicht niedriger Platz angewieſen iſt: ſo wird er auf der einen Seite, die Achtung für dieſe Hierarchie, ſolange ſie einen Theil der Staatsverfaſſung, und alſo eine Stütze der öffentlichen Ordnung ausmacht, als eine ſeiner Pflichten erkennen, deren Beobachtung ihn ſo, wie die Beobachtung jeder andern Pflicht, veredelt; auf der andern wird er aber deutlich einſehen, daß die daraus erwachſende Ungleichheit der Menſchen, doch nur ihr eignes Werk, ein willkührliches Inſtitut, die Folge von Verabredungen und Meinungen ſey, welche über die natürliche Gleichheit, oder die natürlichen Unterſchiede, nicht auf immer die Oberhand behalten können, ja, ſchon jetzt, in vielen Fällen, wenn es auf das Reelle ankömmt, es ſey im Geſpräche, es ſey in Geſchäften, von dem mächtigern Einfluß der Talente und Tugenden überwogen werden. — Sollten oft wiederhohlte Reflexionen dieſer Art nicht etwas beytragen können, dem Manne, der ohne Geburt und Stand, nur mit der Würde perſönlicher guter Eigenſchaften in der Geſellſchaft auftritt, unter Höhern ein edles Selbſtgefühl und, mit demſelben, einen freyen Anſtand zu geben, ohne deshalb die Beſcheidenheit, welche die bürgerlichen Verhältniſſe fordern, bey ihm zu vermindern?

Ein zweyter Umſtand, den wir bemerkten, indem wir die Rochefoucaultſche Sentenz auslegen wollten, war, daß der in der großen Welt Erzogne, durch die bloße Gewohnheit, die Höchſten unter den Menſchen zu ſehen, nach und nach die übertriebne Ehrfurcht, und mit ihr die Schüchternheit gegen ſie verliert, und ſie als Menſchen betrachten lernt; ein dritter, daß die Gleichheit, die unter den Adligen herrſcht, eine gewiſſe Vertraulichkeit, die hohe Meynung, die jeder derſelben von ſich ſelbſt hat, ein achtungsvolles Betragen gegen einander bey ihnen hervorbringt, — welche beyde Modificationen des Aeußern, gehörig mit einander in Harmonie gebracht, ihm das anſtändigſte und gefälligſte Anſehn geben.

Inſofern hierbey Wahrheit und Vollkommenheit zum Grunde liegt, kann die Vernunft, und auf Vernunft gegründete Geſinnung die Stelle der Gewohnheit erſetzen. Der denkende Mann, auch aus der unbekannteſten Familie, kann zu der Ueberzeugung und zu dem Gefühle gelangen, daß zwiſchen Unterthanen und Fürſten, unter den Höchſten und Niedrigſten in der menſchlichen Geſellſchaft *), ja

*) So viel iſt gewiß: die blinde Verehrung der Könige und Großen, bloß um des äußern ſie umgebenden Schim-

ſelbſt unter den Artigſten und den von den gemeinſten Sitten, unter den Gelehrteſten und den Unwiſſendſten, mehr Puncte der Gleichheit vorhanden ſind, worinnen ſie mit einander übereinſtimmen, als Unterſchiede, worinn ſie von einander abſtechen, — mehr Vorzüge, die ſie mit einander gemein haben, als ſolche, welche einer derſelben ausſchließend vor den übrigen beſitzet. Eben dieſe Vernunft, verbunden mit einem wohlwollenden Herzen, kann es dahin bringen, daß der Menſch allenthalben, wo er unter Menſchen kömmt, auch Freunde und Verwandte zu erblicken glaubt, daß ihm niemand durchaus fremd, kein Menſch fürchterlich, und noch weniger irgend einer ganz verächtlich ſcheint: Geſinnungen, die, wenn ſie wirklich im Geiſte des Menſchen herrſchen, ihn auch das Geheimniß jener achtungsvollen Zutraulichkeit lehren, welche das Aeußere eines Menſchen andern ſo angenehm macht.

In wiefern alſo Sitten und Manieren von Gedanken und Ueberzeugungen abhängen: inſofern wird

---

mers willen, macht ſchüchtern und verlegen. Die vernünftige Achtung für dieſelben, entweder um der Vorzüge willen, die ſie perſönlich beſitzen, oder um der bürgerlichen Ordnung willen, zu der ihr Rang gehört, läßt den Menſchen zugleich anſtändig und beherzt handeln.

auch der bürgerlich Erzogne, dem edlen Anſtande deſto näher kommen, je vollkommner an Geiſt und Herz er wird, und je richtiger er über die Dinge und Menſchen urtheilen lernt. Aber wir haben geſehn, die Sitten und die Manieren hängen nicht bloß von den Ideen ab; ſie ſind nicht das Werk des Urtheils und des Vorſatzes allein: ſondern ſie ſind zum Theil Folgen der Routine, der körperlichen Uebungen, der Beyſpiele, die wir von Jugend auf vor Augen geſehn haben, und der Art von mechaniſchen Triebfedern, durch welche wir vermöge unſrer äußern Lage in Bewegung geſetzt werden. Eben um dieſer Triebfedern willen iſt es, daß Rochefoucault eine große Revolution in den Umſtänden eines Menſchen will vorhergehn laſſen, ehe er ihn, in Abſicht der Sitten, von der niedern Stufe auf die höhere erheben zu können glaubt. Die militäriſche Disciplin, oder der Tumult kriegeriſcher Auftritte ſoll erſt die mechaniſch entſtandnen Eigenthümlichkeiten des vorigen eingeſchränkten Standes aufheben, ehe der Bürger zur Vervollkommnung ſeines Aeußern, nach ſeinem richtigen Ideal, und den von ihm ſelbſt gewählten Muſtern, fähig werden ſoll.

Sich nun in dieſe oder jene äußere Lage zu verſetzen, ſteht in keines Menſchen Gewalt. Und keiner vermag auch durch ſeine eigne Bemühung, ſich

Annehmlichkeiten und Vorzüge zu erwerben, welche ſchlechterdings nur durch äußere Urſachen ihm mitgetheilt werden können.

Hier bleibt nun dem vernünftigen Manne weiter nichts übrig, als beherzt dasjenige aufzugeben, was er an ſich ſchätzbar, aber für ſich unerreichbar findet. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu erkennen, was ihm fehlt, und ſich doch dadurch nicht demüthigen zu laſſen, weil es ihm ohne ſeine Schuld fehlt. Wenn wir uns unſers etwas linkiſchen Weſens, oder unſers bürgerlichen Airs bewußt ſind: ſo iſt dieſe Einſicht ſelbſt ſchon ein Vorzug, der uns einigermaßen tröſten kann. Wir werden ſogar am wenigſten davon blicken laſſen, wenn wir am wenigſten ängſtlich uns beſtreben, uns davon los zu machen; wenn wir in dem, was von unſerer Willkühr abhängt, unſrer Vernunft, und in dem, was eine unvermeidliche Folge unſrer Lage iſt, unſern Angewöhnungen treu bleiben. In Ermangelung der höhern Vollkommenheit, iſt das Natürliche, auch wenn es fehlerhaft iſt, immer dasjenige, was am meiſten gefällt, oder am wenigſten mißfällt.

Eine zweyte moraliſche Folge läßt ſich aus obigen Schilderungen ziehen, und ſie iſt in unſern Zeiten vorzüglich wichtig. Es iſt dieſe, daß der Menſch, wenn er über den Gang der Dinge in der Welt

nachdenkt; und den Urſachen der Fortſchritte nach- ſpürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, Gründe findet, mit der Verſchiedenheit der Stände, und der Unterordnung derſelben unter einander zu- frieden zu ſeyn, — von welcher er in anderer Rückſicht ſo ſehr gedrückt wird, daß er zuweilen, ſelbſt mit Gefahr, die Sicherheit und bürgerliche Ordnung aufs Spiel zu ſetzen, wünſcht, ſie aufheben oder mildern zu können. Es giebt gewiſſe Vollkommen- heiten im Aeußern und Innern des Menſchen, (und unter dieſe gehört vorzüglich die Feinheit der Sitten im geſellſchaftlichen Umgange,) die ſchlechterdings nicht hätten aufkeimen können, wenn in der großen bürgerlichen Geſellſchaft nicht eine kleinere ſich her- vorgethan, ſich über den Reſt ihrer Mitbürger er- hoben, und eben durch dieſe Entfernung von den Uebrigen, und durch den ſich darauf gründenden Stolz, ſich feſter und inniger mit einander vereinigt hätte. Es giebt gewiſſe Vorzüge, die weder der induſtriöſe Bürger, noch der denkende Weiſe, we- der der Ackerbauer noch der Handelsmann je würden erlangt, je würden dem menſchlichen Geſchlechte mit- getheilt haben, wenn nicht ein reicher und geſchäft- loſer Adel entſtanden wäre; und wenn nicht die Für- ſten denſelben um ſich verſammelt hätten, um ihn aus- ſchließend an ihren Herrlichkeiten Theil nehmen zu

laſſen. Andere Vollkommenheiten der Menſchen haben durchaus müſſen in einem Feldlager und unter dem Geklirre der Waffen ihren Urſprung nehmen. Die Behendigkeit, die ſtrenge Ordnung, die Abhärtung des Körpers, die ceremonieloſe Vertraulichkeit und Offenheit, der Muth und mit demſelben das freymüthige Weſen, haben ſchlechterdings ihren erſten Sitz bey denjenigen gehabt, welche, ſich zu wehren, oder andere anzugreifen, beyſammen waren. Es iſt weit gefehlt, daß dieſe beyden Stände die einzigen wären, welche durch ihre äußere Lage die Cultur gewiſſer beſonderer Tugenden und Talente begünſtigten. Die Ordnung und Pünctlichkeit, die der Handelsmann, die anhaltende Arbeitſamkeit, die der Handwerker und Künſtler, und der ſpeculative Geiſt, den der Gelehrte in die menſchliche Geſellſchaft gleichſam eingeführt, oder in ihr bis zu einer muſterhaften Vollkommenheit gebracht hat, ſind noch weſentlichere Vorzüge, ob ſie gleich weniger Glanz haben, und bey unſerm jetzigen Gegenſtande weniger in Betrachtung kommen. So viel iſt klar, daß, ſo wie die Vertheilung der Arbeiten die Werke der Menſchen, durch die Einſchränkung ihres Fleißes auf einen einzigen Gegenſtand, vollkommner machte, ſo auch die mehr ins Große gehende Abſonderung der Stände überhaupt, die höhere

Ausbildung der perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen ſelbſt, in ſo fern befördert hat, als dadurch die Arbeiten deſſelben an ſeiner eignen Vervollkommnung, auf ähnliche Weiſe, gleichſam getheilt worden ſind.

Wird dieſes Hülfsmittel der erſten aufblühenden Cultur, auch auf jeder Stufe ihres Fortgangs, unentbehrlich bleiben? Werden dieſelben Vollkommenheiten, welche Anfangs nur durch eigne, ſich abſondernde, und auf eine beſtimmte Weiſe erzogne und lebende Menſchenclaſſen, gleichſam gefunden, oder doch nur durch ſolche geübt werden konnten, auch alsdann, wenn dieſe Vollkommenheiten da ſind, wenn ſie für ſchätzbar erkannt werden, wenn ſie andern Ständen ſich mitgetheilt haben und ein Gegenſtand der allgemeinen Nacheiferung geworden ſind, doch noch dieſer Abſonderung der Stände, dieſer Eigenheiten, und Vorurtheile der verſchiedenen Lebensarten oder Gewerbe bedürfen? Wird es ewig Kriege und einen ihnen gewidmeten Stand geben müſſen, damit die Menſchen nicht weichlich werden, damit ſie ihren Körper ausarbeiten, damit ſie ohne Zwang und ohne Umſtändlichkeit mit einander umgehen lernen? Wird es immer der eingebildete Unterſchied der Geburt ſeyn müſſen, welcher gewiſſen Menſchen frühzeitig das Gefühl der Würde giebt, wodurch ſie des edlen Anſtandes fähig werden? Wird nicht der-

einſt die allgemeine Menſchenvernunft ſich gleichſam in Beſitz aller der Vortheile ſetzen können, welche zuvor bey einzelnen Claſſen des menſchlichen Geſchlechts ſich zufällig eingefunden hatten; ſo daß ſich dann, auf einem andern Wege, von allen wird erlangen laſſen, was bisher unter den Inconvenienzen ſolcher oft feindſeligen Abſonderungen, nur von wenigen erlangt worden war? Ueber alle dieſe Fragen iſt, für jetzt wenigſtens, der Philoſoph noch nicht aufgeklärt genug, um eine Weiſſagung zu wagen. Aber ſo viel ſieht er ein, daß eine ſtürmiſche Umwälzung, durch welche alle dieſe Gränzlinien der Stände vermiſcht, alle Schlagbäume über den Haufen geworfen würden, außerdem, daß die Möglichkeit ihres Erfolgs noch zweifelhaft iſt, auch für jetzt noch nichts Gutes thun könnte. Die Einſicht von dem, was wahrhaſt groß, gut, anſtändig und edel iſt, iſt weder ſo allgemein verbreitet, noch bey denen, die ſich ihrer in einigem Grade rühmen können, ſo geläutert und feſt, daß ſie allein ſchon den Menſchen, an Körper und Geiſt, zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erheben könnte. Es muß bey den Meiſten noch die Erziehung des Zwanges und der äußern Umſtände die Stelle der Einſicht vertreten; was dem Menſchen an Bildung des Geiſtes fehlt, muß blinde Nachahmung und mechaniſche Uebung

erſetzen. Jede Art von Tugenden muß noch gleichſam unter dem Schutze gewiſſer Leidenſchaften und Vorurtheile cultivirt werden; jede muß ihren eignen Cirkel haben, wo ſie gleichſam zu Hauſe iſt, und durch Umſtände und Meinungen unterſtützt wird, indeß vielleicht eben daſelbſt andere Tugenden etwas vernachläßiget werden. So iſt es vorzüglich in Abſicht der Artigkeit. Wäre es möglich einer Nation in allen ihren Ständen den wahren natürlichen Anſtand, diejenige Würde in ihrem Aeußern zu geben, welche die Natur des Menſchen an ſich trägt, wenn ſie unverdorben iſt, frey wirkt und ſich hinlänglich entwickelt hat, — die Würde, welche dem verſtändigen und wohlwollenden Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und der Geburt, eigen iſt: ſo würde es ſich freylich in dieſer Nation am beſten leben laſſen, und das Schauſpiel ihrer Sitten und ihres Umgangs würde das reizendſte ſeyn. Aber ſo lange dieß nicht ſtatt findet, ſo lange iſt es, für das Ganze dieſer Nation, vortheilhaft, daß ein Theil derſelben noch eine andre, eingebildete Würde beſitze, und durch den Stolz auf dieſe, in ſeinen eignen Augen erhoben werde; daß dieſer Theil der Nation unter ſich zuſammenhänge und ſeinen Gliedern gegen einander eine Achtung einflöße, welche ſie den übrigen Menſchen nicht ſchuldig zu ſeyn glauben. Die Muſter,

welche dieſe Claſſe alsdann von feiner und guter Lebensart aufſtellt, werden für uns andere Menſchenkinder wenigſtens Gegenſtände der Betrachtung; und wenn uns der Himmel an der Stelle der Ahnen einen denkenden Geiſt und den Trieb nach Vollkommenheit gegeben hat, ſo forſchen wir nach den Urſachen des beſſern Anſtandes, den wir an ihnen ſehen, und der Mängel, die uns ſelbſt ankleben, und ſtreben darnach, das, was in der Lebensart der vornehmen Welt wahrhaft gut iſt, uns zu eigen zu machen.

Ich geſtehe es indeß, ich ſehe, — vielleicht in den Aufwallungen eines Enthuſiasmus, der die Vernunft und die Erfahrung in ſeinen Ahndungen überfliegt, der aber gewiß nur aus Empfindungen eines menſchenfreundlichen Herzens ſtammt, — den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adligen Sitten und bürgerlichem Air unter uns weit weniger, als jetzt noch, die Rede ſeyn wird; und wo dergleichen Schilderungen als die, welche Rochefoucault durch wenige Striche angegeben hat, und die ich auszuführen verſucht habe, nur als hiſtoriſche Denkmäler eines ehemaligen Zuſtandes der Dinge, nicht als moraliſche Aufklärungen ihrer unveränder-

lichen Natur, werden intereſſiren können. — Die Etiquette der Höfe, die willkührlichen Anordnungen des ihnen eignen Wohlſtandes, die ehedem ſo weitläuftig und verwickelt waren, daß, ſo wie ihr Studium dem Weltmanne einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit raubte, ſo die Kenntniß derſelben ihn natürlicher Weiſe von ſeinen damit unbekannten Mitbürgern weit abſonderte, — ſind allenthalben einfacher und eben dadurch der cultivirten Vernunft aller, auch von den Höfen entfernt lebender Menſchen zugänglicher geworden. Man kann hoffen, daß durch einen fernern Fortgang des Lichts, und eine fortgeſetzte Uebung des geſelligen Umgangs in den höhern Claſſen, die Lebensart, welche man als die vornehme anſieht, immer mehr von den Feſſeln willkührlicher Regeln befreyet, dem weſentlichen Wohlſtande der menſchlichen Natur, dem, welcher in dem beſten Ausdrucke ihrer Vollkommenheiten, und in der beſten Erfüllung der geſelligen Pflichten liegt, noch näher gebracht werden wird. Dann wird es jedem Menſchen, in welchem Stande er auch gebohren ſey, wenn ihn ſeine Lage nur nicht verhindert, ſeinen Verſtand aufzuklären, und ſein Herz zu veredeln, mehr noch als jetzt möglich ſeyn, jene Lebensart durch ſich ſelbſt zu lernen, und, ver-

mittelſt ſeines Nachdenkens und ſeiner moraliſchen Uebungen, den geſellſchaftlichen Ton ſich eigen zu machen, der auch in den höchſten Kreiſen für den guten erkannt werden muß.

Auf der andern Seite wird eben dieſer geſellſchaftliche Ton, und der damit zuſammenhängende Anſtand, bey der guten Bürgerclaſſe, augenſcheinlich vollkommner. Gelehrſamkeit vereiniget ſich immer mehr und mehr mit Geſchmack; und wo beyde vereiniget ſind, führen ſie unfehlbar den Menſchen zur Geſelligkeit. Indem die wiſſenſchaftlichen Begriffe alle Tage mehr aufgehellt, und auf eine deutlichere Weiſe ausgedrückt werden, erhalten alle Claſſen, welche leſen können, den Zugang zu den Vortheilen, welche die Fortſchritte der Wiſſenſchaften den Gelehrten gewähren. Schon ſind in Deutſchland viele Perſonen ohne einen adligen Nahmen, die mit Ehren in jeder Geſellſchaft auftreten könnten; und die, wenn ſie demohnerachtet von den Höfen und den höhern Kreiſen ausgeſchloſſen bleiben, mehr die Vorurtheile ihrer Mitbürger anzuklagen, als ſich ihre Unfähigkeit vorzuwerfen haben. Die Anzahl ſolcher Perſonen wird ſich wahrſcheinlich mit jeder Generation vermehren. Ich rechne

darauf, daß die noch mehr zur Vollkommenheit gebrachte Erziehungskunſt, neue Mittel ausfindig machen wird, die ſchädlichen Einwirkungen der arbeitſamen und ſitzenden Lebensarten auf den menſchlichen Körper, deſſen Geſtalt und den freyen Gebrauch ſeiner Glieder zu vermindern. Schon jetzt werden die Leibesübungen unter den Söhnen wohlhabender Bürgerfamilien, die ſich den Studien widmen, weniger, als ehedem, vernachläßiget. Vielleicht werden derſelben noch ſchicklichere erfunden; vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geiſtigen noch allgemeiner und genauer vereinigt; vielleicht erſparen auch beſſere Methoden des Unterrichts, richtigere Unterſcheidung des Weſentlichen und Nützlichen in den Wiſſenſchaften und Künſten von dem Zufälligen und Entbehrlichen, unſern Kindern viele der Stunden, die wir, gekrümmt über den Büchern, zum Schaden unſerer Geſundheit, und zur Entſtellung unſers Aeußern zubrachten, ohne etwas erhebliches zu lernen, und erlauben ihnen die Vollkommenheiten des artigen Mannes, und die Fertigkeiten des Meiſters in ihrer Profeſſion zugleich zu erlangen. Wenn mit dieſer Berichtigung der Principien des Wohlſtandes in der höchſten, und der Verbeſſerung der Erziehung in allen Claſſen, auch

dieß

dieß verbunden wäre, daß der Geringe immer mehr ſeine Würde, die ihm als vernünftigen Menſchen zukömmt, anerkennte, und der Große den Stolz, den er bloß auf die willkührlichen Unterſchiede des Ranges gründet, um des Bewußtſeyns beſſerer Vorzüge willen, immer mehr fahren ließe; daß jener ſich in ſeiner eignen Meinung etwas emporhübe, und dieſer ſich, freywillig und gern, in die Gleichheit mit ſeinen Mitbürgern zurückſetzte; wenn von der einen Seite richtige Einſichten, und mit denſelben zuſammenhängende Grundſätze der Aufführung allgemeiner ausgebreitet wären, von der andern Seite, der Beſitz dieſer Einſichten und die Befolgung dieſer Grundſätze, den wahren Maßſtab des Werths der Menſchen, und, — ſo weit dieſelben im Umgange ſichtbar werden, — den Grund ausmachte, nach welchem ſie ſich zuſammengeſellen, oder von einander abſondern: dann würde der Abſtand zwiſchen dem geſitteten Bürger und dem Hofmanne, zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener würde durch ſeine Sitten keine Geſellſchaft verunſtalten, und zu allen, die ihn bilden können, Zutritt finden; dieſer würde nicht mehr durch die Miene des Stolzes ſeinen edlen Anſtand verderben; und die Welt, in de-

ren Kenntniß er ſein eigentliches Verdienſt ſetzt, würde ſich für ihn erweitern. Dann würde der Militärſtand, den Rochefoucault, nicht ohne Urſache, in dem bisherigen Zuſtande der Dinge, als ein unentbehrliches Mittelglied zwiſchen den Ständen, in Abſicht ihrer Sitten, anſah, — das, ſo wie es durch ſeine weit ausgebreiteten Zweige, an die höchſte und die niedrigſte Claſſe der Geſellſchaft gränzte, auch der beſte Uebergang vom Gemeinen zum Edlen im Betragen wäre, — zwar als Schule der Freymüthigkeit weniger nothwendig werden, aber ſelbſt zu einer höhern Sittlichkeit gelangen, indem er zugleich in eine größere Gleichheit mit ſeinen friedlich beſchäftigten Mitbürgern zurückträte.

Bis dieſe glückliche Epoche eintritt, wird das, was der Geiſt der Zeit bey den ganzen Ständen bewirken ſoll, die Vernunft nur bey einzelnen Individuen bewirken können. Der große Haufe in jedem wird immer unter der Herrſchaft der Gewohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge erlangen, und ſchwerlich von denjenigen Fehlern frey ſeyn, wozu er gleichſam ohne ſein Wiſſen und Willen, bloß durch den Einfluß der Umſtände, gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem klärern Bewußtſeyn

ihrer ſelbſt, und ihrer Verhältniſſe in der Welt leben, und mit einer höhern Geiſtesfreyheit begabt ſind, um unabhängig von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt ſchon vermögend ſeyn, die eignen Vollkommenheiten mehrerer Stände in ſich zu vereinigen, ohne aus dem ihrigen herauszutreten.

Wer im Mittelpuncte ſteht, und aus ihm die menſchliche Geſellſchaft und ihre verſchiednen Abtheilungen überſchaut, der allein ſieht die Abſtände derſelben, — und berechnet die Abſtufungen ihrer Höhen, richtig. Und in eben dieſer Mitte, wo man von den Eigenheiten und Launen der verſchiednen Stände gleich weit entfernt, die charakteriſtiſchen Züge der Menſchheit, die ſich in ihnen einzeln ausgebildet haben, durch Vernunft und vorſätzliche Uebung aufſammelt und zu einem Ganzen verbindet, iſt es nur allein möglich zu einer hohen Vortreflichkeit, im Innern oder Aeußern, zu gelangen.

Wir mögen die Hofſitten, oder das bürgerliche Air haben; es mag der militäriſche oder der Kaufmanns-Geiſt in unſrer Aufführung herrſchen: ſo ſind wir immer nur einſeitig ausgebildete,

eingeſchränkte, alſo unvollkommene Menſchen. Der wahrhaft große Mann iſt eben ſo ſehr über ſeinen eignen Stand, und wenn er der höchſte wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieſer Höhe die Tugenden von allen; deßwegen verachtet er keinen: er bemerkt die Fehler von allen; darum ſchätzt er ſeinen eignen nicht übermäßig. Er aber für ſein Theil ſtrebt nach den Vollkommenheiten des Menſchen, und nach den Verdienſten eines Weltbürgers.

IV.

Ueber
die Unentſchloſſenheit.

Es iſt die Behauptung eines weiſen Mannes, daß es für den Verſtand eines Menſchen ſehr viel bedeute, wenn man von ihm ſagen kann, daß er in ſeinen Reden, oder Schriften, ſich immer ſelbſt verſteht. Man kann auf gleiche Weiſe es für eine große Vollkommenheit des Charakters annehmen, wenn der Menſch, bey ſeinen Entwürfen und Unternehmungen, immer weiß, was er will.

Jenes iſt die Folge des Selbſtdenkens, beſonders wenn es mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen verbunden iſt. Der, welcher nie andern nachſpricht, und nur dasjenige ſagt, was er entweder ſelbſt erfahren, oder durch ſeine Erfahrungen beſtätiget hat, wählt nur, wenn er redet, zu Ideen, die er ſchon zuvor hatte, Ausdrücke, welche dieſelben andern klar machen ſollen. Es kann alſo niemahls fehlen, daß dieſe Ausdrücke, wenn ſie auch ihre Abſicht, ſeine Ideen in die Gemüther andrer überzutragen, nicht völlig erreichen, doch für ihn ſelbſt einen verſtändlichen Sinn haben. Kömmt nun

zu dieſer Thätigkeit des Geiſtes, welche die Ideen hervorbringt, die Helligkeit des Blicks, welche die Umriſſe derſelben wohl unterſcheidet: ſo wird es dem Menſchen, bey der Mittheilung ſeiner Gedanken, unmöglich, andre Wörter zu gebrauchen, und andre Redensarten zuſammenzuſetzen, als deren Bedeutung ihm mit eben der Klarheit und Beſtimmtheit vorſchwebt, zu welcher er bey ſeinem einſamen Nachdenken gewöhnt iſt.

Das zweyte, zu wiſſen was man will, iſt das Werk der Entſchloſſenheit. Es giebt einen unbeſtimmten und ſchwankenden Zuſtand des Willens, in welchem dem Menſchen eben ſo leicht verborgen bleibt, auf welcher Seite ſeiner, mit einander ſtreitenden, Neigungen das Uebergewicht ſey, als es, bey dunkeln und unbeſtimmten Vorſtellungen im Verſtande, ihm ſchwer fällt, das Uebergewicht der Gründe unter widerſprechenden Meinungen zu entdecken. In dieſem Zuſtande iſt entweder die Activität des Menſchen vernichtet, ſo wie die Action jeder Kraft aufgehoben wird, wenn ſie zugleich nach entgegengeſetzten Richtungen Antriebe bekömmt: oder, wenn er deſſen ungeachtet Schritte thut, die irgend eine Begierde und eine Willensmeinung verrathen, ſo ſind es nur unordentliche, abgebrochne, und im Kreiſe umlaufende Bewegun-

gen, weil die Neigungen, welche die Triebfedern dazu abgeben, ſchnell mit einander abwechſeln.

Der Gemüthszuſtand des Entſchloſſenen iſt der entgegenſtehende von dieſem. Er hat ein beſtimmtes Ziel vor ſich, und er weiß den Weg, welcher dazu führet; oder er glaubt wenigſtens feſt genug ihn zu wiſſen, um getroſt denſelben zu betreten. Er irrt ſich vielleicht: ſeine Maßregeln mögen mit den Gegenſtänden, wonach er ſtrebt, und mit denen, welche zu jener Erreichung mitwirken ſollen, nicht in völliger Uebereinſtimmung ſtehn. Dann warten ſeiner unfehlbar Fehlſchlagungen. Aber während der Zeit ſelbſt, da er mit dem Unternehmen beſchäftigt iſt, herrſcht doch Ruhe in ſeinem Innern; zwiſchen ſeinen Handlungen ſelbſt iſt demohnerachtet Conſequenz: er geht mit der ihm möglichen Beſonnenheit zu Werke, und arbeitet mit ungetheilter Kraft, geſetzt auch, daß dieſe ſeine Einſicht und dieſe Kraft nicht hinreichen ſollten, ihm einen glücklichen Ausgang zu verſichern.

Es giebt eine Entſchloſſenheit, die ſich über das ganze Leben des Menſchen erſtreckt, und den ganzen Charakter deſſelben veredelt: das iſt die, welche aus einem, für das ganze Leben, gemachten richtigen Plane entſteht. Sie ſetzt voraus, daß der Menſch das große Ziel ſeines

Daſeyns, in der Vervollkommnung ſeines Gei⸗ſtes kennen gelernt, und demſelben die einzelnen Unternehmungen und Abſichten ſeines öffentlichen und Privatlebens untergeordnet habe. Der wahr⸗haft und gleichförmig feſte Mann kann nur der ſeyn, welcher nach überdachten und zuſammenhän⸗genden Grundſätzen handelt. Aber Grundſätze finden, im eigentlichen Verſtande, nur bey der Sitt⸗lichkeit ſtatt. Alle Ideen, welche ſich auf äußere Vortheile beziehn, ſind veränderlich und ſchwan⸗kend, wie die Umſtände, aus denen dieſe Vortheile entſtehn. Nichts iſt in den Vorſtellungen des Menſchen ganz unveränderlich, als die Geſetze der Tugend, und die Regeln, nach welchen er denkt. Je⸗des andere Intereſſe, ſo wie jedes Vergnügen, welches er an den Gegenſtänden der Sinne, oder den Befriedigungen der Habſucht und des Ehr⸗geitzes findet, wechſelt mit den verſchiednen Stu⸗fen des Alters, mit der veränderten Leibesbeſchaf⸗fenheit, mit dem Uebergange aus einem Orte, ei⸗ner Lage, einer geſellſchaftlichen Verbindung in die andre. Nur das einzige Intereſſe, welches der verſtändige Menſch darin findet, ſeine Ideen zu berichtigen und zu erweitern, — nur das Ver⸗gnügen, welches der tugendhafte Mann in der zu⸗nehmenden Gewalt ſeiner Vernunft über ſeine Lei⸗

denſchaften, und der zunehmenden Fertigkeit zur Beobachtung ſittlicher Grundſätze findet: nur dieſes verläßt den Menſchen in keinem Alter, keinem Stande, bey keinem Wechſel ſeines Temperaments oder ſeines Glücks; es hängt an ſeiner Natur, nicht an den Umſtänden, und zeigt ihm, unter jedem Geſichtspuncte, immer ein hohes Ziel für ſeine Beſtrebungen, ſo wie es ihm, in jeder Stimmung ſeines Gemüths, einen ſichern Genuß gewährt. Nur derjenige Menſch weiß recht, was er will, deſſen ſämmtliche Entſchlüſſe auf dieſe beyden Endpuncte zuſammenlaufen: denn nur er kennt ein Gut, das über alle übrigen den Vorzug hat, und das immer von unveränderlichem Werthe bleibt. Indem er aber auf dieſe Weiſe, unter den beſondern Geſchäften, mit welchen er ſeine Tage ausfüllt, und den mannichfachen Unternehmungen, durch welche er nähere Endzwecke verfolgt, einen Zuſammenhang geſtiftet, und ihre Beziehung auf einen letzten Zweck bey ſich feſtgeſetzt hat, wird es ihm auch natürlicher Weiſe bey jenen leichter, die Wahlen, welche zum Entſchluſſe nöthig ſind, zu treffen.

Von dieſer erhabnen Art der Entſchloſſenheit, welche in der Feſtigkeit des ganzen Charakters beſteht, und die dem Manne bewährter und auf

Grundſätzen gebauter Tugend allein zugehört, iſt diejenige Eigenſchaft, von welcher hier geredet wird, noch unterſchieden. Dieſe iſt oft als ein Zweig von jenem edlen Stamme, oder als eine beſondre Anwendung jenes Princips anzuſehn. Sie entſteht aber zuweilen auch aus andern Quellen; ſie kann ſich bey unerlaubten Handlungen ſowohl, als bey rechtmäßigen Unternehmungen zeigen: und ob ſie gleich an ſich eine große Vollkommenheit, und ein Mittel zur Beförderung aller andern iſt, ſo ſteht ſie doch, mit der Sittlichkeit des Charakters überhaupt, in keinem ſo nahen Zuſammenhange. Entſchloſſenheit in dieſem Sinne iſt, wie jedermann weiß, die zwiefache Fertigkeit, ſich ſchnell zu entſchließen, und feſt bey einem gefaßten Entſchluſſe zu beharren. Beyde Fertigkeiten haben eine natürliche Verbindung, wenn jene Geſchwindigkeit und dieſe Beharrlichkeit aus ächten Quellen entſteht: ſie ſind nur dann getrennt, wenn ſich in die erſtre Uebereilung, oder Hitze, in die andre Eigenſinn einmiſcht. — Der entgegenſtehende Fehler der Unentſchloſſenheit zerfällt auf gleiche Weiſe in die beyden Beſtandtheile, des Zauderns beym Entſchließen und der Wankelmuth bey der Ausführung.

Wenn in der Kette von Urſachen und Wirkungen, die von den freyen Handlungen des Menſchen

ausgeht, ſein Wollen das erſte Glied iſt: ſo muß nothwendig, wenn dieſer Wille ſtark und feſt iſt, die in der ganzen Reihe hervorgebrachte Veränderung größer, und der Erfolg gewiſſer ſeyn. Die Entſchloſſenheit aber, in dem zuletzt angezeigten Sinne, iſt nichts anders als ein ſtarker und dauerhafter Wille. Durch ſie vereinigt ſich die Kraft des Menſchen auf einen Punct, und wird in gleicher Richtung, durch beträchtliche Zeiträume, thätig erhalten. Was iſt anders zu erwarten, als daß ſie auf dieſe Weiſe am meiſten ausrichten wird?

Entſchloſſenheit iſt die Tapferkeit des Geiſtes, ſo wie das Wort Bravur diejenige anzeiget, welche vom Körper und vom Temperament abhängt. Von dem Anblicke der Gefahr nicht erſchüttert zu werden, iſt oft nur das Werk ſtarker Nerven oder eines feurigen Blutes. Aber in der Gefahr kluge Maßregeln faſſen und mit Ruhe ausführen zu können: dazu gehört eine Ueberlegenheit des Verſtandes über die Eindrücke der Sinnlichkeit, und die Herrſchaft der eignen freyen Entſchlüſſe über die Bewegungen des Inſtincts; dazu iſt eine höhere Kraft des Nachdenkens, und eine größere Stärke des Willens erforderlich. Und nun dieſe kaltblütige Ueberlegung mitten in dem Tumulte, und dieſe ſtandhafte Anhänglichkeit an die gezognen

Schlüſſe, mitten unter den Erſchütterungen, welche in einer gefahrvollen Lage unausbleiblich ſind: dieß iſt es eben, was wir mit dem Worte Entſchloſſenheit bezeichnen, wenn wir dadurch die Tugend eines Helden ausdrücken wollen.

Wenn nun, bey allen wichtigen Handlungen der Menſchen, die Furcht vor der Gefahr ſich immer mit zu den Leidenſchaften geſellt, welche die Klugheit der Maßregeln und die Geſchicklichkeit der Ausführung erſchweren; — wenn ein gewiſſer Muth bey allen nöthig iſt: ſo wird auch diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche dem ſchädlichen Einfluſſe der Furcht auf Vernunft und Freyheit entgegenarbeitet, und mit dem Muthe, bald als Urſache und bald als Wirkung, in der genaueſten Verbindung ſteht, dem Menſchen in jeder Lage, zu Erfüllung ſeiner Pflichten und zu Erreichung ſeiner Abſichten, Beyſtand leiſten.

Die Unentſchloſſenheit iſt dem Privatmanne, und dem, welcher öffentlichen Geſchäften vorſteht, gleich ſchädlich: ſie verhindert eben ſo ſehr den, welcher ſein Glück zu machen ſucht, als den, welcher ſeinem Vergnügen nachgeht.

In den wichtigen Angelegenheiten des Lebens kömmt ſehr viel auf den Zeitpunct an, in welchem man etwas thut. Die Gelegenheiten warten nicht:

und der Unentſchloſſene iſt niemahls bereit, ſie zu ergreifen.

Da überdieß, nach unſrer Bemerkung, Unſchlüſſigkeit mit Wankelmuth verbunden iſt, ſo entſteht ein noch größeres Hinderniß für die glückliche Beendigung der Geſchäfte, aus der öftern Veränderung der Maßregeln, während des Laufs derſelben: indem ſelbſt ein ſchlechter Plan, ſtandhaft befolgt, eher die Erreichung der Abſicht hoffen läßt, als ein immer wiederhohlter Verſuch, einen beſſern zu finden.

Eine noch größere Feindinn aber iſt die Unentſchloſſenheit von dem Genuſſe des Lebens, als von der zweckmäßigen Geſchäftigkeit deſſelben.

Nicht zu wiſſen, was man thun ſoll; von zwey Begierden, oder zweyerley Anſichten der Gegenſtände, bey ſeiner Wahl unter ihnen, wechſelsweiſe hin und her gezogen zu werden: iſt ein qualvoller Zuſtand. Es iſt eine Bangigkeit, eine Beklemmung des Herzens dabey, die ſchlimmer iſt als Schmerz.

Große Unglücksfälle ſind im menſchlichen Leben ſelten. Krankheit, Kummer, Betrübniß dauern gewöhnlicher Weiſe nur eine Zeitlang. Aber eine ängſtliche Unentſchloſſenheit kann dem Menſchen alle ſeine Tage bitter machen.

Der Menſch iſt zum Handeln geboren. Sein Vergnügen beſteht darin, und ſein Glück hängt davon ab, daß er etwas *thue*. (*) Daß ſeine Geſchäfte Anwendungen ſeiner Geiſtes- oder Körperkraft ſind, erkennt jeder: aber ſind ſeine Ergötzungen nicht auch Arbeiten, — nur einer andern Art? Das ganze Leben eines Menſchen iſt, ſo lange er wacht, eine Reihe von Thätigkeiten. Was kann alſo wohl einen größern Einfluß auf ſeine Glückſeligkeit haben, als das, was ihn am Handeln hindert, oder

(*) Keine Nation hat das ſo gut eingeſehen, oder den Ausdruck davon ſo deutlich in ihre Sprache gelegt, als die Griechen. Das Wort, mit welchem ſie einen glücklichen, erwünſchten Zuſtand überhaupt bezeichnen, (εὐπράττειν) zeigt, nach ſeiner Zuſammenſetzung, eigentlich eine angenehme oder gelingende Thätigkeit an. Indem ſie zuerſt ſehr richtig, zwiſchen Handlungen, die etwas hervorbringen ſollen, und ſolchen, bey welchen die Thätigkeit ſelbſt Zweck iſt, in dem Gebrauche der beyden Wörter ποιεῖν und πράττειν, — (welchen unſere beyden Wörter *machen* und *thun* entſprechen,) — unterſchieden, haben ſie ſodann, mit gleicher philoſophiſchen Genauigkeit, um ein glückliches Leben auszudrücken, den Begriff des Guten (εὖ) mit dem Begriffe des Thuns (πράττειν) oder der Handlungen der letztern Gattung, verbunden.

oder was ihm das Handeln leicht macht? Unter jenen Hinderniſſen aber ſteht die Unentſchloſſenheit oben an, weil ſie unmittelbar die Wirkſamkeit des Geiſtes aufhält, und die Kräfte, welche er anwenden ſollte, irgend ein Ziel zu verfolgen, bey der Aufſuchung des Ziels und der Wahl der zu ihm führenden Wege, verzehrt.

Doch die Vorzüge jeder Tugend zeigen ſich dann von ſelbſt, wenn man ihre Natur kennen lernt. Die unſrige kann vielleicht am beſten unterſucht werden, wenn man den ihr entgegenſtehenden Fehler beobachtet, — weil in dem Charakter des Entſchloſſenen, der immer ruhig und gleichförmig iſt, ſich weniger mannigfaltiges unterſcheiden läßt, als in den abwechſelnden Stimmungen des Unentſchloſſenen.

Die Hauptfragen hierbey ſind, wie mich dünkt, folgende drey: 1) welche Urſachen und Folgen die Unentſchloſſenheit habe; 2) wodurch ſich ihre Natur auszeichne; und 3) was ſich für Hülfsmittel gegen dieſelben anwenden laſſen.

I.

Die Urſachen der Unentſchloſſenheit liegen zum Theile im Menſchen ſelbſt, zum Theile in den äußern Umſtänden deſſelben.

Die welche im Menſchen ſelbſt liegen, ſind entweder geiſtig oder körperlich. Die geiſtigen beſtehen entweder in Beſchaffenheiten des Verſtandes, oder in Anlagen des Charakters.

Unter den intellectuellen Urſachen der Unentſchloſſenheit iſt die erſte, und ohne Zweifel die am wenigſten zu hebende, der wirkliche Mangel von Einſicht, und die Schwäche der Denkkraft, wodurch dem Menſchen die Gründe, welche ſeinen Entſchluß beſtimmen ſollten, entweder gänzlich verborgen bleiben, oder ſich ihm in einem zu ſchwachen Lichte zeigen, um die Auswahl unter ihnen leicht zu machen.

Jeder Menſch iſt entſchloſſen in dem, was er vollkommen verſteht. Der Bauer iſt es, wie er ſeinen Pflug ſtellen, — und der Handwerker, wie er den Meißel oder den Hobel führen ſoll. Niemand, der in einer Gegend wohnt, und dieſelbe nach allen Richtungen oft durchreiſet, ſteht bey den Scheidewegen in derſelben ſtille.

Freylich iſt dieſe Folge, daß aus Wiſſenſchaft und Einſicht Entſchloſſenheit entſtehe, bey Gegenſtänden unausbleiblicher, die von der Kunſt des Menſchen durchaus abhängen. Aber auch bey denen, wo der Zufall mit dem Verſtande zugleich wirkt, giebt doch die vollkommenſte Bekanntſchaft

mit der Kunſt, welche man auszuüben, und mit dem Geſchäfte, welches man zu vollführen hat, die größte Zuverläßigkeit in der Berechnung der ungewiſſen Erfolge, und alſo die größte Zuverſicht zu den eignen Entwürfen. Wenn ein, des Kriegshandwerks unkundiger und von militäriſchen Talenten entblößter, Anführer an die Spitze einer Armee geſetzt wird: kann er anders als unentſchloſſen ſeyn, da er nicht weiß, was er eigentlich zu thun habe? Er muß es noch mehr ſeyn, wenn er ſeine Unfähigkeit fühlt, und die Wichtigkeit des ihm gemachten Auftrages dagegen hält.

In dieſer letztern Rückſicht iſt es vielleicht noch richtiger, zu ſagen, daß eine halbe Kenntniß der Sache, ein gewiſſer, aber dem Geſchäfte nicht angemeſſener, Grad von Verſtand, den Menſchen unentſchloſſener macht, als Unwiſſenheit und Dummheit. Mit dieſen beyden Eigenſchaften kann man zuweilen äußerſt dreiſt ſeyn, — ja, was noch mehr iſt, man kann ſogar, bey Unternehmungen, wobey es mehr auf Kraft als Geſchicklichkeit ankömmt, mit dieſer Dreiſtigkeit durchdringen. Aber wer gerade ſo viel Verſtand und Kenntniß zu einem Geſchäfte mit bringt, daß er die Schwierigkeiten deſſelben einſieht, und ſeine eigne Unfähigkeit bemerkt, wird es nie entſchloſſen betreiben, und wird

es höchſt ſelten glücklich zu Stande bringen. — Jene Kenntniß der Schwierigkeiten, je vollkommner ſie iſt, bringt deſto mehr von derjenigen Art des Anſtaunens (das admirari des Horaz) hervor, welches die Ueberlegung verhindert; und dieſes Bewußtſeyn des eignen Unvermögens iſt immer mit einer Furchtſamkeit verbunden, die dem Menſchen die Entſcheidung im kritiſchen Augenblicke erſchwert. Die Erfahrung des täglichen Lebens, und die Geſchichte der Staaten beſtätigen dieſe Bemerkung auf gleiche Weiſe. Die Welt hat mehrmahlen, ſehr ſchwache Leute, die aber ſich ihrer Schwäche gar nicht bewußt waren in den wichtigſten und gefahrvollſten Unternehmungen entſchloſſen ihre Partey nehmen, und ſie unerſchrocken ausführen geſehn. Sehr unwiſſende Feldherrn haben zuweilen Siege erfochten, und ſehr mittelmäßige Staatskundige haben wichtige Unterhandlungen zu Stande gebracht: — ohne Zweifel weil ſie vom Glücke begünſtiget waren, — aber gewiß auch, weil ſie dreiſt und auf eine gleichförmige Art dabey zu Werke gingen. Dahingegen wird man ſchwerlich finden, daß ein dem aufgetragnen Geſchäfte nicht gewachſener, dabey aber nachdenkender und behutſamer Mann, ſeine Rolle mit Muth und mit Glücke geſpielt habe.

Unter den verſchiedenen Schwächen des Verſtandes aber, welche zur Unentſchloſſenheit den Grund legen, iſt es zweytens der Mangel der Beurtheilungskraft, der dieſelbe am unfehlbarſten hervorbringt.

Beſchließen heißt beſtimmen, welche unter mehreren Parteyen, die zu ergreifen möglich ſind, die beſte ſey. Dazu gehört ohne Zweifel zuerſt, die verſchiedenen Möglichkeiten der Umſtände, welchen die Maßregeln angepaßt werden ſollen, zu wiſſen, und erfinderiſch in Entwürfen zu ſeyn, die unter jeder Vorausſetzung zu der Erreichung des Endzwecks dienen können. Dieß iſt die Sache des Verſtandes überhaupt, und der von dem Gegenſtande erworbnen Wiſſenſchaft. Aber dadurch ſind erſt die Gegenſtände, unter welchen gewählt werden ſoll, vorbereitet. Zur Wahl ſelbſt gehört noch eine zweyte Operation, durch welche dieſe Gegenſtände verglichen, und unter ihnen das Große vom Kleinen, das Scheinbare vom Wahren, das Gute vom Beſſern unterſchieden wird. Die Grade der Zweckmäßigkeit ſowohl, welche in den Mitteln ſelbſt liegt, als der Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, die von äußern Zufällen abhängt, müſſen berechnet werden, um zu finden, welche Totalſumme die größte ſey. Und dieß nun alles iſt das Eigenthüm-

liche der Urtheilskraft. Da ein Uebergewicht auf der einen Seite vorhanden ſeyn muß, wo ein Entſchluß ſtatt finden ſoll: ſo iſt es nicht genug, den Gegenſtand von mehrern Seiten kennen gelernt haben; es iſt auch noch diejenige beſondre Eigenſchaft der Denkkraft erforderlich, welche den verſchiedenen Werth der geſammelten Ideen mit Zuverläßigkeit angiebt.

Wer viele Ideen und mannigfaltige gute Einfälle, mit weniger Beurtheilungskraft, beſitzt, iſt unentſchloſſener, als der, welcher, bey einem engen Ideenkreiſe, eine verhältnißmäßige Kraft hat, ſeine Gedanken zu prüfen, und den richtigſten und beſten unter mehrern zu erkennen.

Hieraus ergiebt ſich noch eine dritte, in den Anlagen des Kopfs liegende, Urſache der Unentſchloſſenheit: dieſe iſt eine gewiſſe übergroße Feinheit und Subtilität des Verſtandes ſelbſt. Der Scharfſinn, welcher in die verborgenſten Winkel eines Gegenſtandes eindringt, und die Denkfertigkeit, welche ihn von allen Seiten beſchaut, machen, durch die große Anzahl der Ideen, die ſie zur Wahl vorlegen, den Menſchen noch unentſchloſſener, wenn nicht noch andre Naturgaben hinzukommen, wodurch eine Abſtufung der Ideen an Klarheit, Lebhaftigkeit oder Gewißheit bewirkt, und einer unter allen übrigen der Vorzug geſichert wird.

Man hat oft geſagt, daß die allzu grübelnden Köpfe zu Geſchäften untauglich ſind; daß die, welche zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Theorien vorzügliche Talente zeigen, ſich ſelten zu deren Ausführung brauchen laſſen. Eine der Urſachen dieſer Erfahrung liegt darinn, daß zur Praxis in jeder Kunſt Entſchloſſenheit nöthig iſt, die Speculation aber unentſchloſſen macht.

Diejenigen, welche gewöhnt ſind, ihren Gegenſtand bis auf ſeine feinſten Theile zu zergliedern, werden in den Gegenſtänden, worüber ſie ſich berathſchlagen, ſo viele den übrigen Menſchen unmerkliche Schwierigkeiten gewahr, daß ſie darüber den Muth und die Beſonnenheit verlieren, die zum Entſcheiden erfordert werden.

Die Dinge in der Welt haben ſehr mannigfaltige Seiten; und die Erfolge unſrer Handlungen entſtehen aus vielen gegen einander wirkenden Urſachen. Wer dieſe Seiten und dieſe Urſachen alle, große und kleine, durchdenken will, wird nicht nur durch dieſe Arbeit ſelbſt ſchon ſehr aufgehalten, ſondern erhält oft, zum Lohn derſelben, nur eine größre Ungewißheit über das, was ihm zu thun obliege, als diejenige war, die er beym erſten flüchtigen Ueberblicke der Sache hatte.

Täglich ſieht man daher eingeſchränkte, einer tiefen Meditation unfähige Köpfe, die aber von geradem, geſundem Verſtande ſind, entſchloſſen und ſtandhaft handeln, wo die feinern und geübtern Denker zaudern, oder hin und her wanken. Wer nur einen Weg vor ſich ſieht, geht denſelben getroſt: wer aber, mit ſchärferem Blicke begabt, mehrere, — zum Theil weniger betretene, — Fußſteige gewahr wird, verweilt länger, um ſich zu orientiren, und zweifelt vielleicht noch, auch wenn er ſchon auf einem fortwandert, ob er den rechten gewählt habe.

Das Gleichgewicht alſo zwiſchen derjenigen Fähigkeit, welche die Ideen aufſpürt und ausfündig macht, und der, welche ſie abwägt und ſchätzt, iſt die der Entſchloſſenheit günſtigſte Anlage der Gemüthskräfte. Sind beyde Fähigkeiten vorzüglich groß: ſo entſteht aus ihrer Harmonie der Mann von praktiſchem Genie, der, als Feldherr oder Staatsmann, unter den verwickelteſten Umſtänden ſchnell und ſicher ſeine Partey ergreifen, und Tauſenden, die er anführt, ſeinen Muth, und die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs einflößen kann. Sind beyde Gaben, die der Erfindung und die der Beurtheilung, nur in dem gewöhnlichen Grade vorhanden, aber doch eine der andern angemeſſen:

ſo nennen wir das, was daraus entſteht, einen richtigen Verſtand, oder esprit juſte, und erreicht zu, den Menſchen welcher ihn beſitzt, zu einem guten Regierer ſeines Hausweſens, und ſelbſt zu einem glücklichen Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, durch ſeine Entſchloſſenheit ſowohl als durch ſeine Klugheit, zu machen.

Wenn die Natur der gedachten Eigenſchaft, ohne welche alle andere Verſtandeskräfte den Menſchen, im Augenblicke der Anwendung, verlaſſen, ſo ſchwer zu erklären iſt: ſo liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß die Vergleichung zwiſchen mehreren Maßregeln ſich nicht durch eben ſo auseinander geſetzte Schlüſſe, und deutlich entwickelte Ideen anſtellen läßt, als die ſind, durch welche die Maßregeln ſelbſt gefunden wurden. In den meiſten Fällen des praktiſchen Lebens, wo Entſcheidung nöthig iſt, wird eine ausführliche Berathſchlagung durch das Dringende der Umſtände unmöglich. Die verſchiedenen Methoden des Verfahrens in jeder Angelegenheit können, ſo wie die Curarten der verſchiednen Krankheiten, ſchon im voraus und mit Muße, ſtudirt, — zum Theile wiſſenſchaftlich erlernt werden: aber die Beurtheilung, welche dieſer Methoden auf den gegenwärtigen Fall paſſe, muß, ſo wie die Auswahl, welche der prakti-

ſche Arzt am Krankenbette unter den ihm bekannten Heilmitteln macht, auf der Stelle, und faſt immer augenblicklich geſchehn. Geſetzt aber auch daß Zeit genug vorhanden iſt, und daß die Natur des Gegenſtandes es erlaubt, ausführliche Vergleichungen unter den zu ergreifen möglichen Parteyen anzuſtellen: ſo muß doch immer am Ende noch ein gewiſſer Ueberblick des Ganzen, noch — wenn ich ſo ſagen darf, — ein königliches Machtwort, unſrer oberſten Kraft hinzukommen, um die Debatten zu endigen, und den Schluß rechtskräftig zu machen. — Und dieß eben iſt die am wenigſten erklärbare Operation des Geiſtes; wozu das Talent, eben deßwegen, nicht als ein Erwerb der Kunſt und des Fleißes, ſondern als ein reines Geſchenk der Natur anzuſehen iſt.

Glücklich iſt ſchon derjenige Menſch, auf welchen die Dinge beſtimmte und nach Graden verſchiedne, — wenn auch nicht immer richtige — Eindrücke machen; der unter mehreren Vortheilen, die ſich ihm darbiethen, unter mehreren Vergnügungen, die ihn an ſich locken, immer einen Vortheil, ein Vergnügen, als überwiegend anziehend empfindet. Ihm wird dadurch, von der Natur ſelbſt, bey den meiſten Vorfällen des Lebens, die Bahn, welche er wandeln ſoll, beſtimmt

vorgezeichnet. Wenn er auch dabey irrt, ſo iſt er doch ruhig und feſt: und oft hilft ihm die Zuverſicht, mit welcher er zu Werke geht, daß er, auch bey unrecht gewählten Maßregeln, ans Ziel gelangt.

Aber noch glücklicher iſt der Mann, der, mit dieſer Beſtimmtheit ſeiner Urtheile, Richtigkeit verbindet.

Nichts iſt in unſern moraliſchen Wiſſenſchaften noch ſo unvollkommen als die Kenntniß der Größen. Was gut iſt, können wir, in vielen Fällen, nach deutlichen Begriffen entſcheiden: aber um wie viel ein Ding beſſer ſey, als das andre, dazu haben wir bisher noch keinen Maßſtab gefunden. Was nun der Wiſſenſchaft noch mangelt und wahrſcheinlich immer mangeln wird, das findet der Mann, von dem wir reden, in ſeiner Natur. Er kann die Grade des Guten unter den moraliſchen Gegenſtänden empfinden, ohne ſie mit Worten angeben zu können: — ſo wie ein geſchmackvolles Frauenzimmer, unter mehreren Schattirungen einer Farbe, die ſchönſte richtig herausfindet, ohne daß ſie im Stande iſt, ihre Wahl durch Gründe zu rechtfertigen.

Die zweyte Claſſe der geiſtigen Urſachen der Unentſchloſſenheit liegt in Anlagen des Charakters, das heißt, in Eigenthümlichkeiten des Begehrungsvermögens. Unter dieſen iſt die erſte, und ohne Zweifel, die wichtigſte, die Schwäche deſſelben.

Stark zu wollen iſt das Principium ſowohl des Muths, welcher unternimmt, als der Standhaftigkeit, welche aushält.

Dieſe Stärke iſt von der Feſtigkeit der Ueberzeugung noch unterſchieden. Perſonen, die alles wohl überlegt haben, aber ſchwach von Charakter ſind, wanken bey dem erſten dreiſten Widerſpruche, der ihnen von andern gemacht wird, wenn dieſe Andern auch unverſtändiger, als ſie ſelbſt ſind, und ihre Gründe auf keine Weiſe widerlegt haben. Noch mehr aber iſt jeder Widerſtand, den fremde Leidenſchaften oder fremde Macht ihnen entgegenſetzen, fähig ihre Vorſätze und Entwürfe abzuändern.

Dieſe Schwäche iſt mit der Feigheit verwandt: ſie ſtellt dem Menſchen alle, von der Partey, die er ergriffen hat, zu beſorgenden Uebel ſo groß vor, daß er geneigt wird ſie zu verlaſſen. Sobald er aber zu der entgegengeſetzten Partey übergegangen iſt, geht ſeine Furchtſamkeit mit über,

und vergrößert dort von neuem, in ſeinen Augen, die auch ihr anklebenden Ungemächlichkeiten und Gefahren ſo ſehr, daß bald eine gleiche Erſchütterung des zweyten Entſchluſſes erfolgt.

Es iſt begreiflich, daß dieſe Schwäche auf gleiche Weiſe, als ſie den gefaßten Entſchluß wankend macht, auch den zu faſſenden erſchwert. Jede Berathſchlagung geſchieht gewiſſermaßen dadurch, daß man ſich in die verſchiednen Lagen in Gedanken verſetzt, in welche man durch die Folge der Maßregeln, unter denen gewählt werden ſoll, zu gerathen glaubt. Und eben die Eindrücke, welche dieſe Lagen, wenn ſie gegenwärtig ſind, auf die Empfindung machen, die macht deren Vorausſehung auf die Einbildungskraft. Jeder Vorſchlag biethet ſich alſo dem Gemüthe zugleich mit der Vorſtellung des Widerſtandes und der Gefahren dar, die bey deſſen Annahme bevorſtehen werden. Und wenn der Charakter ſchwach iſt, ſo hat dieſe Idee des Unangenehmen und Gefahrvollen, eben das Uebergewicht über die übrigen Bewegungsgründe, um den Willen von der erſt zum Entſchluſſe reifenden Partey abzuziehn, welchen ſie, während der Ausführung ſelbſt, äußert, um uns dem Entwurfe, den wir ſchon zu befolgen angefangen hatten, wieder ungetreu zu machen.

Doch ſind verſchiedene Arten dieſer Schwäche zu unterſcheiden. Eine iſt die Schwäche der Trägheit, eine andre iſt die der Nachgiebigkeit, eine dritte iſt die der eigentlichen Furcht.

Der unthätige Menſch wankt zwiſchen den Entſchlüſſen, die er zu faſſen hat, hin und her, weil er immer den geheimen Wunſch hat, nichts zu thun, oder ſeine Ruhe beyzubehalten. Scheut er die Arbeit des Nachdenkens: ſo ſchiebt er die Berathſchlagung bis zu dem kritiſchen Zeitpuncte auf, wo er am wenigſten mit ihr zu Stande kommen kann. Fürchtet er die Mühe und Beſchwerde, welche ihm die Unternehmung ſelbſt, verurſachen wird: ſo wird ſeine Neigung für jede Art ſie auszuführen immer ſchwach bleiben, auch wenn hinlängliche Gründe den Vorzug derſelben entſchieden haben. Dieſe Gründe wirken bloß auf ſeinen Verſtand, ohne ſeinen Willen in eine lebhafte Bewegung zu ſetzen; und doch iſt es zuletzt dieſe Bewegung des Willens, von welcher Schnelligkeit im Anfange, und Feſtigkeit im Fortgange eines Geſchäftes abhängt. In der That ſind wir ſo gewöhnt Thätigkeit und Entſchloſſenheit mit einander verbunden zu glauben, daß, wenn wir an einem Menſchen den muntern Blick, den raſchen Gang,

und die lebhafte Pantomine der erſtern finden, wir auch von ihm den unternehmenden Geiſt und den ausdauernden Muth der letztern erwarten.

Der Nachgiebige iſt beſonders im Umgange mit andern Menſchen, ſchwach. Sein ſchwächerer Wille unterwirft ſich leicht einer dreiſten Behauptung, oder fügt ſich nach einer ſtärkern Leidenſchaft oder einer lebhaftern Begierde der Perſonen, mit welchen er zu thun hat. Indem er aber, auf dieſe Weiſe, jedesmahl in der Gewalt desjenigen iſt, welcher ihm ſeine Gedanken mittheilt, oder ſeine Geſinnungen einzuflößen ſucht, ſo wird er, wegen der Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungs- und Empfindungsarten, nach und nach, zu ganz verſchiednen Meinungen und Entwürfen hingezogen, und daher in ſeinen eignen Ueberzeugungen wankend, und in ſeinen Entſchlüſſen unbeſtändig. — Um deßwillen iſt der Stolze, wenn die übrigen Urſachen gleich ſind, entſchloſſener, als der Demüthige. Jener achtet andre Menſchen nicht hoch genug, um deren Urtheile viel bey ſich gelten zu laſſen: er wird alſo durch ihre Abweichung von den ſeinigen, in der Anhänglichkeit an ſeine erſten Ideen, nicht geſtört. Dieſer ſetzt ſich ſo tief unter ſeine Freunde, daß er geneigt iſt, einen Irthum bei ſeinen Maßregeln, oder ei-

nen Fehler in ſeinem Betragen zu vermuthen, ſo-
bald er andre vom Gegentheile ſeiner Meinung
überzeugt ſieht, oder ſie eine entgegenſtehende
Handlungsweiſe billigen hört. — Beydes ſind
Abwege: aber eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt,
und eine gemäßigte Schätzung der Einſichten an-
drer, — ein gewiſſer Grad von Selbſtſtändigkeit
in ſeinem Wollen, und eine gehörige Einſchrän-
kung der Gefälligkeit gegen Rathgeber und Freun-
de iſt dem Menſchen durchaus nothwendig, wenn
er fähig werden ſoll, in ſeinen Angelegenheiten
ſelbſt zu entſcheiden, und ſeine eignen Entwürfe
durchzuſetzen.

Der Furchtſame endlich nimmt vorzüglich
auf eigentliche Gefahren Rückſicht, und wird durch
Vorſtellungen von Uebeln, für die nur eine ent-
fernte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, in richtig
angeſtellten Ueberlegungen irre gemacht.

Natürlicher Weiſe überlegt man am längſten,
und entſchließt ſich am ſchwerſten, wo man von ei-
ner unrechten Wahl ſehr ſchlimme Folgen befürch-
tet. Wer alſo geneigt iſt künftige Uebel für groß
zu halten, und vor jeder auch unwahrſcheinlichen
Gefahr zittert, muß, bey wichtigen Entſchlüſſen,
faſt immer Anlaß zur Bangigkeit und alſo Urſache
zum Zaudern finden.

Wenige

Wenige Schritte laſſen ſich in den menſchlichen Angelegenheiten thun, die von allen Inconvenienzen frey wären. Bey allen Staats- oder Kriegsgeſchäften, — ſelbſt bey den vornehmſten Auftritten des Privatlebens, — iſt durchaus keine Partey zu ergreifen, bey der nicht gegen den glücklichen Erfolg noch Zweifel übrig blieben, und bey welcher nicht gewiſſe Gefahren drohten. Hier iſt alſo weder die Klugheit, welche ſich bewußt iſt, zweckmäßige Entwürfe machen zu können, noch die Geſchicklichkeit, welche der Menſch zur Ausführung derſelben hinzubringt, hinlänglich, ihm die letzte Entſcheidung leicht, und ihn in Verfolgung des einmahl gewählten Weges beſtändig zu machen. Es muß noch eine gewiſſe Herzhaftigkeit hinzukommen, die ihn auch über die gewiß zu beſorgenden Uebel hinwegſetze, und ihm die Folgen ſeiner Handlungen, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, als erträglich vorſtelle. Wer das Gute mit Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit ſuchen will, muß bereit ſeyn, auch Unfälle zu ertragen, oder er muß die im menſchlichen Leben nie aufhörende Möglichkeit derſelben vergeſſen. Das Temperament und die Hitze der Begierden muß ihm die Gefahren verbergen; oder die wahre Tapferkeit, welche aus Grund-

ſätzen der Sittlichkeit folgt, muß ihn in den Stand ſetzen, denſelben zu trotzen.

So wie Schwäche im Charakter den Menſchen unentſchloſſen macht: ſo iſt eine herrſchende Leidenſchaft, — die übermäßige und einſeitige Schätzung gewiſſer Güter, die übertriebne Empfindlichkeit gegen gewiſſe Uebel, — eben ſo fähig, bey allen Vorfällen, welche auf ſeinen Lieblingswunſch oder ſeinen herrſchenden Widerwillen Beziehung haben, die Beſtimmung ſeines Willens zu verzögern und die genommene Richtung deſſelben zu unterbrechen. Alle Gewißheit, die der Menſch haben kann, kömmt von der Vernunft her. Gründe müſſen entſcheiden, wenn er zu einem Schluſſe vielſeitiger Betrachtungen am geſchwindeſten gelangen ſoll; und an Urtheile des Verſtandes muß er ſich feſt halten, wenn er, durch ein langdauerndes und weitläuftiges Geſchäft, gleichförmige Maßregeln beybehalten ſoll. Sobald er demnach nur ſeinen Empfindungen und ſinnlichen Neigungen folgt: ſo iſt er auch ein Spiel der Zufälle. Jene ſind nicht nur zu mannigfaltig und zu veränderlich, als daß ſie ſich immer vereinigen, — ſondern ſie ſind auch zu veränderlich, als daß ſie dem Menſchen ſein Ziel lange unverrückt ließen. Der nachdenkende Verſtand überſieht das Ganze einer Un-

ternehmung, ſieht nur auf die Hauptmomente, und ſetzt kleine Motive bey Seite. Die Empfindung wird immer nur durch die Lage des Augenblicks beſtimmt; und die geringfügigſten Veränderungen können auf ſie Einfluß haben. Kein Wunder, daß der ſinnliche Menſch der wankelmüthige, der kältere Vernunftmenſch der ſtandhafte iſt.

Die Herzhaftigkeit, ſagte ich zuvor, ſey zur Entſchloſſenheit nöthig: aber die wahre Herzhaftigkeit des Geiſtes kann nur aus der Oberherrſchaft der Vernunft entſtehn.

Der Ehrgeizige wird unentſchloſſen, ſobald ſein Anſehn unter den Menſchen auf dem Spiele ſteht; der Geizige iſt zaudernd und muthlos, bey allen Unternehmungen, bey denen er ſein Geld wagen ſoll; ein leckerhafter Gaumen kann ſich nicht entſchließen, wenn er unter mehrern gut zubereiteten Schüſſeln zu wählen hat. Jeder Menſch wird bedenklich und wankelmüthig, wenn er, zu Folge der ihn beherrſchenden Leidenſchaft, bey unrichtiger Wahl viel zu verlieren fürchtet.

Nur der, welcher weder die Ehre, noch das Geld, noch eine angenehme Kitzelung der Sinne über alles ſchätzt; und ſelbſt den Schmerz und das Unangenehme nicht über alles ſcheut, kann ſein Gemüth immer ruhig genug erhalten, um das

Uebergewicht vernünftiger Gründe deutlich und gleichförmig gewahr zu werden.

Ich gehe zu den körperlichen Urſachen der Unentſchloſſenheit fort.

Dieſe ſind, wie man leicht einſieht, im Allgemeinen, alle diejenigen Diſpoſitionen des Körpers, welche mit den bisher entwickelten Charakterzügen des Geiſtes zuſammenhängen, und zur Entſtehung oder Befeſtigung derſelben mitwirken. Die Erfahrung lehrt, daß eine gewiſſe Beſchaffenheit der feſten, und eine gewiſſe Miſchung der flüſſigen Theile auf das Gemüth ähnliche Eindrücke machen, und in ihm ähnliche Veränderungen hervorbringen, als man gewöhnlich nur von Ideen oder von moraliſchen Triebfedern erwartet. Wenn dieſe Eindrücke gleichförmig ſind, und dieſe Veränderungen oft wiederhohlt werden: ſo kann daraus zuletzt eine dauerhafte Stimmung der Seele entſtehn. Inſofern nun diejenigen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche zur Unentſchloſſenheit oder zu der gegenſeitigen Tugend führen, von dieſem allgemeinen Einfluſſe des Körpers auf den Geiſt nicht ausgenommen ſind: inſofern wird auch das Tem-

perament mit zu den Urſachen, die wir hier aufſuchen, gezählt werden müſſen.

Und in der That: ſind nicht, Schnelligkeit in den Begriffen, Thätigkeit, und Muth, — drey Sachen, die, nach den obigen Bemerkungen, entſchloſſen machen, — von dem Zuſtande der Organe und der Säfte, mehr noch, als viele andere Eigenſchaften des Geiſtes, abhängig? Wer kann daran zweifeln, daß der Mann von feſtem Knochenbau, harmoniſch geſpannten Fibern, einem lebhaften Umlaufe des Blutes, der Mann, — aus deſſen Blute ſich die Lebensgeiſter im Ueberfluſſe abſondern, und alle Werkzeuge des Denkens und der Bewegung anfüllen, — vor dem ſchwächlichen Menſchen, der ihn vielleicht an Feinheit des Denkens, und an Empfindſamkeit übertrifft, die Geſchwindigkeit und die Stärke in allen Operationen des Geiſtes, und vornehmlich in den Aeußerungen des Willens, voraus habe? Schon die bloße Beweglichkeit der Glieder macht den Menſchen zu Unternehmungen entſchloſſener, zu welchen Bewegung gehört: — und wenn der Körper über einer fortgeſetzten Anſtrengung weniger ermüdet, wird auch das Gemüth in der Verfolgung ſeiner Pläne ſtandhafter. Unbehülflichkeit des Körpers hingegen er-

ſchwert dem Menſchen den Entſchluß zum Handeln, und das eintretende Gefühl der Ermattung, bringt ihn leicht wieder davon ab.

Aber auch noch auf andre Arten kann Kränklichkeit, und beſonders Nervenſchwäche, Urſache der Unentſchloſſenheit werden. Der Kränkliche erfährt ſo oft unangenehme Folgen von dem, was dem Geſunden entweder Vergnügen macht, oder ganz ohne Wirkung auf ihn iſt: daß er natürlicher Weiſe bedenklicher, als dieſer, wird, ſo oft er etwas vornehmen ſoll, was einen Einfluß auf ſeinen Körper hat. Und wie viele Handlungen ſind ohne dieſen Einfluß? Ohne Veränderungen des Aufenthalts, der Lebensart, der Luft, der Speiſen, und ohne Unterbrechung der täglichen Gewohnheiten können wenig wichtige Sachen im menſchlichen Leben geſchehn: und ſelbſt die Beſorgung der unentbehrlichen Geſchäfte, und der Genuß des Umganges bringt den Menſchen aus ſeiner Lage. Dieſe Veränderungen ſind für den Geſunden etwas unbedeutendes, und kommen, wenn er ſich entſchließt, gar nicht mit in Rechnung: für den Nervenſchwachen ſind ſie ſehr wichtig, und machen alle ſeine Berathſchlagungen ſchwerer und verwickelter.

Ueberdieß macht anhaltendes Leiden, oder langdaurende Ohnmacht des Körpers den Geiſt immer etwas ſchwächer, und das Gemüth furchtſamer, als beyde nach ihren natürlichen Anlagen waren.

Man kann aber endlich bey gewiſſen Menſchen eine, der Unentſchloſſenheit noch genauer entſprechende, Stimmung des Körpers bemerken, die dann ſehr begreiflich auch die Urſache derſelben wird.

Es giebt Menſchen, die in der Spannung ihrer Nerven, und in dem Umlauf ihrer Säfte eine eigenthümliche Veränderlichkeit haben, — in deren dem Gehirn zuſtrömenden Lebensgeiſtern Fluth und Ebbe beſtändig abwechſeln, und die, ſchnell und öfters, von dem Gefühle der Stärke zu dem der Ermattung, von einem Zuſtande des Wohlbefindens zu dem einer durchgängigen Unbehaglichkeit übergehn. Dieſe Unbeſtändigkeit, in den animaliſchen Zuſtänden und Bewegungen, bringt eine ähnliche Veränderlichkeit, in den Vorſtellungen und Neigungen, hervor. Einem Menſchen dieſer Art wird nach kurzer Zeit dunkel, was ihm zuvor klar war, und ungewiß, was ihm zuvor einleuchtete; er faßt einen Widerwillen gegen eben die Sache, welche er mit Heftigkeit geliebt hatte, —

will das eine Mahl Ruhe, und das andre Mahl Arbeit und Zerſtreuung, — iſt bald zu den kühnſten Entſchließungen fähig, und bald bey der Vorausſehung der kleinſten Unannehmlichkeit muthlos.

Dieſe ſchnellen und unerklärlichen Uebergänge des Gemüths, von einer Meinung oder Neigung, — und ſelbſt von einem Aeußerſten zum andern, haben gemeiniglich ihren Urſprung im Körper, und werden eben deßwegen Launen genannt. Bey ihnen vereinigt ſich oft Steifſinn mit Veränderlichkeit. Ein Menſch, der denſelben unterworfen iſt, faßt zwar zuerſt einen Entſchluß ziemlich feſt, an deſſen Stelle bald ein andrer, entgegengeſetzter, eben ſo ſcheinbar feſter, tritt: aber indem dieſe Abwechſelungen öfter auf einander folgen, wird das Gemüth verwirrt, und der Menſch endigt mit Zweifel und Unentſchloſſenheit.

Urſachen der Unentſchloſſenheit, ſagte ich, liegen drittens auch in den äußern Umſtänden des Menſchen.

Die Umſtände des Menſchen wirken auf die Entſchloſſenheit oder Unentſchloſſenheit ſeines Geiſtes, entweder ſo, wie ſein Körperzuſtand darauf wirkt, — indem ſie nähmlich diejenigen Eigenſchaf-

ten des Verſtandes und Willens befördern und ausbilden helfen, welche den einen oder den andern jener Charakterzüge zum Reſultat haben; — oder ſie thun dieß auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe, — indem ſie dem Menſchen oft ſolche Fälle darbiethen, wo die Natur der Gegenſtände ſelbſt ihn entſchloſſen oder unſchlüßig macht.

Umſtände, welche auf die erſte Art zur Unentſchloſſenheit beytragen, ſind Noth und Kummer überhaupt, — und ein Zuſtand der Unterdrückung und der Erniedrigung unter andern Menſchen insbeſondre. Wem es oft übel gegangen iſt, der wird nach und nach geneigt von allen Sachen den ſchlimſten Ausgang zu erwarten, und wird, durch ſeine Furcht, in der Wahl ſeiner Maßregeln verlegen. Noch mehr aber verzweifelt derjenige an ſeiner Urtheilskraft, der ſich von andern immer zurückgeſetzt geſehen hat, und lange Zeit hindurch weder ſeinem Urtheile noch ſeinen Meinungen hat folgen dürfen. Der Menſch verliert die Hälfte ſeiner Tugend, ſagt Homer, am Tage, da er ein Sklave wird. Er hat Recht, wenn er von der Tugend des Muths und des Selbſtvertrauens redet, die zu ſeiner Zeit für die ganze Vollkommenheit des Menſchen genommen wurde. Aber dann iſt es nicht die Sklaverey im ſtrengſten Verſtande, ſondern jeder Zuſtand, in

welchem man die Uebermacht andrer fühlt, oder ihre Verachtung erfährt. Jene unterdrückt unſre Kräfte, dieſe verkleinert die Meinung, welche wir von uns ſelbſt haben; und um entſchloſſen zu ſeyn, müſſen wir uns nicht bloß ſtark fühlen, ſondern uns auch ſelbſt hochachten.

Zu jenen Umſtänden gehört zweytens, wenn ein Menſch lange unter einer fremden Vormundſchaft geſtanden hat, auch wenn dieſelbe weder mit Druck noch Verachtung verbunden geweſen iſt. Der, für welchen immer andre gedacht, und andre ſich entſchloſſen haben, verliert endlich die Fähigkeit ſelbſt zu denken, und die moraliſche Freyheit, nach eignem Willen zu handeln. Daher werden die Kinder der zu ſorgfältigen Eltern, welche entweder die Aufſicht über jene zu ſehr verlängern, oder ſie zu weit auf alle Kleinigkeiten ausdehnen, oft ſchüchtern und zum geſchäftigen Leben unbrauchbar. Der frühzeitig ſich ſelbſt überlaſſene Sohn der Natur, wenn er auch hinter dem Zöglinge der Kunſt, welchen Lehrer und Rathgeber bis in ſein männliches Alter umgaben, an Kenntniſſen, und vielleicht ſelbſt an Sittlichkeit zurückſteht, übertrifft ihn doch weit an Kraft und Geſchwindigkeit im Handeln. Denn, um dieſe zu erhalten, iſt es nicht genug, Einſichten zu haben; es iſt auch nöthig zur Anwendung derſelben

auf die Regierung ſeiner Angelegenheiten gewöhnt zu ſeyn. Die Freyheit des Menſchen, wenn ſie noch ſo ſehr innerlich durch Vernunft gegründet iſt, muß auch noch äußern Spielraum haben, woferu ſie ſich bis zur entſchloſſenen Selbſtthätigkeit erheben ſoll. Das geſundeſte Glied wird gelähmt, wenn es immer eingewindelt bleibt, und der Menſch verlernt das Gehen, der ſich ſtets von andern tragen läßt.

Eine noch ganz eigne Urſache der Unentſchloſſenheit iſt es, wenn ein Menſch lange Zeit hindurch mehreren Herren zugleich hat dienen müſſen, oder, mit andern Worten, wenn mehrere Perſonen, von entgegengeſetzter Denkungsart, ihm, in ſeiner Lage ſo wichtig geworden ſind, daß er ſich nach ihrer aller Willen hat richten wollen. Durch die Schwierigkeiten, welche dieſes koſtet, geräth das Gemüth in eine beſtändige Aengſtlichkeit, und, indem es bey jedem Entſchluß immer zweyerley Meinungen zu vereinigen ſucht, bey jedem auf der einen oder der andern Seite anzuſtoßen fürchtet, bekömmt es, wenn dieſer Zuſtand lange dauert, die Anlage zur Zweifelſucht und zum Wankelmuthe.

Wenn überhaupt, unter den verſchiednen Arten der Furcht, die Menſchenfurcht die größte Feindinn der Entſchloſſenheit iſt, — weil die Fälle, wo unſre

Entſchlüſſe uns Gefahren des Leibes und Lebens zu- ziehn können, ſelten ſind, die, wobey wir uns dem Tadel oder dem Unwillen andrer Menſchen ausſe- tzen, alle Augenblicke vorkommen: — ſo iſt dieſe Furcht doppelt ſchädlich, wenn ſie von Perſonen, welche uns beſtändig umgeben, erweckt wird, weil ſie dann einer beſtändigen Dienſtbarkeit gleich kömmt. Beſtürmt ſie aber noch dazu das Gemüth von zwey entgegengeſetzten Seiten; und ſind dieje- nigen Perſonen in ihren Geſinnungen verſchieden, deren Mißfallen wir doch im gleichem Grade ſcheuen: ſo iſt dieß die ausgeſuchteſte Lage, um eine ſolche Theilung des Gemüths, ein ſolches Hin- und Her- wanken zwiſchen verſchiednen Meinungen und Ab- ſichten zu veranlaſſen, als worinn das Weſen der Unſchlüſſigkeit beſteht.

Zu den Umſtänden der zweyten Art, welche die Unentſchloſſenheit durch die Verſuchungen beför- dern, welche ſie dem Menſchen geben, in dieſen Fehler zu fallen, gehöret erſtlich ein öfteres Fehlſchlagen deſſen, was er unternimmt, beſonders, wenn es die frü- hern Verſuche ſeiner Jugend vereitelt. Wem die erſten Anſchläge gut gelingen, die er in dem Stande der neu erlangten Selbſtherrſchaft entwirft, wird gewöhnlich auf ſein folgendes Leben dreiſter und entſchloſſener. Aber ein unglücklicher Ausgang gut durchdachter

Pläne, wenn er den Menſchen, ſchon in denjenigen Jahren, der Beſchämung ausſetzt, oder dem Unglücke Preis giebt, da die Bildung ſeines Charakters noch vollendet werden ſoll, macht ihn nothwendig mißtrauiſch gegen ſeine Einſichten und unbeſtimmter in ſeinen Entſchließungen. — Das Glück iſt ein guter Gefährte des Lebens, aber es kann, wenn es zu rechter Zeit kömmt, und eine edle Anlage der Natur trifft, auch der Erzieher des Menſchen werden.

Wir haben ein nahes und großes Beyſpiel davon geſehen. Würde ſich wohl Friedrich zu dieſer Höhe des Muths und zu dieſer unerſchütterlichen Standhaftigkeit, die er durch ſieben Jahren eines gefahrvollen und abwechſelnden Krieges bewies, erhoben haben, wenn ſich nicht bey ſeiner erſten Unternehmung alles vereinigt hätte, ſie ihm ſo leicht und ſo vollſtändig gelingen zu laſſen? Die Talente und die Thätigkeit, welche er zu allen ſeinen Geſchäften mitbrachte, waren freylich ein Geſchenk der Natur, oder ein Erwerb ſeines Fleißes und eine Folge ſeiner Grundſätze. Daß er aber alle Sachen ſo leicht roſenfarben erſcheinen ſah; daß er bey Unglücksfällen ſo geſchwind wieder Hoffnung faßte; daß er insbeſondre, wenn er den Plan zu einer Unternehmung einmahl mit Bedacht entworfen hatte, den glücklichen Aus-

gang für unfehlbar hielt, und auf die demſelben günſtige Zufälle, und ſelbſt, auf die Fehler ſeiner Feinde, als auf ſichere Facta rechnete: war das nicht zum Theil eine Folge der Siege, die er noch als ein unerfahrner Feldherr erfochten, und der Ueberlegenheit, welche ihm, zu der Zeit, als ſeine perſönlichen Vorzüge erſt ihrer Vollendung entgegenreiſten, das Glück und die Umſtände über ſeine Gegner gegeben hatten?

Ein hofnungsvoller Menſch iſt natürlicher Weiſe auch ein entſchloſſener Menſch, indem er den Beyſtand glücklicher Zufälle, die er bey der Ausführung ſeiner Maßregeln erwartet, mit auf die Wagſchale zu den Gründen legt, welche ihn zur Ergreifung derſelben beſtimmen. Aber dieſe dem Menſchen ſo natürliche Neigung zu hoffen muß, von Zeit zu Zeit, durch die Erfahrung wirklicher Glücksfälle, und erfüllter Hoffnungen, unterſtützt werden, wenn ſie nicht, bey zunehmendem Alter, verſchwinden, und ihn gerade in den Jahren, wo er in Ausübung ſeines Berufs, oder in Betreibung ſeiner Geſchäfte, ihrer am meiſten nöthig hätte, verlaſſen ſoll.

Zweytens; ſo wie, nach Rochefoucault, manche Menſchen vom Schickſale beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, Thorheiten zu begehn, weil ſelbſt das, was ſie klug eingeleitet haben, durch die Umſtände albern wird:

ſo ſcheinen andre Menſchen von ihrem Geſchicke zur Unentſchloſſenheit und Verlegenheit beſtimmt zu ſeyn, weil ſich in ihrer Lage die Umſtände häufen, die einen jeden verlegen machen müſſen. Was man öfters thut, darin erlangt man eine Fertigkeit; und jede Stimmung des Gemüths wird verſtärkt, wenn ſich die äußeren Veranlaſſungen dazu häufig darbiethen. Wer daher, durch die Natur ſeiner Lage und ſeiner Angelegenheiten, oft in Verlegenheit geräth, wird endlich ſelbſt dem Charakter nach ein unentſchloſſener Menſch.

Wie ſehr muß dieß die Strenge unſers Tadels gegen einen Fehler, der mehr als größre Laſter, den Menſchen verächtlich zu machen pflegt, mildern! Armer Carl von England, wer weiß, wie viel von deiner Unſchlüßigkeit, und der Unbeſtändigkeit deiner Rathſchläge, auf die Rechnung deiner Schwäche kömmt, und wie viel der in ihrer Art einzigen Lage Schuld zu geben iſt, in der du dich ſeit deiner Thronbeſteigung befandeſt! Eingeengt zwiſchen zwey widerſprechenden Principien deines Handelns, den angeerbten Ideen deiner monarchiſchen Hoheit und Macht, und dem erſt erwachenden Freyheitsgefühle deines Volks: konnteſt du anders als hin und her wanken, da du unaufhörlich von dem Gedanken, deine rechtmäßigſten Prärogativen vertheidigen, —

lang

und dem, die auch dir einleuchtenden Rechte der Nation anerkennen zu müſſen, nach zwey entgegengeſetzten Richtungen in Bewegung geſetzt wurdeſt?

II.

Natur und Folgen der Unentſchloſſenheit.

Die Natur einer gewiſſen Gemüthsbeſchaffenheit zu beſchreiben, iſt faſt auf keine andre Weiſe möglich, als indem man die unmittelbaren Folgen derſelben ſchildert. — Auch der Menſch ſelbſt wird ſeinen Zuſtand nicht anders gewahr, als durch die Empfindungen, die daraus entſtehn, und durch die Handlungen, welche während deſſelben erſchwert, oder erleichtert werden.

An ſich iſt die Unentſchloſſenheit ein zerrütteter und getheilter Zuſtand des Gemüths; es iſt ein ſchneller Uebergang von einer Vorſtellung, von einer Willensmeinung zur andern, ohne mit ſeiner Aufmerkſamkeit, oder mit ſeiner Thätigkeit bey irgend einem Puncte lange zu verweilen.

Daraus entſteht, nothwendiger Weiſe, eine Verdunkelung der Begriffe, und eine Schwäche in Anwendung der Kraft. Denn wie kann man einen Gegenſtand recht kennen lernen, der nicht eine Zeitlang

lang ausſchließend und ruhig unſer Nachdenken beſchäftigt, — und wie könnten ſich unſre Talente bey einem Geſchäfte entwickeln, welches wir ſchon halb bereit ſind wieder zu verlaſſen, da wir es kaum angefangen haben? — Die beſten Ideen des Menſchen, ſo wie ſein wirkſamſter und glücklichſter Fleiß, finden ſich erſt nach und nach, bey einer fortgeſetzten Betrachtung der Dinge, und bey dem Fortgange einer ununterbrochnen Arbeit ein. — Es entſpringt daraus ferner eine unangenehme Empfindung der Aengſtlichkeit, derjenigen ähnlich, welche man bey einer bevorſtehenden Gefahr zu haben pflegt; — und dieß ſelbſt alsdann, wenn der Gegenſtand, welcher den Menſchen in die Unentſchloſſenheit verſetzt, unwichtig iſt, oder doch gar keine Gefahr droht.

So wie ſich der Verſtand, durch die Schwierigkeit des Studiums, welches ihm die Erlernung einer Wiſſenſchaft koſtet, oft über den Werth derſelben täuſchen läßt, und ſie bloß deßwegen für erheblicher anſieht, weil er ſich lange und mühſam mit ihr beſchäftiget hat: ſo iſt der Menſch, der ſich entſchließen und handeln ſoll, in Abſicht der Vorfälle des Lebens, einer ähnlichen Täuſchung über ihre Wichtigkeit unterworfen. Wenn er geſchwind und leicht mit ſeinen Ueberlegungen fertig wird: ſo iſt er auch geneigt, die Gegenſtände ſelbſt für geringfügig

und gefahrlos zu halten. Daher iſt die jugendliche Entſchloſſenheit ſo oft mit Leichtſinn verbunden. — Wenn er hingegen durch die Unfähigkeit die rechte Partey ausfündig zu machen, lange und auf eine unangenehme Weiſe, mit einer Angelegenheit beſchäftigt geweſen iſt: ſo fängt ſie eben deshalb an, ihm theils größer, theils unangenehmer zu ſcheinen als zuvor, — aus welchen zwey vereinigten Eindrücken, die der Furcht ähnliche Empfindung entſteht. — In der That: wie viel Angſt kann es nicht unentſchloſſenen Menſchen koſten, den Stoff oder die Farbe zu einer Kleidung zu wählen, den Luſtort für den nächſten Sommer zu beſtimmen, oder darüber zu entſcheiden, welche Beſuche unter mehrern ihnen obliegenden zuerſt gemacht, und welche Freunde zuerſt zu Gaſte gebeten werden ſollen. Der aufmerkſame Beobachter wird ſichtbar gewahr, wie in ſolchen Fällen, mit der Zögerung des Entſchluſſes, die Schwierigkeit ſteigt, — wie der Gegenſtand deſſelben, wenn er anfangs dem Unentſchloſſenen ſelbſt eine Kleinigkeit zu ſeyn ſchien, ihm nach und nach zu einer wichtigen Angelegenheit, — und, wenn er ihm zuvor angenehm war, ihm zulètzt verhaßt wird. Die Folge davon iſt, daß er oft das ganze Vorhaben aufgiebt, um nur der Qual loß zu werden, ſich über das noch Unbeſtimmte in demſelben beſtimmen zu müſſen.

Weil der Zuſtand der Unentſchloſſenheit peinlich iſt, ſo bereitet er die Seele zu allen unangenehmen Leidenſchaften vor: weil er mit einem Bewußtſeyn unſrer eignen Schwäche und Unvollkommenheit verbunden iſt, ſo demüthigt er uns und ſchlägt uns nieder. Daher kömmt es, daß der Unentſchloſſene leicht ungeduldig und unwillig wird, wenn er unter den Seinigen, oder unter Perſonen iſt, die von ihm abhängen. Er wünſcht die Schuld ſeiner eignen Schwäche auf ſie zu ſchieben, und er ergreift alſo die kleinſte Veranlaſſung, die ſie ihm geben, ſie entweder als die Urheber der Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, anzuklagen, oder ſie doch zu beſchuldigen, daß ſie ſeine Ueberlegungen geſtört haben. Bey Höhern hingegen, oder unter Entſchloſſenern und Muthvollern, als er ſelbſt iſt, pflegt er ſchüchtern und nachgebend zu ſeyn. Dieß folgt ſchon aus dem Charakter der Furchtſamkeit, der mit der Unentſchloſſenheit verbunden iſt. Es folgt aber noch mehr daraus, daß er vor Perſonen, um deren gute Meinung es ihm zu thun iſt, ſeine Schwäche nicht bloßgeben will, ſich aber aus ſeinne Zweifeln, plötzlich, auf keine andre Weiſe herauszufinden weiß, als indem er der Meinung und dem Willen derjenigen folgt, die eben gegenwärtig ſind, wenn dieſe ſich beſtimmt für eine Partey erklären.

Ueberhaupt iſt der Unentſchloſſene dazu gemacht, von andern Menſchen beherrſcht zu werden, — und ſehr wenig dazu, andre zu regieren. Er iſt immer in der Gewalt des Entſchloſſenern, wenn dieſer auch weder ihm an Verſtande überlegen iſt, noch ein geſetzmäßiges Anſehn über ihn hat. So oft er, aus ſeinen einander entgegenlaufenden Ueberlegungen, keinen Ausgang findet, iſt ihm jemand, der mit einem Machtworte die Sache entſcheidet, recht willkommen. Das Zuverſichtliche in der Behauptung, oder das Beharrliche in dem erklärten Willen des Andern ergänzt das Fehlende der Gründe, und iſt alsdann gleichſam das Gewicht, welches der inne ſtehenden Wage den Ausſchlag giebt. Es fehlt ſelten, daß Unentſchloſſene gegen einen oder den andern ihrer Freunde oder Hausgenoſſen oft in den Fall kommen, ihre Entſcheidungen zu begehren, oder denſelben ſtillſchweigend zu folgen. Wenn dieſe Gebrauch davon zu machen Luſt haben, ſo können ſie leicht, auf dieſes Bedürfniß des Unentſchloſſenen, eine Perſon um ſich zu haben, die in zweifelhaften Fällen den Ausſchlag gebe, die Herrſchaft über ihn gründen.

Auf der andern Seite iſt die erſte Eigenſchaft, welche einem Regenten Gehorſam bey denen, der

er beherrſchen ſoll, verſchafft, dieſe, daß er ihnen ſeinen Willen klar und beſtimmt bekannt zu machen vermöge. Ein kurzer und entſcheidender Befehl wird eher befolgt, als ein mit Zaudern und zweifelhaft gegebner. Der Untergebne glaubt weit eher die Vollziehung desjenigen Auftrags aufſchieben, oder unterlaſſen zu dürfen, über welchen ſein Herr oder ſein Vorgeſetzter ſelbſt noch nicht völlig entſchloſſen zu ſeyn ſchien. Dazu kömmt, daß jede Schwäche, welche der Untergebne an ſeinem Obern entdeckt, mit der Achtung für dieſen, auch die Neigung ihm zu gehorchen vermindert. Keine Schwäche aber wird er leichter an demſelben gewahr, als die Unentſchloſſenheit.

Unentſchloſſenheit iſt ferner ein Grund der Verzögerung bey allen Geſchäften, und das Zaudern iſt einer der Züge, welcher dieſen Charakter ſchildert. Schon ehe der Unentſchloſſene zur Entſcheidung, was er eigentlich zu thun habe, gelangt, hat ihn Noch die Abwägung der Gründe mehr Zeit, als andre, gekoſtet. Er iſt überdieß ſehr geneigt, Sachen, die jetzt gethan werden ſollten, aufzuſchieben, bloß, weil er ſich vor der Schwierigkeit fürchtet, die er, wie er ſchon vorausſieht, finden wird, einen feſten Entſchluß zu faſſen. Auch die Ausführung ſelbſt geht langſamer von ſtatten, weil dieſe doch ohne neue,

das Detail betreffende Ueberlegungen nicht geſchehn kann, bey welchen dann die nähmliche Ungewißheit eintritt, und ihn oft durch die Unterſuchungen, zu welchen ſie Anlaß giebt, vom Hauptgeſchäfte ganz abzieht, immer aber die Endigung deſſelben verzögert.

Um deßwillen thut auch die Unentſchloſſenheit nirgends größern Schaden, als wo Schnelligkeit der Ausführung vorzüglich erfordert wird: zum Beyſpiele, in militäriſchen Unternehmungen. Unter den Tugenden des Kriegshelden iſt die Entſchloſſenheit eine der ihm weſentlichſten. Selbſt die Unveränderlichkeit in falſchen Beſchlüſſen richtet hier nicht ſo viel Unglück an, als Zaudern und Wankelmuth.

Eine andre Folge der Unentſchloſſenheit, die zugleich dieſelbe ſchildert, iſt, daß, ſie bey dem Entſtehen wirklicher Gefahren, die Furcht, welche ſie erregen, verdoppelt, und, wenn der Menſch auch von Natur nicht feig iſt, ihm doch das Anſehn und die ganze Aufführung eines Muthloſen giebt. Zuerſt nimmt dieſer Fehler ſelbſt, wenn er dem Menſchen in ruhigen Zeiten eigen geworden iſt, in Zeiten der Gefahr ſehr zu: denn, wo auf einen recht oder unrecht gefaßten Entſchluß ſo viel ankömmt, da iſt es natürlich, daß die Zweifelſucht, welchen

man wählen ſolle, größer wird. Ueberdieß iſt die Empfindung der Aengſtlichkeit, welche, wie ich zuvor ſagte, die Unentſchloſſenheit begleitet, mit der Furcht verwandt: und, indem ſie ſich zu derjenigen geſellt, welche durch die Umſtände erregt wird, verdoppelt ſie die Erſchütterung, welche das Gemüth leidet.

Es gehört ferner unter die Symptomen der Unentſchloſſenheit, daß wir, von ihr gequält, Zufälle, die ſonſt unſern Wünſchen entgegen ſind, — weil ſie dem ganzen Unternehmen, welches wir vorhaben, unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzen, — doch gern ſehen, wenn ſie nur unſern Berathſchlagungen ein Ende machen. Wie froh habe ich nicht zuweilen Menſchen, die nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnten, zu welchem Vergnügen ſie einen ſchönen Sommertag nutzen ſollten, über einen herannahenden Platzregen werden ſehen, der ihnen unterſagte ihr Haus zu verlaſſen. Der Cardinal Retz, ein vortreflicher Beobachter, hatte in den Auftritten der Fronde, welche er ſo meiſterhaft beſchreibt, und in denen er ſelbſt eine vorzügliche Rolle ſpielte, mit einem der ſchwächſten und unſchlüßigſten Menſchen zu thun, die uns die Geſchichte aufſtellt, mit dem Herzoge Gaſton von Orleans, dem Bruder Ludwig des Dreyzehnten, und er ſchil-

dert uns, in der Erzählung von den Unterhandlungen, die er mit dieſem Prinzen gepflogen hat, mehr, als einmahl, deſſen unnatürliche und ſeltſame Freude über Vorfälle, die im Grunde ſeine Abſichten vereitelten, die ihn aber zugleich von der Nothwendigkeit ſich entſchließen zu müſſen, befreyten. Aus Beyſpielen dieſer Art wird es recht ſichtbar, wie ſehr dieſes Hin und Herſchwanken zwiſchen entgegenſtehenden, gleich wichtig ſcheinenden Bewegungsgründen, wodurch die Thätigkeit des Menſchen aufgehalten wird, ſeiner Natur, auch der Empfindung nach, zuwider ſey: weil ſelbſt das, was, an und für ſich, den ſchmerzlichſten Eindruck auf ihn machen ſollte, ihn erfreuen und beruhigen kann, wenn es ihn aus dieſer peinlichen Gemüthslage herausreiſſet.

Hiermit hängt ein andrer Zug des unentſchloſſenen Charakters zuſammen: der, daß er gern bedingte Entſchließungen faßt, und alſo immer etwas dem Zufalle, oder andern Menſchen zu entſcheiden überläßt, was, von Rechts wegen, von ihm ſelbſt beſtimmt werden ſollte. Unentſchloſſene waren es, die zuerſt das Loos in ihren Angelegenheiten um Rath fragten. Und dieß iſt eine Art von Loos, wenn man nur unter der Bedingung einen Vorſatz faßt, daß ſich eine von uns nicht

abhängende Begebenheit ereigne. Hieraus entſpringt eine neue Urſache des Aufſchubs. Wenn der Entſchloſſene, ohne Rückſicht auf künftige Vorfälle, oder auf die noch zu erwartenden Schritte andrer Menſchen, den Grund zur Beſtimmung ſeiner Handlungen bloß aus ſich ſelbſt hernimmt, und bloß ſeine Einſichten oder ſeine Neigungen zu Rathe zieht: ſo kann er augenblicklich und lange vor dem Zeitpuncte der Ausführung entſcheiden. Der Unentſchloſſene hingegen, der geneigt iſt, bey den Entwürfen, welche er macht, vieles noch auf Veränderungen der Dinge, oder auf Handlungen und Reden andrer Menſchen, welche ihm bis zu dieſem Zeitpuncte bekannt werden ſollen, ankommen zu laſſen, wartet gern mit ſeinem Entſchluſſe den letzten Augenblick ab, — immer in der täuſchenden Hoffnung, daß das Schickſal ſeiner Schwäche zu Hülfe kommen, und ihm, durch die ungefähre Verknüpfung der Dinge, noch ſtärkere Entſcheidungsgründe zuſchicken werde, als er, in dem abſichtlichen Zuſammenhange ſeiner Ideen, hat finden können.

Mit der Unentſchloſſenheit iſt ein andrer, dem Menſchen gleich läſtiger, und gewiß ihm auch nachtheiliger Fehler verbunden, der einer öftern und unnützen Reue. Eben der Wankelmuth nähmlich,

welcher ihn hinderte einen Entſchluß zu faſſen, verläßt ihn auch dann noch nicht, wenn er ſchon wirklich mit der Ausführung beſchäftiget iſt, oder ſie völlig geendiget hat. Er ſetzt ſich daher oft wieder in den Standpunct deſſen, der die entgegenſtehende Partey ergriffen hätte, glaubt dann zu finden, daß dieſe die beſſere geweſen ſey, und daß er unrecht gewählt habe, und iſt, wenn er auch nun nichts mehr abändert, doch unzufrieden mit ſich und ſeinen Maßregeln. Oft iſt dieſes nachtheilige Urtheil bloße Täuſchung. Die Unbequemlichkeiten nähmlich, welche auf dem von ihm eingeſchlagnen Wege vorkommen, ſind ihm nun durch die Erfahrung bekannt geworden: von denen, welche er auf dem Wege angetroffen hätte, den er verworfen hat, weiß er nichts, oder hat nur dunkle und ungewiſſe Ahndungen. Aber wenn auch wirkliche Fehler des Plans, und die Unrichtigkeit mancher Maßregeln ſich bey dem Verſuche, durch den Erfolg, gezeigt haben: ſo iſt doch eine leidenſchaftliche Reue ein ſchlechtes Mittel den Fehler zu verbeſſern, oder ihn für die Zukunft zn verhüten. Sie hindert, für jetzt, ſo wie jede Leidenſchaft, die ruhige Ueberlegung, durch welche allein der angerichtete Schaden könnte verhütet werden, und ſie flößt, in der Folge, dem Menſchen ein deſto größeres Mißtrauen zu ſeinen

Einſichten ein, wodurch ſeine Unfähigkeit zu Geſchäften vermehrt wird.

Dieſer unglückliche Hang, hintendrein ſtets das zu mißbilligen, was man gethan hat, iſt eine Folge der nähmlichen Schwäche, welche den Entſchluß über das, was man thun ſoll, erſchwert. Beydes hängt zuſammen mit der ſo gewöhnlichen Täuſchung der Menſchen, das, was in der Wirklichkeit vorhanden iſt, oder das, was ſie ſich jetzt in ihren Ideen vergegenwärtigen, immer für das ſchlechtere zu halten, und dem Abweſenden, dem Vergangnen, dem, worauf ſie mit ihren Gedanken nicht gekommen ſind, einen unverdienten Vorzug zu geben.

Die richtige Art zu denken und zu verfahren iſt die, daß der Menſch jede Sache, welche er vorhat, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, reiflich überlegt, dann beherzt ſeinen geſammelten Einſichten, oder ſeinen daraus gezognen Schlüſſen folgt, und bey jedem Ausgange, ſich mit dem Bewußtſeyn, alles von ihm Abhängige zum guten Erfolg gethan zu haben, beruhiget. — Bey der Vergleichung mehrerer ſich darbiethenden Parteyen, die, wo das Uebergewicht der Gründe ſey, ſchnell mit treffender Richtigkeit zu entdecken, iſt eine Gabe der Natur, und ſie macht das eigenthümliche

Genie des großen Geſchäftsmannes aus. Aber das iſt moraliſche Tugend, und kann, in gewiſſem Grade, allen Menſchen eigen werden, daß man dem, nach hinlänglicher Ueberlegung, Beſchloſſenen getreu anhänge, und den erſt während der Ausführung ſich darbiethenden Einfällen kein Gehör gebe, — daß man ſeine eignen Beſchlüſſe, dann wann ſie durch die angefangene, oder ſchon geendigte Vollziehung unwiderruflich geworden ſind, nun, als Fügungen der leitenden Vorſicht betrachte, und ſich, in Abſicht jener, zu eben der Zufriedenheit, als in Abſicht dieſer, verbunden glaube. Es iſt nähmlich Pflicht, zufrieden mit dem Maße der Kräfte zu ſeyn, welche man empfangen hat, — und alſo bey ſeinen Unternehmungen nicht ſo wohl zu verlangen, immer das Beſte und Vortheilhafteſte gewählt, als nur immer nach vernünftiger Wahrſcheinlichkeit gehandelt zu haben.

Dieſe unmittelbaren Folgen der Unentſchloſſenheit, die zugleich ihre Kennzeichen ausmachen, modificiren ſich noch, nach dem Eigenthümlichen im Temperament und Charakter jedes Menſchen, auf mannigfaltige Weiſe. Den einen Menſchen macht die Unentſchloſſenheit träge und unthätig, weil er über der Abwägung der Gründe, ob und wie er handeln ſoll, die Zeit, oder die Luſt zu han-

deln verliert; oder auch weil er, ermüdet von den fruchtloſen Berathſchlagungen, lieber die ganze Sache aufgiebt, als ſich durch die Schwierigkeiten durcharbeitet, welche es ihn koſtet, zu einem Entſchluſſe zu gelangen. Einen andern macht eben dieſer Fehler auf eine unruhige und zweckloſe Weiſe geſchäftig. Das pflegt bey denjenigen Perſonen zu geſchehn, die, vermöge der anderweitigen Lebhaftigkeit ihres Temperaments, zwiſchen ihren Einfällen und den erſten Schritten zu deren Ausführung, wenig Zeit verſtreichen laſſen. Dieſe fangen alſo ſogleich bey dem erſten Gedanken, den ſie haben, irgend eine Sache zu unternehmen, an, ſich deshalb in Bewegung zu ſetzen. Aber die zweyte, ſchnell nachfolgende Ueberlegung ſtört ſie ſogleich in ihrem Laufe, oder treibt ſie nach der entgegengeſetzten Richtung. Sie kommen und gehen, ſind immer in der Eile, und bringen doch nichts zu Stande. Man findet Menſchen der Art, die auch, in ihren unſtäten Bewegungen und Geberden, die einander durchkreuzenden Ideen und Velleitäten ihrer Seele verrathen.

Ferner, einige Menſchen werden durch die Unentſchloſſenheit bloß verlegen gemacht. Die Muskeln derſelben ſind geſpannt, ihr Auge ſieht ſtarr, ſie ſind abweſend von dem, was in ihrer Gegenwart

geſagt wird, oder um ſie herum vorgeht; und dieß alles weil ſie mit dem innern Streite ihrer eignen Gedanken vollauf zu thun haben. — Dieſe Verlegenheit kann bis zu einer ſehr peinlichen Empfindung anwachſen, — und wenn ſie oft wiederkömmt, ſchon allein das Leben verbittern. Unentſchloſſene Menſchen ſind nicht ſelten übellaunig. Die Unbehaglichkeit, welche mit der Ungewißheit verbunden iſt, beſonders mit der Ungewißheit in Sachen, die ihnen wichtig ſind, und bey welchen ſie ſelbſt eine thätige Rolle ſpielen ſollen, iſt ein an ihrer Zufriedenheit nagender Wurm. — Andre Menſchen hingegen werden, durch ihre Unentſchloſſenheit ſelbſt, zuletzt zu unbeſonnenen und übereilten Entſchlüſſen verleitet. Sie gehen, ſo zu ſagen, blindlings vorwärts, weil es ihnen durchaus unmöglich fällt, den rechten Weg durch Ueberlegung zu finden.

Auf einen andern Unterſchied, der hier in Betrachtung kömmt, habe ich ſchon oben den Leſer aufmerkſam gemacht. Es giebt Menſchen, die lange überlegen, und ſich ſchwer beſtimmen, aber, wenn ſie einmahl die Entſcheidung gefunden haben, feſt dabey bleiben. Dieſes iſt die beſſre Art der Unentſchloſſenen. Es kann ihnen zuweilen, bey Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, an der nöthigen

Schnelligkeit fehlen; ſie ſind zu verwickelten und gefahrvollen Unternehmungen nicht gemacht: aber, in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens, werden ſie ihre Endzwecke ganz gut erreichen. Da ſie doch zuletzt einen Ruhepunct ihrer Ideen und Begierden finden, bey dem ſie ſtandhaft beharren: ſo thut ihr vorhergehendes Zaudern weder ihrer Zufriedenheit, noch ihren Angelegenheiten, Schaden. Hingegen giebt es andre, bey welchen die langſamſten Berathſchlagungen doch immer nur zu einem wankenden Entſchluſſe führen: und dieſe ſind es eigentlich, welche allen übeln Folgen des von mir geſchilderten Fehlers ausgeſetzt ſind.

Die Wirkungen der Unentſchloſſenheit auf den Menſchen ſelbſt waren zugleich Merkmahle von dem Begriffe derſelben. Die Wirkungen welche ſie auf die Dinge außer dem Menſchen, auf ſeine Umſtände oder ſeine Geſchäfte äußert, zeigen noch deutlicher ihren moraliſchen Unwerth.

Da Unentſchloſſenheit Schwäche iſt, ſo ſind auch ihre Wirkungen im menſchlichen Leben alle die, welche die Schwäche hervorbringt. Sie hindert, daß der Menſch in ſeinen Geſchäften, in der Cultur der von ihm gewählten Wiſſenſchaft, vornehmlich

in der Beförderung ſeines äußern Glücks das nicht ausrichtet, was er nach dem Maße ſeiner Kräfte hätte ausrichten können: daß er, in keiner Sache, wozu Thätigkeit gehört, das Ziel erreicht, welches ihm ſonſt, unter den nähmlichen Umſtänden, erreichbar geweſen wäre. Es geht dem Unentſchloſſenen nicht nur bey ſeinen Arbeiten erſtaunlich viel Zeit, mit bloßen Ueberlegungen, oder mit halb ausgeführten und wieder bey Seite gelegten Projecten verloren: ſondern auch ſeine Geiſtes- und Körperkraft, die er ganz auf den Gegenſtand ſeines Geſchäftes hätte wenden ſollen, wird zum Theil ſchon durch die Vorbereitungen dazu verzehrt. Iſt er ein Gelehrter oder Künſtler, ſo werden ſeine Werke größtentheils Fragmente ſeyn. Iſt er ein Geſchäftsmann, oder gar ein Staatsverwalter, ſo iſt die Sache noch weit ſchlimmer. Denn hier ſind halbe und unvollendete Unternehmungen nicht bloß etwas mangelhaftes und zweckloſes: ſondern ſie verſchlimmern auch den Zuſtand der Dinge, weil ſie das Alte zerrütten, und das Neue nicht an deſſen Stelle ſetzen. Beſonders iſt, um ſein Glück in der Welt zu machen, das heißt, um zu Reichthum und Ehrenſtellen zu gelangen, kein Charakter dem Menſcheu nachtheiliger als der des Unentſchloſſenen. Nach einer, in ein Sinnbild ge-

klei-

kleideten, uralten Beobachtung, kann die Gele⸗genheit, die zum Glück führet, nur im Vorbeyflie⸗gen, und nur bey ihren Haaren ergriffen werden. — An der Vervollkommnung ſeiner Perſon kann man langſam und bedächtlich arbeiten: Sein Glück zu machen, muß man ſchnell und entſchloſſen zu Werke gehn. Die Erreichung des erſtern Endzwecks, iſt einiger Maßen von den Dingen und Menſchen außer uns unabhängig: zur Erreichung des zweyten müſ⸗ſen ſich viele zufällige Umſtände auf eine beſondre Weiſe vereinigen. Jeder Menſch erlebt vielleicht einige ſolcher Fälle in ſeinem Leben, wo ihm vorzüg⸗lich günſtige Verbindungen vom Schickſale zu⸗geführt werden: aber ſie ſind ſelten, und ſie ſind immer vorübergehend. Sie zu bemerken iſt das Werk der Klugheit: um ſie zu ergreifen iſt Entſchloſ⸗ſenheit unentbehrlich.

Vom menſchlichen Leben iſt das geſellſchaftliche ein ſehr wichtiger Zweig, und die Folgen, welche der von uns betrachtete Fehler in dieſem Zweige hat, erſtre⸗cken ſich ohnfehlbar auf das Glück des Ganzen. Alles hängt hierbey von dem Eindrucke ab, den wir durch Unentſchloſſenheit auf andre Menſchen machen, — von der Meinung, die wir dadurch von uns erregen. Dieſer Eindruck, dieſe Meinung, ſind, wie ich ſchon geſagt habe, die, daß man uns für ſchwach hält. Da⸗

durch wird uns vielleicht nichts von unſrer Liebenswürdigkeit bey denen entzogen, welche uns genau kennen: aber gewiß wird unſre Achtung bey allen vermindert, mit denen wir in andern Verhältniſſen, als in dem Verhältniſſe vertrauter Freunde, ſtehn. Wir werden dadurch, wie ich ſchon erinnert habe, denjenigen unterwürfig, die kein Recht haben uns zu befehlen, und unfähig diejenigen, die uns untergeben ſind, im Gehorſame zu erhalten. Die Obern eines unentſchloſſenen Menſchen ſind gemeiniglich mit ihm unzufrieden, und laſſen ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Denn da ſie ihn nur als ein Werkzeug zu Erreichung beſtimmter Abſichten brauchen: ſo thut ihnen Güte des Herzens und Verſtand nicht Genüge, wenn ſie nicht zugleich Kraft finden, von der ſie eine behende Ausführung ihrer Aufträge erwarten können. Unter ſeines Gleichen wird der Unentſchloſſene von den Muntern und Fröhlichen geflohn, weil die mit ſeiner Gemüthsart verbundne Aengſtlichkeit ihrem eignen Charakter widerſpricht, und ihrem Hange zum Vergnügen hinderlich iſt. Von ſeinen Dienern und Untergebnen wird er oft gemißbraucht und oft beherrſcht. Sie verlieren nicht nur etwas von derjenigen Hochachtung, die zum Gehorchen bereitwillig macht: ſondern ſie ſind auch oft in dem Falle, daß ſie für ihn entſcheiden und handeln

müſſen, welches ſie dann, mehr oder weniger, aus dem Verhältniſſe herausbringt, in welchem ſie, nach ihrer äußern Lage, gegen ihn ſtehn.

III.

Die Hülfsmittel, um dieſem Fehler zuvorzukommen, oder ihn zu verbeſſern, ſind eben ſo mannigfaltig, als die Urſachen, woraus er entſteht. Viele derſelben laſſen ſich alſo aus dieſen Urſachen, wenn ſie einmahl bekannt ſind, von ſelbſt herleiten: ich will nur derjenigen erwähnen, welche mich eine etwas genauere Beobachtung der wirklichen Welt gelehrt hat.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß, wie alle Krankheiten des Körpers, wo Schwäche des ganzen Baues zum Grunde liegt, ſchwerer zu heben ſind, als die, welche aus einer Verletzung einzelner Theile, oder aus einem unordentlichen Laufe der Säfte entſtehn: ſo auch die Fehler im Geiſt und Charakter des Menſchen, welche von Mangel der Kraft in beyden herkommen, ſchwerer durch moraliſche Mittel gebeſſert werden, als die, von welchen Irrthümer oder Leidenſchaften die Urſachen ſind. Muth und Entſchloſſenheit ſind zum Theil Gaben der Natur: und wer nicht mit ihnen geboren iſt, wird ſchwerlich zu einem beträchtlichen Grade der-

ſelben gelangen. Indeß geht es mit dieſen Vorzügen des Charakters, wie mit den Fähigkeiten des Verſtandes. Niemand kann ſich größere Talente geben, als die Natur ihm verliehn hat: aber jeder kann die, welche er hat, anbauen, ſie durch Uebung bis auf einen gewiſſen Grad erhöhn, und ſie zu den beſtmöglichen Zwecken gebrauchen. Auf gleiche Weiſe iſt es auch dem Menſchen möglich, den Grad von Kraft und Nachdruck, den die Natur ſeinem Willen gegeben hat, zu erhalten, zu unterſtützen und zweckmäßig anzuwenden. Es giebt allerdings auch Irrthümer, welche den Menſchen ſchwach, es giebt Wahrheiten, welche ihn muthvoller und thätiger machen. Es iſt alſo auch möglich, durch Bekämpfung der Vorurtheile und durch Unterſuchung der Wahrheit — folglich durch freywillige Uebungen, — ſeiner Entſchloſſenheit zu Hülfe zu kommen. Ferner, es giebt gewiſſe fehlerhafte Anwendungen der Kraft, durch welche dieſelbe herabgeſetzt wird, oder in Verlegenheit geräth: und wenn nun ſolche verkehrte Handlungsweiſen oft wiederhohlt werden; ſo entſteht daraus eine üble Gewohnheit, die mit der natürlichen Muthloſigkeit vollkommen gleiche Wirkung thut. Es giebt alſo auch Regeln eines vernünftigern Verfahrens, durch deren Beobachtung der Menſch den urſprünglichen Kräften ſeiner

Natur zu Hülfe kommen, oder ſie doch ungeſchwächt erhalten kann.

Zu jenen Einſichten nun, welche die Entſchloſſenheit befördern, gehören, vor allen Dingen, die, welche uns über den wahren Werth der Dinge aufklären. Die meiſten Unentſchloſſenen ſehen das, worüber ſie ſich berathſchlagen, für zu wichtig an. Eine falſche Einbildung vergrößert in ihren Augen, auf der einen Seite, das Gute, welches ſie zu erreichen hoffen, wenn ſie eine richtige Wahl unter den Maßregeln treffen, auf der andern, das Uebel, welches ſie zu befürchten haben, wenn ſie eine unrechte Partey ergreifen. Da es, in den menſchlichen Angelegenheiten, nicht anders, als nach Wahrſcheinlichkeiten, zu handeln möglich iſt, ſo bleibt bey den meiſten, auch nach den reifſten Ueberlegungen der Klugheit, noch einige Gefahr übrig, ſeinen Endzweck zu verfehlen. Wer dieſe Gefahr zu hoch anſchlägt: — und das thut der, welcher von der Wichtigkeit des geſuchten Gegenſtandes überſpannte Ideen hat: — der wird nie mit Freudigkeit und voller Zuverſicht ſeinen letzten Endſchluß faſſen können. Man wagt immer etwas, ſo oft man handelt. Wer nun glaubt, er wage ſehr viel: der wird, ſobald es zur Ausführung kömmt, ſtets bekümmert und ängſtlich ſeyn, er mag ſich entſchloſſen haben, wozu er will.

Dieſe Aengſtlichkeit darf nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen: ſo iſt die Abänderung des Plans ſelbſt unausbleiblich.

Wenn alſo, außer den natürlichen Anlagen, irgend etwas im Stande iſt, dem Menſchen Muth einzuflößen; ſo iſt es diejenige Weisheit des Lebens, welche zuerſt ihn abhält, das Gelingen oder Mislingen ſeiner Glücksentwürfe überhaupt, für die einzige, oder auch nur für die vornehmſte Quelle ſeiner Glückſeligkeit oder ſeines Elendes zu halten; und welche zweytens, ihn, in den einzelnen Vorfällen und Abwechſelungen des Lebens, den Schein des Guten und Böſen von der Wirklichkeit trennen, und jede Sache nur in dem Maße ſchätzen, begehren, oder fürchten lehrt, als ſie zur Vervollkommnung oder zur Verſchlechterung ſeiner Natur beyträgt.

Die Grundlage zu derjenigen Entſchloſſenheit, welche ſich auf das ganze Leben erſtreckt, iſt unſtreitig eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen die Uebel deſſelben, und eine gemäßigte Schätzung ſeiner Güter. Aber auch in den beſondern Fällen und Geſchäften, wobey Entſchloſſenheit ſich im vorzüglichen Grade zeigen kann, — in kriegriſchen Unternehmungen und Staatsverhandlungen, in Haushaltungs- und Handlungs-Angelegenheiten, — ſtützt ſie ſich im-

mer darauf, daß man auch auf das Schlimmſte, was ſich ereignen kann, gefaßt iſt, und entweder in ſich ſelbſt, oder in ſeinen Umſtänden Hülfsmittel zu haben glaubt, den bey einem widrigen Ausgange zu befürchtenden Schaden wieder gut zu machen. Um deßwillen handeln Könige, bey Anführung ihrer eignen Heere, entſchloſſener, als Befehlshaber bey der Anführung der ihnen anvertrauten. Um deßwillen geben auch Reichthum, Rang, Macht, dem Menſchen, welcher ſie beſitzt, Entſchloſſenheit, weil ſie in ihm das Gefühl ſeiner Kräfte vermehren. — Was aber von Eigenſchaften des Geiſtes dieſe äußere Vortheile erſetzen kann, das ſtammt hauptſächlich von der Erkenntniß jener Wahrheit her, welche aller Sittenlehre zum Grunde liegt, — der Wahrheit, daß Tugend und Recht über alles zu ſchätzen ſey.

Die Herzhaftigkeit des Temperaments und des Bluts iſt ein herrliches Geſchenk der Natur. Sie verſchafft, in manchen Fällen, dem Menſchen alle die Vortheile, welche der Weiſe von Grundſätzen erwartet. Aber ſie iſt ſelten zu allen Zeiten des Lebens gleich, (*) ſie erſtreckt ſich ſelten auf alle

(*) Der Marſchall von Sachſen, der ohne Zweifel verſtand, was Tapferkeit ſey, behauptete einſt, es ſey unrichtig

Arten von Gefahren; ſie geht oft über ihr Ziel hinaus, und wird zur Verwegenheit.

Hingegen derjenige herzhafte Mann, der innig überzeugt iſt, daß alles, was von ihm, bey irgend einem Geſchäfte, gefordert werden kann, darin beſteht, nach vernünftigen Gründen zu handeln, — daß auch die weſentliche Glückſeligkeit des Menſchen in einer ununterbrochnen Reihe vernünftiger und ſittlich guter Handlungen liegt; — der Mann, welcher deshalb von keiner Unternehmung, die er mit Bedacht, und nach guten Gründen angefangen hat, einen unüberſehlichen Verluſt, oder ein unerträgliches Unglück erwartet; der endlich welcher von vielen geſchätzten Dingen ihre innere Kleinheit einſieht, auch wenn er, aufgefordert von ſeinem Berufe, oder ſeiner Lage in der Welt, ſich ernſtlich damit abgiebt: dieſer iſt ohne Zweifel, entſchloſſen zu handeln, für alle Fälle des Lebens am beſten vorbereitet. Indem er erkennt, daß, in der Thätigkeit eines verſtändigen und wohlwollenden Geiſtes, ein höherer Werth liegt, als in den Werken ſelbſt, welche dadurch veranlaßt

---

von irgend einem Menſchen zu ſagen, er ſey brav: man müſſe ſagen: dieſer Menſch hat an dem und dem Tage, in der und der Stunde ſich brav gehalten.

werden ſollen, iſt er, in Abſicht der Folgen von allen ſeinen Unternehmungen, gewiſſermaßen geſichert. Geſetzt ſie mißlingen ihm: demohnerachtet hat er den beſten Theil davon getragen, wenn er durch ſie ſeine Kräfte geübt, Ideen in ſich erweckt, oder aufgeklärt, und Tugenden und Pflichten vollbracht hat.

Zu den Gewohnheiten, die zur Entſchloſſenheit beytragen, gehört die Abkürzung der Berathſchlagungen, und eine feſte Anhänglichkeit an die einmahl ergriffene Partey. Auch dieſe Gewohnheit wird durch jene Grundſätze befördert. Der Mann, dem es auf die Vollkommenheit ſeiner Art zu handeln noch mehr, als auf die Erreichung ſeiner Abſicht ankömmt, findet, wenn er beſonders einen Hang zur Unſchlüſſigkeit bey ſich gewahr wird, daß er im Ganzen ſich beſſer berathe, wenn er, bey ſchnellern Entſchlüſſen und einer unveränderten Befolgung des einmahl Beſchloſſenen, ſich zuweilen der Gefahr ausſetzt, unrichtig zu wählen, als wenn er, durch nie aufhörende Ueberlegungen, nach dem höchſten Grade der Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs trachtet.

Man kann das, was in Abſicht der Kunſt zu ſchreiben zuweilen bemerkt worden iſt, auf die Kunſt zu leben anwenden. Wer über dem Ausdrucke ſeiner Gedanken zu ſehr künſtelt, wird nie recht gut ſchreiben

lernen. Er wird, zuerſt, nicht viel genug ſchreiben: und nur die lange und vielfältige Uebung kann Fertigkeit hervorbringen. — Er wird, zweitens, immer in ſeinen Styl etwas gezwungnes und ſteifes bringen: und dadurch werden alle andre Vorzüge deſſelben verdunkelt werden. Es iſt der wahren Beredſamkeit viel günſtiger, nicht immer ſeinen Ausdruck bis zur äußerſten Zierlichkeit auszufeilen, als ſich bey dieſer Arbeit zu lange aufzuhalten. Durch dieſes Verweilen bey einzelnen Theilen der Rede, geht der ſchnelle Fluß der Gedanken, und der leichte Zuſammenhang derſelben, und mit beyden das Hinreißende des Styls, (la rapidité du ſtile) verloren, worin ſeine vornehmſte Kraft liegt. Auf gleiche Weiſe iſt es, um Geſchäfte glücklich zu treiben, und überhaupt um gehörig zu thun, was unſer menſchlicher, oder unſer bürgerlicher Beruf von uns fordert, dienlicher, die Sachen mit mäßigem Fleiße und einer nur nothdürftigen Genauigkeit, aber ſchnell, abzumachen, als, dnrch eine zu langſame Ausarbeitung jedes Theils, Vollkommenheit bis in Kleinigkeiten zu ſuchen. Durch die Erfahrung lernen wir am beſten unſre Fehler einſehen. Die Menge der Verſuche alſo, in jeder Art der Arbeiten, und die Unablaͤßigkeit der Verbeſſerung derſelben, führt weit ſicherer zur Vollkommenheit, als der mühſame Fleiß, den

wir auf jeden einzelnen Verſuch wenden. Jene Verfahrungsart aber iſt dem Entſchloſſenen eigen. Nur er kann viel machen, weil er ſchnell und dreiſt zu Werke geht. Eben deßwegen übt er ſich aber auch in ſeiner Kunſt am häufigſten, und erlangt alſo die größte Fertigkeit.

Nächſt den Einſichten giebt es auch gewiſſe Uebungen, welche die Entſchloſſenheit vorbereiten.

In Abſicht derſelben iſt die erſte Regel, die Zerſtreuung zu verhüten, oder nur e i n e Sache auf einmahl zu thun. Gemeiniglich ſind die beyden Fehler bey einander: Unentſchloſſenheit, und eine unter zu viele und ungleichartige Gegenſtände getheilte Geſchäftigkeit (*) — So wie, wenn die Reihe unſrer Gedanken einen ſtrengen Zuſammenhang, und alſo Bündigkeit haben ſoll, unſre Aufmerkſamkeit auf e i n e n Vorwurf geſammelt werden muß: ſo iſt es, um in unſre Berathſchlagungen und Geſchäfte Feſtigkeit nnd Uebereinſtimmung zu bringen, nothwendig, nicht vielerley Geſchäfte auf einmahl zu treiben, nicht ungleichartige Zwecke zugleich zu verfolgen. Die Unentſchloſſenheit iſt ſehr oft nichts anders, als die Folge eines zur Zerſtreu-

(*) Die Griechen nennen ſie πολυπραγμοσύνην.

ung geneigten, und einer ſtätigen Aufmerkſamkeit unfähigen Gemüths. Menſchen, denen es nur nicht an dem gemeinen Maße von Verſtandskräften fehlt, werden, wenn ſie einen einzigen Gegenſtand ruhig anſchauen, ſelten unentſchieden darüber ſeyn, wie ſie ihn beurtheilen, — und wenn es ein praktiſcher Gegenſtand iſt, ſelten unſchlüßig, wie ſie ihn behandeln ſollen. Aber wenn viele Gegenſtände zugleich dem Geiſte vorſchweben, oder er mit unruhiger Eile von dem einen zum andern überzugehen genöthigt iſt: dann wird eine außerordentliche und ſeltne Fähigkeit erfordert, wenn der Menſch hell und beſtimmt genug ſehen ſoll, um mit Sicherheit ſeinen Entſchluß zu faſſen.

Eine zweyte Regel iſt, ſeinem Scharfſinne, in der Aufſuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Maßregeln, Grenzen zu ſetzen. Grübelnde Köpfe ſind Skeptiker in der Theorie, und unentſchloſſen in der Praxis. Jede Sache, die man vorhat, muß man bis auf einen gewiſſen Grad unterſuchen: das will die Vernunft; und ohne das würde man als ein Thor handeln. Aber man muß dieſe Unterſuchung nicht bis zur Subtilität treiben; man muß ſich mit einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit begnügen; man muß nicht, wenn man eine Anzahl tauglicher Mittel zum Zwecke

gefunden hat, noch immer neue und verborgnere Wege zu demſelben aufſpüren. Die Wahl wird ſchwerer, je mehr die Zahl der Dinge anwächſt, unter welchen man zu wählen hat. Wer demnach, ehe er ſich entſchließt, vollſtändig alles erſchöpfen will, was ſich über einen Gegenſtand denken und ſagen läßt, wer alle möglichen Maßregeln erſt vor ſich ſehen will, ehe er *eine* ergreift: der wird nie *ſchnell*, und er wird ſelten zu einem *feſten* Entſchluſſe kommen. Man fliehe vor allen Dingen den Scharfſinn der Streitluſtigen, der mehr Schwierigkeiten zu machen, als die Wahrheit zu finden, bemüht iſt. Der gemeine ſich keinen Vorzug anmaßende Menſchenverſtand, kann eine Sache oft praktiſch richtig, und ſelbſt leicht entſcheiden; in welcher der ſpeculirende, auf ſeinen Scharfſinn ſtolze Theoriſt ſich ſelbſt verwirrt. Dieß leidige Intereſſe, ſich ſtets als einen vorzüglichen Kopf zeigen zu wollen, hat, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, manchen Denker irre geführt, und ihn das Mühſame und Weithergeholte dem Wahren, das einfach war und ihm nahe lag, vorziehn laſſen. Aber wenn ſich eben dieſes Intereſſe gelehrter Eitelkeit in unſre Berathſchlagungen, über Angelegenheiten der eignen oder der gemeinen Wohlfart, einmiſcht:

dann iſt nichts anderes, als eine unkluge Behandlung und ein unglücklicher Ausgang zu erwarten.

Einige noch ſpeciellere Regeln, die mich meine eigne Erfahrung gelehrt hat, ſollen dieſen Aufſatz beſchließen.

Erſtlich. Der Unentſchloſſene muß keinen zu langen Zeitraum, zwiſchen ſeinen Berathſchlagungen und der Ausführung, laſſen. Er würde, bey Verlängerung deſſelben, gewiß ſo oft auf den Gegenſtand ſeiner Beſchlüſſe mit ſeinen Gedanken zurückkommen, daß ſich ihm bald neue Anſichten deſſelben zeigen würden: und dadurch würde, entweder ſein voriges Nachdenken vergeblich gemacht, — oder, wenn er die frühern mit den ſpätern Ideen vereinigen wollte, der Weg zur Unſchlüſſigkeit für ihn eröffnet werden.

Es iſt überhaupt weit rathſamer, ſowohl um zur völligen Einſicht einer Sache, als zu einem feſten Entſchluſſe in Abſicht ihrer zu kommen: daß man ſie einmahl ganz, vom Anfange bis zu Ende, mit voller Aufmerkſamkeit, durchdenke, als daß man ſich mit ihr oft, und immer doch nur laulicht beſchäftige. Man iſt zuerſt, natürlicher Weiſe, ſicherer, das Wahre und das Zweckmäßige zu finden, wenn man ſeine Kräfte recht anſpannt, und der Unterſuchung des Gegenſtandes eine ungetheilte

Aufmerkſamkeit eine Zeit lang widmet. Und, in der That, ſobald die Vorſtellungen durchaus helle ſind, ſobald wird auch das Uebergewicht der Gründe auf der einen oder der andern Seite leicht entdeckt: und wo man dieſes Uebergewicht mit Ueberzeugung erkannt hat, da iſt Entſchloſſenheit unausbleiblich. Dazu kömmt, daß ſchon das Bewußtſeyn, einem Geſchäfte oder einer Berathſchlagung, eine Zeit völlig gewidmet, und eine ruhige und vollſtändige Meditation darauf gewandt zu haben, uns mit uns ſelbſt zufriedner macht, und in der Folge abhält neuen Einfällen Gehör zu geben. Im Gegentheile kömmt, aus oft wiederhohlten, aber immer nur ſtückweiſe, und gleichſam als proviſoriſch angeſtellten Unterſuchungen, ſelten ein befriedigendes Reſultat. Und die Gewohnheit ſelbſt, welche dadurch geſtärkt wird, auf vormahlige Ueberlegungen immer wieder zurückzukehren, und an ihren Endurtheilen etwas abzuändern, giebt dem fehlerhaften Hange des Unentſchloſſenen neue Nahrung.

Um aber die Ueberlegung nur einmahl anſtellen zu dürfen, und ſie dann recht vollſtändig zu machen, iſt es ſehr nützlich, den Zeitpunct zu derſelben recht zu wählen. — Für weit entfernte Vorfälle zum voraus ſorgen, ſcheint zwar die Sache der

Klugheit zu ſeyn. So lange man aber keine Hand ans Werk legen kann, um Anſtalten dafür zu machen, iſt das darauf gewandte Nachdenken, inſofern es nicht bloß die theoretiſche Kenntniß der Sache zum Zwecke hat, mehr ſchädlich als nützlich. Es zerſtreuet oft von gegenwärtigen dringendern Geſchäften; es läßt nur halbe und unvollſtändige Ideen in der Seele zurück, welche der künftigen nähern Unterſuchung der Sache nur wenig vorarbeiten, — und ſie dadurch erſchweren, daß uns der Gegenſtand zu gewohnt, und durch die öftere Wiederhohlung ekelhaft geworden iſt. — Auf der andern Seite iſt das Aufſchieben der Berathſchlagung bis zu dem Augenblicke, wo man von der Nothwendigkeit ſie auszuführen gedrängt wird, ein Symptom der Unentſchloſſenheit. Wenn, bey einem Menſchen, ſich eine gewiſſe Weichlichkeit und Abneigung vor allem was ſchwer iſt, mit dem Schwankenden ſeiner Vorſtellungen, und der Unfähigkeit zur Gewißheit, oder doch zu einer Entſcheidung zu gelangen, verbindet: ſo wird er Berathſchlagungen, deren Mühſamkeit er vorausſieht, ſo wie jeder Kraftloſe die Arbeit, welcher er nicht gewachſen iſt, ſo lange auszuſetzen geneigt ſeyn, als er nicht dazu genöthigt wird. Aber dieſer Aufſchub vermehrt das Uebel, welches der Menſch dadurch von ſich

ent-

entfernen wollte. Gedrängt von andern Menſchen, von den Umſtänden, oder durch die Kürze der Zeit, findet er ſich noch weniger, als ſonſt, vermögend, die Wage, deren Ausſchlag ihn beſtimmen ſoll, in feſter Hand zu halten. Da er nie zu ſchnellen Entſchlüſſen gewöhnt war, und nun äußerſt ſchnell ſich entſchließen ſoll: ſo wird der Aufruhr ſeiner Lebensgeiſter und die Verwirrung ſeiner Ideen größer, als jemahls. Iſt noch überdieß Gefahr mit der Sache verbunden: ſo kann dieſer Zuſtand ſo peinlich werden, daß er der Verzweiflung nahe kömmt.

Noch einmahl alſo: wer ſich zur Entſchloſſenheit vorbereiten will, gewöhne ſich zu einem zuſammenhängenden, ruhigen und vollſtändigen Nachdenken über die Gegenſtände, welche er ſeiner Berathſchlagung unterwirft: aber er enthalte ſich einer oft wiederhohlten Betrachtung derſelben. Er nehme ſich beſonders dann, wenn der Zeitpunct der Ausführung nahe genug iſt, um die Lage der in Rechnung zu bringenden Umſtände vollſtändig vor Augen zu haben, eine von allen andern Beſorgungen freye Zeit, die Sachen, welche er unternimmt, reiflich und von allen Seiten zu durchdenken. — Er erlaube ſich nicht, ſolange er über dieſelben rathſchlägt, mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf andre Dinge umherzuſchweifen, und begnüge ſich nicht

mit einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung. Aber wenn er einmahl dieſe Unterſuchung geendiget, und den Schluß der Rechnung gezogen hat: dann erlaube er ſich auch eben ſo wenig, ſtets wieder von vorne anzufangen, noch weniger, durch flüchtige Rückblicke auf die Sache, oder durch neue Grübeleyen, ſich in ſeinen Ueberzeugungen irre, und in ſeinem Entſchluſſe wankend zu machen.

Eine zweyte Regel iſt: der Unentſchloſſene muß nicht viele Leute um Rath fragen. Er hat einen gewaltigen Hang dazu: aber eben deßwegen muß er ihm widerſtehn. Nicht nur gewöhnt ſich der Menſch, der immer Rathgeber zur Seite hat, nie ſelbſt zu urtheilen, oder ſeinem Urtheile nie zu trauen: ſondern er wird auch oft durch die Verſchiedenheit der Meinungen, die er anhört, und durch das Widerſprechende der Rathſchläge, die man ihm giebt, noch mehr mit ſich ſelbſt uneins gemacht.

Ueberdieß betrügt ſich der Unentſchloſſene, wenn er durch den Rath, den er bey andern ſucht, der Schwierigkeit, ſelbſt einen vernünftigen Entſchluß zu finden, auszuweichen hofft. Wenige Rathgebenden wiſſen ſich ſo in die Stelle deſſen, der ſie fragt, zu verſetzen, daß ſie wirklich an ſeiner Statt, auf eine ihn befriedigende Weiſe, entſcheiden könnten. Meiſtentheils paßt ihr Rath zu ſeinen Umſtänden

nur unvollkommen. Er iſt alſo alsdann noch eben ſo zweifelhaft, ob er ihn annehmen, und noch mehr, wie er ihn anwenden ſoll. Und gehört nicht ſchon dazu Entſchloſſenheit, dem Rathe eines Andern blindlings zu folgen? Der Unentſchloſſene behält ſich gemeiniglich vor, den ihm gegebnen Rath von neuem zu prüfen. Was iſt ihm alſo damit geholfen? Eben ſo leicht hätte er oft damit fertig werden können, ſeine eigne Ideen aufs Reine zu bringen, als ſie mit den Ideen ſeines Rathgebers zu vereinigen. Oder folgt er dieſen ohne alle Prüfung: ſo ſetzt er zugleich einen Herrn über ſich.

In dieſer Rückſicht, iſt es, um nicht erſt viel Rath zu hören, um noch weniger in die Verſuchung zu kommen Rath einzuhohlen, eine gute Uebung für den Unentſchloſſenen, ſeine Sachen ganz in der Stille und für ſich abzumachen. Viel von den Dingen, die man thun will, reden, ſetzt entweder ſchon Zweifelmüthigkeit und Unentſchloſſenheit voraus, oder zieht ſie nach ſich. Entſchloſſene Leute hingegen ſind gemeiniglich etwas verſchloſſen, und theilen ihre Gedanken ſelten eher mit, als bis ſie zur Ausführung ſchreiten.

Im Moraliſchen iſt jede Eigenſchaft, welche Wirkung einer andern iſt, unter veränderten Umſtänden, geſchickt, Urſache derſelben zu werden. Ver-

ſchwiegenheit iſt die Folge, oder eine Unterart der Feſtigkeit: denn nur der kann ſchweigen, der um eines gefaßten Entſchluſſes oder eines gegebnen Wortes willen, allen noch ſo ſtarken Aufforderungen zu reden, und allen ſich darbiethenden Entſchuldigungen des gebrochnen Stillſchweigens, zu widerſtehen die Kraft hat. Aber hinwiederum führt die Gewohnheit über ſeine entworfnen Pläne gegen Perſonen, die zur Ausführung nicht unmittelbar nöthig ſind, zu ſchweigen, zu einer größern Beharrlichkeit bey dieſen Plänen. Wie könnte der Schwätzer mit ſeinen Berathſchlagungen geſchwind fertig werden, oder denſelben treu verbleiben, da er durch die öftre, unnütze, laute Wiederhohlung ſeiner Ideen, zu Abänderungen derſelben unabſichtlich verleitet, und durch das, was andre ihm darauf erwiedern, von neuem in der Anhänglichkeit an ſie geſtört wird?

Wenn in den Angelegenheiten, welche Viele in Gemeinſchaft zu beſorgen haben, doch die Direction einem Einzigen übergeben werden muß, wofern die Entſchlüſſe prompt und feſt ſeyn ſollen: ſo wird jeder noch weit mehr in ſeinen eignen Angelegenheiten Alleinherrſcher ſeyn müſſen, wenn er ſie in der möglich kürzeſten Zeit und aufs planmäßigſte endigen ſoll.

Die letzte Regel ſey folgende. Der Unentſchloſſene muß ſich in ſeinen Sachen und in ſeinen Ge-

ſchäften, einer ſtrengern Ordnung, als jeder andre, befleißigen. Da er zur Verwirrung ſeiner Ideen, und zum Widerſpruche zwiſchen ſeinen Vorſätzen, durch ſeine körperlichen, oder geiſtigen Anlagen, geneigt iſt: ſo muß er alle äußere Urſachen der Zerſtreuung und der Unſtätigkeit vermeiden. Und unter dieſen Urſachen iſt die Vielfachheit der auf einen Augenblick zuſammentreffenden Beſorgungen, die immer eine Folge der ſchlecht eingetheilten Zeit iſt, eine der größten.

Wer ſchnell die Gegenſtände überſieht, und in ſeinen einmahl gebilligten Ideen, hintendrein wenig zu berichtigen findet, der kann auch eine Menge ſich drängender Geſchäfte ohne Verlegenheit abthun, — kann ohne Verwirrung von einer Berathſchlagung zur andern eilen. Jede Sache iſt immer abgefertiget, ſobald er ſie einmahl durchdacht, und ein Schlußurtheil über ſie gefällt hat. Keine Zweifel über das, was er eben gethan, oder beſchloſſen hat, ſtören ihn in dem, was er noch zu thun und zu beſchließen hat. Aber der, welcher zu ſeinen Ueberlegungen, wegen der ſich in ſeinem Gemüth häufenden Bedenklichkeiten, viel Zeit braucht; — wer eine ſchon zur Entſcheidung gebrachte Sache doch wieder vor ſeinen Richterſtuhl zieht: der kann nur durch die Theilung ſeiner Geſchäfte, durch die jedem derſelben angewieſene Zeit, und durch eine gewiſſe Pünctlichkeit

in Befolgung feſter Regeln der Ordnung, zu derje⸗nigen Gemüthsruhe gelangen, ohne die es unmöglich iſt, einen Entſchluß mit Selbſtzufriedenheit zu faſſen.

Schon ein unaufgeräumtes Zimmer, durch ein⸗ander geworfne Papiere können einen Menſchen, der geneigt iſt, in Verlegenheit zu gerathen, zu dem, was er auf der Stelle entſcheiden, oder zu Ende bringen ſoll, ungeſchickt machen. Noch weit ärger iſt es, wenn er in dieſem Zimmer herbeyſuchen ſoll, was er zu ſeinem Geſchäfte nöthig hat; wenn unter dieſen Papieren die Actenſtücke der zu entſcheidenden Streitfrage zerſtreut liegen. Ich habe Menſchen ge⸗ſehen, die immer etwas zu ſuchen hatten, wenn ſie in irgend einer wichtigen Sache einen Entſchluß von ſich geben ſollten, und die, über der zwiefachen Ver⸗legenheit, in der ſie waren, tödtlichen Angſtſchweiß vergoßen.

Auch findet ſich oft, daß die Unentſchloſſenen, die verlegenen Menſchen, zugleich unordentliche Menſchen ſind: es ſey nun, daß ihr Unvermögen ſich zu entſchließen ſie, auch in den kleinen Bemühungen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung gehören, zum Aufſchieben und zur öftern Unterbrechung dieſer Ar⸗beit veranlaſſet; oder daß ihr früher Hang zur Unord⸗nung ſie oft in Umſtände verſetzt hat, wo die Verwir⸗rung der Gegenſtände ſie verlegen machen mußte.

Alle Regeln alſo, welche die bisherigen Betrachtungen an die Hand geben, laſſen ſich in folgende kurze Vorſchriften für den, welcher der Entſchloſſenheit als einer Tugend nachſtrebt, zuſammenfaſſen. „Baue deinen Verſtand an; und ſuche dir die, zu jedem dir obliegenden Geſchäfte nöthigen Kenntniſſe zu „erwerben. Unternimm nichts, wovon du dir bewußt „biſt, daß es deine Talente überſteigt, oder daß du „nicht die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht „haſt: erkenne dich zu dem Ende ſelbſt, und ſchätze das „Maß deiner Kräfte richtig. Wenn es zum Berathſchlagen kömmt: ſo ſuche nicht ſowohl viele, oder, „welches ſchlimmer iſt, feine Beſtimmnngsgründe „deiner Handlungen auf, — (die handgreiflichſten „ſind die beſten,) als vielmehr den Vorzug, welchen ein „Grund vor dem andern hat. Und ſobald du das Uebergewicht anf irgend einer Seite entdeckt haſt, ſo „erlaube dir nicht ohne Aufhören neue Berathſchlagungen: und dieß um ſo viel weniger, je mehr du „an guten Einfällen reich, oder je geneigter du zur „Speculation biſt. Endlich ſuche dich, ſo weit es „in deiner Gewalt ſteht, beherzt zu machen. „Bilde dir nicht kleinmüthig ein, daß auf jeden Fehler den du begehſt, auf jede unrecht ergriffene Maßregel, das Unglück deines Lebens als Strafe ſtehe. „So viele Dinge geſchehen über und wider deine

Bayerische Staatsbibliothek München

„Erwartung, daß du wohl einſiehſt, mit deinem äu„ßern Glücke ſpiele der Zufall, oder es werde durch „eine höhere Vorſehung geleitet. Das dir anver„traute Geſchäft iſt alſo nur, als ein verſtändiger, „geſetzter, ruhiger und ſittlich guter Menſch in der „Welt zu handeln. Und würdeſt du nicht dieſen „Hauptendzweck aller deiner Unternehmungen ver„fehlen, wenn du eben dadurch, daß du deren glück„lichen Ausgang zu ſorgfältig vorbereiten wollteſt, „zu lauter wankenden und unſicheren Schritten auf „deiner Laufbahn veranlaſſet würdeſt?

Ende des erſten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX, 180, 536 S.
1 Frontispiz

voll cpl.
f. g. k.
DKF 1977

77

ANTIQUARIAT
GUNNAR KALDEWEY
HAMBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, 1742-1798 / Graff, Anton, / Lips, Johann Heinrich,

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben

Bd.: 1

Breslau (1792)

Opp. 468-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603913-7
VD18 90302974